Als. 214 h-2

<36601381040017

<36601381040017

Bayer. Staatsbibliothek

Fg|90|40620

IACOB STURM VON STURMECK
Stättmeister der Stadt Strassburg.
Geboren 1489. Gestorben 1553.

J.R.H.f.

Neue

Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg und des ehemaligen Elsaßes.

Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791.

von

Johannes Friese,

Jugendlehrer.

Im vierten Jahr der Freiheit.

Zweyter Band.

Zweyte Auflage.

Straßburg,

gedruckt und in Commission zu haben, bei Lorenz und Schuler, wie auch in allen Buchhandlungen.

1792.

B S B
MÜNCHEN

Antwort und Berichte.

Einige meiner Leser haben mich gefragt: Ob die Geschichte, die ich beschreibe, auch zuverlässig wahr seye? Denen antwortete ich: Lieben Freunde, ich erzähle Ihnen wahr und treu, wie ich es vor mir finde; ich schöpfe auch aus den besten Quellen, die wir haben; sollten aber diese uns trügen, dann wäre ich unschuldig. Letzteres ist aber nicht wohl möglich, weil es mehrentheils Aktenstücke oder solche Manuscripte sind, die sich auf obrigkeitliche Urkunden beziehen. Indessen ist es meine Pflicht, dem Publikum meine Gewährs-Männer anzuzeigen, auf deren Aussage hin ich verantwortlich bin. Unter den gedruckten Büchern nenne ich nur den bekannten

Königshofen, Bernhard Herzog, Schadäus Sleidan, Wenkers Traktat von den Usburgern, Schöpflings Alsatia illustr. Silbermanns Lokal-Geschichte der Stadt Straßburg und die Straßburgische Kirchen-Ordnung. Andere Autores nenne ich an gehörigen Orten. Von geschriebenen Büchern sind die vornehmsten: Sebastian Brands Annalen, zwey Bände, Folio. Straßburger Chronik, von Jakob Trausch, drey Bände in Folio. Wenkers geschriebene Straßburger Chronik, drey Bände in Folio. (Diese ist, wegen ihrer Gründlichkeit gleichsam der Probierstein der Andern). Sebald Bühlers geschriebene Chronik von Straßburg, zwey Bände in Folio. Johannes Walthers — und Daniels Speckle's geschriebene Chroniken, drey Bände in Folio. Schmidts Geschichte der Reformation in Straßburg, und die Silbermännischen Manuscripte, welche den zweyten Theil seiner Lokal-Geschichte hätten ausfüllen sollen. Sie enthalten zwölf Bücher-Laden voll Manuscripte und Zeichnungen aus allen Fächern: von Bergen und Bergschlössern im Elsaß — von mancherley Geschichten — von Stiftern und Klöstern — von Rittern, Knechten und Glevenbur-

gern — von der Regierungs-Form — vom Münzwesen — von Zünften und Handwerkern — von Brücken und Straßen — von Höfen, Gütern, Allmendplätzen, Namen einzelner Häuser und viele andere Artickel *).

Alle diese Zeugen der Vorzeit höre ich an; vergleiche ihre Aussagen gegen einander; ziehe dann, nach meiner besten Einsicht, das Wesentlichste

---

*) Mit Ehrfurcht nenne ich den Namen Silbermann. So wie Er, hat noch niemand für Straßburgs Geschichte gearbeitet. Schade, daß das Publikum seine Arbeiten nicht ganz benutzen kann! Einige meiner Leser wünschen sehr, daß sein Bildnis, in Kupfer gestochen, und dieser Vaterländischen Geschichte, an der er so vielen Antheil hat, als Titel-Vignette voran gesetzt würde. Er verdiente es gewiß! aber es ist sehr kostspielig. Wenn sechs hundert meiner Leser das Andenken dieses verdienstvollen Mannes zu ehren, jeder zwölf Sous besonders anwenden wollen, so will ich die Ausführung dieses Wunsches, durch die Hand unsers vortreflichen Künstlers, des Hrn. Guerins besorgen.

und Gemeinnützigste aus; wobey ich freylich, wegen der großen Menge der Geschichten, mit mir selbst oft lange nicht einig werden kann. Dieses, und das, und jenes möchte ich meinen Lesern auch gerne mittheilen; schon habe ich es geschrieben, und mit schwerem Herzen streiche ich es wieder aus — warum? ich würde zu weitläufig werden. Wenn endlich meine Auszüge fertig sind, so übergebe ich sie, Bogen weise, zween unserer würdigsten Gelehrten zur Prüfung; und so glaube ich alles zu leisten, was man von einem wahrheitsliebenden Geschichtschreiber fordern kann.

Beyträge zu der Geschichte des Vaterlandes aus andern Städten des ehemaligen Elsaßes habe ich keine erhalten; ohnerachtet ich bey verschiedenen Personen sehr darum gebethen habe; ohne Zweifel haben dringendere Geschäfte es Ihnen bisher nicht zugelassen; ich wiederhole also mein Ansuchen hiemit öffentlich.

Im Anfang, da ich den Reichthum der Geschichte noch nicht kannte, glaubte ich in vier Heften, oder zwey Bändchen einen Auszug der Vaterländischen Geschichte liefern zu können; als

ich aber während der Bearbeitung die großen geschriebenen Werke, welche ich eben genannt habe, mit noch vielen Andern, kennen lernte, verzweifelte ich fast an der Ausführung meines Plans; sicher würde ich meine Feder schon wieder nieder gelegt haben, wenn das geneigte Publikum meine Arbeit nicht mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen hätte. Dieses schmeichelhafte Zutrauen meiner Mitbürger hebt meinen Muth, die, für mich, sehr schwere Arbeit freudig fortzusetzen; in der tröstlichen Hoffnung, daß sie zu der so hochnöthigen Volks-Aufklärung auch etwas Weniges beytragen werde. Indessen kann ich meinen Lesern nunmehr mit Gewißheit sagen, daß diese Vaterländische Geschichte 4 Bänd'gen, oder 8 Hefte enthalten wird.

Eines bitte ich noch von meinen Lesern, und insonderheit von unsern Katholischen Mitbürgern: weil in unserer Vaterländischen Geschichte so viel von Religions-Sachen vorkommt, daß sie doch ja Religion und Pfafferey *) nicht mit einander verwechseln möchten. Das

*) Man verzeihe mir diesen Ausdruck, ich fand keinen Schicklichern.

Wesen der Religion ist rein, heilig, ehrwürdig, unverletzlich; hat seinen Sitz in der Seele des Menschen, und bestehet in reiner Gottes- und Menschen-Liebe; in einem weisen und treuen Gebrauch aller Leibs- und Seelenkräfte zum Wohl Aller. Hier verschwindet aller Parthey- und Seckten-Geist. Die verschiedenen Formen der äussern Gottes-Verehrung hindern nicht an der Bruder-Liebe, nicht an der Anbethung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Die ächten Diener der Religion, zu welcher Kirche sie auch gehören, sind ehrwürdige Männer; durch Worte und Beyspiele Lehrer und Tröster des Volks. Diese hingegen, die Pfafferey, ist jene unselige, unter dem Deckmantel der Religion, tückisch handelnde, ränkvolle Art mancher sogenannter Diener der Religion, welche die Geschicht-Bücher aller Zeiten und aller Völker anfüllet und schändet; denen der Bauch ihr Gott ist, die nur ihrem eigenen Interesse Weihrauch streuen, aus der Religion ein Gewerbe machen, und Ruhe, Freyheit, Glück, Leben und Seligkeit ganzer Völker ihrer Herrsch- und Habsucht aufopfern — im Namen des Gottes der Liebe schuldlose Bür-

ger morden, und Brüder gegen Brüder aufhetzen und bewaffnen. . Wenn solche Wölfe im Schaafs=Kleide entlarvt und in ihrer Blöße dargestellt werden, sagt, lieben Brüder, sollte wohl die Religion dadurch angetastet werden? Ich glaube nicht; es gereicht vielmehr zu ihrer Ehre, wenn solche Schandflecken, die den heiligen Namen Religion so lange misbrauchten, gebrandtmarkt werden. Lange genug standen diese privilegierten Missethäter unter dem Schutz des Despotism; nun aber, da das Volk der Franken diese Fesseln zerbrochen, der Wahrheit und der Vernunft gehuldiget; allen Nachkommen Adams gleiche Rechte und Pflichten, Belohnungen und Strafen zuerkannt hat, nun darf auch der redliche Verehrer der Religion Jesu ohngestraft die Wahrheit sagen.

Ich bin, Gott sey es gedankt, von aller Partheysucht in der Religion so ziemlich frey; ich schätze es zwar für mein gröstes Glück, in der Evangelischen Kirche gebohren und erzogen zu seyn; bin ihr auch von ganzem Herzen ergeben: ich glaube aber, daß der Geist der christlichen Religion in allen Partheyen

der nemliche ist; und daß nur Misverständnisse, welche von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, und Priester-Trug uns noch von einander trennen.

Johannes Friese,

wohnhaft an der Geistgasse, zunächst dem Bauerntanz, am Graben, N°. 19.

Zweyter Zeitraum
der
Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale während seiner Verbindung mit dem Teutschen Reich.

Zwote Abtheilung.
Von 1400 bis 1681.

Inhalt

der andern Hälfte des zweyten Zeitraums der Vaterländischen Geschichte.

Fünfzehntes Jahrhundert.

	Seite
Straßburgs Wohlstand in diesem Zeitraum	1.
Bischof Wilhelm von Dietz	3.
verschenkt die Ortenau, 1405	4.
kündigt der Stadt den Krieg an	5.
hilft zu den Unruhen in Metz, 1406	6.
versetzt sein Land an Straßburg, 1408	7.
macht einen Anschlag auf Trier, 1409	8.
Aergerliche Spaltung unter drey Päbsten, 1410	10.
Straßburg soll einen anerkennen	11.
Kayser Sigmund kommt nach Straßburg, 1414	12.31.
tanzt mit den edlen Weibern	14.
diese kaufen ihm ein Paar Schuhe	15.
Straßburg nimmt den Bischof gefangen, 1415	17.
wird beym Concilium verklagt	20.
was ist ein Concilium? Note	—
will den Bischof nicht losgeben	21.

Inhalt.

	Seite
fällt darüber in den Bann	24.
Streit mit den teutschen Herren	26.
Ausgang dieses Streits	28.
Sechste Aenderung des Regiments, 1415	29.
Gespenster-Schrecken auf dem Hohensteeg, 1417	30.
Bauern verbrennen den Zehnten, 1418	32.
Schlechte Aufführung der Edelleute in Straßburg	33.
viele fliehen heimlich aus der Stadt, 1419.	35.
Bischof Wilhelm schlägt sich zu ihnen	36.
Schöffenschluß des Adels wegen	37.
Krieg der Stadt mit dem Adel, 1420	38.
Verlust der Straßburger bey Mutzig	39.
Ursprung des Ohmgeldes, 1424	43.
Bemerkungen über die Pest	44.
Ausgang des Kriegs mit dem Bischof und dem Adel, 1428	46.
Die Armaniacken verheeren das Elsaß, 1439	51.
Frankreichs neue Konstitution ist Teutschlands Glück	54.
Bischof Wilhelms Tod, 1439	56.
Erfindung der Buchdruckerkunst, 1440	57.
Streitige Bischofs-Wahl	63.
Ruprecht von Bayern, Bischof zu Straßburg	65.
Etwas aus der Schweitzer Geschichte	66.
Die Armaniacken kommen wieder, 1444	68. 73.
Die Schlacht bey St. Jakob vor Basel	69.
Vergleich des Bischofs mit der Stadt, 1447	76.
Achträder-Mühle erbaut, 1449	—
Großer Streit der Weltgeistlichen und der vier Bettelorden in Straßburg, 1451	77.
Ursachen dieses Streits	78.
Die Stadt unterstützt die Bettelorden	80.
Die Weltgeistlichen fragen nichts nach des Pabsts Bann	—

Inhalt.

	Seite
verlieren den Prozeß, 1457.	82.
400 Knaben wallfahrten nach Frankreich	83.
Kayser Friedrich in Straßburg, 1473	85.
Burgundische Unruhen im Elsaß, 1475	86.
Bey Granson, Murten und Nancy waren auch Straßburgische Völker	88.
Straßburgs Vertheidigungs-Anstalten	89.
Bischof Ruprecht stirbt, Albert von Bayern wird erwählt, 1478	91.
Bischöflicher Butterhandel	92.
Gröste Wassersnoth, 1480	93.
Doktor Geiler, erster Prediger im Münster, 1481	95.
dringt auf eine Reformation der Geistlichen	97.
dessen Strafpredigt, 1492	98.
derselben gute Wirkung vom Pabst verhindert	100.
predigt vor Kayser Maximilian	101.
Peter Schott, Kanonikus zum Jungen St. Peter eifert wider den Ablaß	103.
stirbt durch Gift, 1490	104.
dessen Grabschrift, 1490	105.
Empörung der Bauern im Elsaß, 1493	107.
Venerische Krankheit, 1495	109.
Unglücklicher Brand im Spanbett, 1497	111.
Päbstlicher Ablaß in Straßburg verkauft 1497 und 1499	112.
Sünden-Taxe	114.
Anwendung der Ablaßgelder	117.
Glückliches Ende dieses unglücklichen Jahrhunderts	118.

Nachlese.

Abschaffung der Priesterehe in Straßburg, 1129	119.

Sechzehntes Jahrhundert.

Verschwörung der Bauern im Elsaß, 1503	124.
Maximilian und Wimpheling	127.

Inhalt.

	Seite
Das Concilium zu Pisa 1511.	128.
Prągmatische Sanktion in Frankreich abgeschaft, die Concordaten eingeführt, 1516	129.
Leo X. giebt Anlaß zur Reformation	132.
Tezels Ablaßkrämerey, 1517	133.
Luther eifert gegen diesen Ablaß	134.
Priestergeitz befördert die Reformation, 1518	135.
Straßburgs nützlicher Kornhandel	137.
Wimphelings letzter Brief an den Kayser	138.
Anfang der Reformation in Straßburg, 1521	140.
Die ersten evangelischen Prediger	—
Die Schreiner in der Kurbengasse machen einen Predigtstuhl für M. Zellen	141.
Ein päbstlicher Legat kommt nach Straßburg, 1522	142.
M. Zell bekommt Gehülfen am Evangelio	144.
Prediger treten in den Ehestand	145.
der Bischof beschwert sich darüber	146.
klagt vor dem päbstlichen Legaten, 1524	147.
Antwort der Straßburgischen Gesandten	148.
Gottlose Behauptung des Legaten	149.
M. Zell zum Feuer verdammt	150.
Capito wird Pfarrer zum jungen St. Peter	151.
Die Stiftsherren entfliehen	153.
Die erste teutsche Messe im Münster	154.
Päbstliche Reformation der Geistlichen	155.
Auflauf im Münster	157.
Inventur der Klöster	158.
Conrad Trägers Lästerschrift	159.
Die Bürger nehmen unruhige Geistliche gefangen	160.
Verfolgung der Evangelischen im Sundgau	163.
Straßburg der Verfolgten Zuflucht	164.
Kayser Carls V. Brief an die Straßburger	165.
Bittschrift der Gemeine alt St. Peter	166.
Stiftsherren entwenden die geistlichen Güter, 1525	169.

Inhalt.

	Seite
Geistliche schwören den Bürgereid	170.
Mönche lernen Handwerker	171.
Nonnen verlassen ihre Klöster	——
Bauernkrieg im Elsaß	173.
Ittel Jörg, der Bauern Oberster	175.
Klemens Seich, ein Gartner, ihr Prediger	176.
Kloster Altdorf geplündert	177.
Straßburg besänftigt die Bauern	180.
Grobheit und Stolz der Bauern	181.
Herzog von Lothringen handelt verrätherisch	182.
Ein frommer Domherr wird verfolgt, 1526	186.
Kinderlehre angefangen	187.
Streit wegen dem Nachtmahl des Herrn	188.
Straßburg nimmt Zwinglius Lehre an	189.
Disputation zu Bern, 1527	190.
Verfolgung der Wiedertäufer	191.
Verhandlung wegen Abschaffung der Messe, 1528	192.
Schöffenschluß der Messe halben	196.
Straßburg vom Reichs-Regiment verstossen, 1589	198.
Jakob Sturms muthige Erklärung	199.
Vertrag mit den Stiftern	200.
Anwendung der Klostergüter	202.
Sieben Pfarrkirchen geordnet	203.
Kluge Barmherzigkeit der Straßburger	205.
Kronenburgerthor-Gewölbe	206.
Woher der Name Protestant?	207.
Religionsgespräch in Marburg	209.
Straßburgischer Schweitzerbund	210.
Reichstag zu Augsburg, 1530	212.
Straßburg unterschreibt die Augsburgische Konfession nicht	213.
Uebergiebt eine andere	214.
Diese ist zweydeutig, und misfällt	215.
Elende-Herberge und St. Arbogast abgebrochen	217.

Inhalt.

	Seite
Prediger-Mönche übergeben ihr Kloster, 1531	218.
Der Prior gefangen genommen	219.
Von den Mönchen verklagt	220.
Muthwillige Theurung aufgehoben	221.
Zwinglius und Oecolampadius sterben	222.
Straßburg nimmt die Augsburgische Konfession an, 1532	223.
Sturms witzige Antwort	224.
Erhöhung des Stallgelds	——
Oeffentliche Stadt-Bibliothek	225.
Gelehrte Männer in Straßburg, 1538	227.
Stiftung des Kollegiums	228.
Johannes Kalvin, Französischer Prediger in Straßburg	230.
Der Märtyrer Brulius	231.
Benfelden kommt wieder an den Bischof	232.
Das Räubernest Hundsfelden zerstört	——
Eraßmus von Limburg wird Bischof zu Straßburg, 1541	233.
Türken-Hülfe, 1542	——
Bucer reformirt Kölln	234.
Krieg mit Heinrich von Braunschweig	——
Der große und kleine Bethtag geordnet	——
Sieben Ammeister in einem Tag erwählt, 1543	235.
Simon Frank, ein ächter Patriot	236.
Ein seltsamer Liebeshandel	——
Luther und Capito sterben, 1546	239.
Schmalkaldischer Krieg	——
Johannes Diazius ermordet	241.
Unglückliche Trennung des Schmalkaldischen Bundes	246.
Straßburg mit dem Kayser ausgesöhnt, 1547	247.
Das alte Straßburgische Zeughaus	249.
Anfang des Interims	250.
Bucer will es nicht unterschreiben, 1548	252.

Inhalt.

	Seite
In Augsburg und Ulm wird es mit Gewalt eingeführt	253.
Straßburg will es nicht annehmen	—
Der Kayser dringt hart darauf	254.
Schreiben des Bischofs an die Stadt	256.
Schöffen-Versammlung	257.
Vertrag mit dem Bischof, 1549	262.
M. Zellens Leichenrede	264.
Bucer kommt nach England	265.
Einführung des Interims, 1550	266.
Prediger-Kirche eröffnet	267.
Zween Knaben verursachen große Unruhe	268.
Diese hat gefährliche Folgen	269.
Der Kayser vermittelt die Sache	371.
Die Protestantischen Prediger eifern gegen das Interim	272.
Auch gegen den Magistrat, von der Kanzel	274.
Jakob Sturms Rede an die Prediger	275.
Das Concilium zu Trient, 1551	276.
Moritz von Sachsen, 1552	—
Straßburg rüstet sich zum Krieg	277.
Schlägt Frankreich den Durchzug ab	279.
Wird mit einer Belagerung bedroht	280.
Kayserliche Armee im Elsaß	282.
Kayser Carl V. in Straßburg	283.
Metz, Toul und Verdun kommen an Frankreich	284.
Jakob Sturm und Johannes Sleidan sterben, 1556	285.
Großes Unglück durch Schießpulver, 1558	287.
Das Interim nimmt ein Ende, 1559	288.
Blinder Lärm im Münster	289.
Straßburg ganz Protestantisch, 1560 1561	290.
Sakraments-Streit	291.
Hunger und ansteckende Seuchen, 1563	293.

Inhalt.

	Seite
Viele Jungfrauen sterben, 1564	—
Schädlicher Winter, 1565	295.
Neue Rheinbrücke, 1566	—
Bau der neuen Kanzley	—
Unsere Schule zur Akademie erhoben	297.
Hundert arme Schüler von St. Marx unterstützt	—
Nonnen verklagen die Stadt bey dem Kayser	—
Neue Befestigung, 1567	299.
Schlacht bey Schirmeck, 1568	—
Straßburg kauft die Herrschaft Barr	300.
Johannes Graf von Manderscheid, wird Bischof, 1569	301.
Dessen Mutter stirbt Evangelisch in Zabern, 1572	302.
Er verweigert der Stadt den Eid, 1573	304.
Handelt feindselig, 1576	305.
Die Stadt will ihn gefangen nehmen, 1577	306.
Er legt endlich den Eid ab, 1578	307.
Großes Lustschiessen zu Straßburg, 1576	308.
Zürcher Hirsbrei	309.
Belohnungen und Freuden an diesem Bürgerfeste	310.
Daniel Speckle, Straßburgs Baumeister, 1577	311.
Prinz Conde, 2 Jahre in Straßburg. Note	317.
Der Verräther Malaregius, 1581	—
Großer Streit unter den Gelehrten	322.
Des großen Johannes Sturms armseliges Ende	324.
Bruderhöfische Händel, von 1583 bis 1592	325.
Das Carthäuser-Kloster abgebrochen, 1591	340.
Das Kloster St Klauß in Undis aufgehoben, 1592	341.
Doppelte Bischofswahl, und erfolgter Krieg	343.
Löbliche Stiftungen	347.

Die Geschichte Straßburgs und des Elsaßes im fünfzehnten Jahrhundert.

Vom Jahr 1400 bis 1500.

Gleichwie die Stadt Straßburg, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, durch die fünfte Erweiterung ihre gröste Ausdehnung erhielt, so erstieg sie auch in diesem Zeitraum den höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhms, den sie in ihrer Lage, als eine **freye Reichsstadt**, zu erklimmen fähig war; indem sie nach und nach zu dem Besitz aller landesherrlichen Hoheitsrechte gelangte.

Als eine **unmittelbare Reichsstadt** erkannte sie keinen Oberherrn als das Reich; dem Kaiser leistete sie, selbst wenn er in ihren Mauern war, keinen Huldigungs-Eid. In den Römerzügen wehete ihr Panier *) an der Spitze der andern

*) Dieß Panier war die Hauptfahne der Stadt Straßburg, und ist von dem rasenden Pöbel der im Jahr 1789 unser Gemeinhaus bestürmte, in tausend Stücke zerrissen worden. Sie war von

Reichsstädte, unmittelbar nach dem Kaiserlichen Adler. Gleich andern Fürsten am Rhein prägte sie goldene und silberne Münzen, und übte in ihrem Gebiet die höchste Gerichtsbarkeit, nach ihren eigenen Gesetzen, aus. Sie schlos Bündnisse und Traktaten mit den ersten Fürsten des Reichs, ja selbst mit dem Kaiser; und das Gewicht ihres Beytritts oder ihrer Entfernung blieb in den Waagschalen der Staatsangelegenheiten nie unbemerkt. Die Tapferkeit ihrer Bürger im Kriege, die Klugheit und Treue ihrer Offiziere und die Menge ihres Geschützes machte sie ihren Feinden fürchterlich. Ihre Kassen wurden nie ganz ausgeleert, noch weniger mit Schulden belastet, aber sehr oft konnte sie große Summen an andere Fürsten und Städte, ja selbst an Könige ausleihen. Ihre Handlung war sehr beträchtlich, und die in diesem Zeitraum wieder

weissem Doppeltaffet, etwa 14 franzöſ. Schuhe hoch, und 10 breit; auf derselben war die Heil. Jungfrau Maria mit ihrem Kinde sitzend gemahlt. In jenen Zeiten wurde diese Fahne den Truppen der Stadt vorgeführt, und in allen Feld- und Römerzügen hatte sie den Vorzug vor allen andern Städten; öfters wurde sie auch selbst anstatt des Reichfahnens gebraucht. Das kleine Panier hingegen ist noch auf der gemeinen Stadt-Bibliothek zu sehen.

auflebende Gelehrsamkeit und der Kunstfleiß ihrer Bürger, insonderheit die Erfindung der nützlichen Buchdruckerkunst, erwarben ihr eine allgemeine Hochachtung und einen ausgebreiteten Ruhm.

Aber eben dieser Ruhm, Reichthum und Wohlstand, den sich Straßburgs Bürger unter den heftigsten Stürmen und in den schröcklichsten Zeiten erworben hatten, erweckte ihnen auch viele und mächtige Neider. Insonderheit konnten es die Bischöffe von Straßburg nie verschmerzen daß sie mit aller List und Macht, welche sie seit 200 Jahren angewandt hatten, diese Stadt unter ihr Joch zu bringen, nicht nur nichts ausgerichtet, sondern durch ihre unselige Bemühung die Stadt zu verderben, sich selbst und ihr Land in Noth und Schulden gesteckt hatten. Bischof Wilhelm von Dietz machte es noch ärger als alle seine Vorgänger.

Bischof Wilhelm verklagt die Stadt 1405.

Dieser böse und unruhige Mann, dessen Regierung, zum Schaden der Stadt und des ganzen Landes, 44 Jahre lang dauerte, mischte sich in alle Händel und führte beständige Kriege. Im J. 1405 verklagte er die Stadt Straßburg bey dem Kaiser, daß sie ihn aller seiner Gerech-

tigkeiten, die er an sie habe, beraube; zugleich bat er, der Kaiser möcht ihm mit seinen Kriegsvölkern zu Hülfe kommen, alsdann wollte er die Stadt mit Gewalt zum Gehorsam zwingen. Und damit er Kaiser **Ruprechten** desto leichter für sich gewinnen möchte, so verehrte er ihm die ganze **Ortenau**, welche den grösten Theil des Bisthums, jenseits des Rheins, ausmachte, und aus den Städten **Offenburg**, **Gengenbach**, **Zell am Hammersbach**, **Ortenburg** und 70 **Dörfern** bestand. Der Kaiser nahm dieses ansehnliche Geschenk, als im Namen des Reichs, an, behielt es aber hernach für sich, obgleich das Kapitel und die Stadt dagegen vorstellten, „daß „diese Lande dem Bischof nur zum Genuß nicht „aber als Eigenthum zuständig wären; daher „er sie auch nicht zu veräussern das Recht habe.„ Die Stadt **Oberkirch** sollte auch in dieser Schenkung begriffen seyn, allein sie wollte sich durchaus nicht von dem Bisthum trennen lassen, welches hernach zu vielen Händeln Anlaß gab. Das Kapitel und die Stadt wurden darauf vor den Kaiser geladen, und ihnen die Klagen des Bischofs vorgehalten; diese verantworteten sich mit Nachdruck; legten ihre Privilegien und den mit Bischof Wilhelm geschlossenen Vertrag vor,

und überwiesen ihn aus seiner eigenen Handschrift 13 mal des Meineides; klagten ihn als des Kirchenraubs und vieler anderer Laster schuldig, bey dem Kaiser an. Der Kaiser schlug hierauf dem Bischof die verlangte Hülfe ab; ermahnte ihn zum Frieden, behielt aber die geschenkten Städte und Dorfschaften für sich.

Da sich Bischof Wilhelm in seiner Rechnung so schändlich betrogen sahe, rüstete er sich dem ungeachtet zum Krieg gegen Straßburg; die Stadt setzte sich gleichfalls in eine gute Verfassung, aber das ganze Land war mit Angst und Schrecken erfüllt. Alle Landleute schloßen sich an die Stadt und an das Domkapitel an, und brachten ihre Güter zur Sicherheit nach Straßburg. Da der Bischof merkte, daß auch das ganze Land wider ihn wäre, besorgte er, daß die Sachen leicht eine üble Wendung für ihn nehmen könnten; er gab daher sein Vorhaben, die Stadt zu bekriegen, für dismal wieder auf, und verband sich mit dem Adel der Stadt Metz.

In dieser Stadt hatten nemlich die Edelleute bisher alle Gewalt gehabt; jetzt aber fuhr die Gemeine zu, stieß ihre ehemaligen Unterdrücker aus der Stadt, und besetzte das Regiment aus den Handwerkern, wie zu Straßburg. Der

Adel bekriegte nun die Stadt mit Raub und Brand, wozu Bischof Wilhelm aus allen Kräften half. Nachdem der Krieg über ein Jahr gedauert hatte, gelang es denen vom Adel, die Stadt Metz durch Verrätherey zu erobern. Nun setzten sie sich selbst wieder in ihre Aemter und Würden ein; entwaffneten die Bürgerschaft, und 1500 der Reichsten und Angesehensten aus den Handwerkern wurden, mit Säcken unter dem Arm, gebunden an die **Mosel** geführt; daselbst sties man jeden in den Sack, den er selbst zu der Richtstätte getragen hatte, und ertränkte sie in der Mosel. **Der aristokratische Geist ist immer grausam und blutdürstig; alldieweil reiner Patriotismus Schonung und Nachsicht beweiset.**

Inzwischen hatte Bischof Wilhelm sein Vorhaben, die Stadt Straßburg zu bekriegen, noch nicht aufgegeben; es fehlte ihm nur an Geld. Dieses zu bekommen, kam er auf den ganz artigen Einfall: **die Straßburger mit ihrem eigenen Gelde zu bekriegen, und in diesem Kriege nicht nur die verpfändeten Länder, sondern die Stadt Straßburg selbst zu erobern.** Zu dem Ende versetzte er der Stadt nach und nach einen großen Theil des Bisthums,

als erstlich das Amt Ettenheim, hernach Oberkirch, nach diesem Benfelden, endlich Danbach, Molsheim, Kochersberg, Wanzenau und Dachstein. Und ob gleich die Stadt Straßburg die Absicht des Bischofs wohl merkte, so war sie doch froh, daß sie diese Städte und Schlösser in ihre Gewalt bekam, die ihr in dem bevorstehenden Kriege viele Vortheile verschaffen konnten. Das Domkapitel sahe es auch lieber, als wenn sie in fremde Hände gefallen wären.

Indessen fand es der Bischof gleichwohl noch nicht rathsam die Stadt Straßburg anzugreifen. Er suchte also eine andere Gelegenheit zum Kriege, denn ruhig konnte er nicht bleiben, besonders wenn er Geld hatte; er war ein Feind des Friedens. Diesemnach verband er sich mit einigen ihm gleichgesinnten Grafen, denen von Bitsch, von Salm, Lichtenberg, Saarbrücken, Nassau und andern. Diese Herren verabredeten unter sich einen Plan, nach welchem sie Trier überfallen, erobern und plündern wollten. Diese Stadt widmete sich ganz ihrem Nahrungsstand, hatte wenig Kriegsvolk, und ihre Einwohner waren reich. Es däuchte also jene Herren etwas leichtes zu seyn, dieselbe zu gewinnen. Sie griffen auch die Sache schlau genug an,

um sich einen glücklichen Erfolg versprechen zu dörfen *).

Auf den Tag Petri und Pauli war Jahrmarkt oder Messe in Trier, auf diese rüsteten sie viele Schiffe, mit Fässern, Kisten und Ballen, als ob es lauter Kaufmannsgüter wären; in der That aber war nichts als Kriegsgeräthe darinnen. Drey hundert Mann waren zum Theil auf den Schiffen vertheilt, andere giengen als Kaufleute oder als Pilgrime verkleidet in die Stadt. Diese sollten in der abgeredeten Stunde, Nachts um 12 Uhr, ein Thor öffnen, da unterdessen die Armee, tausend zu Pferd und fünf hundert zu Fuß, von den benachbarten Dörfern zusammen treffen, und in die Stadt eindringen würden. In der letzten Nacht lag ein Theil dieser Völker in einem nahen Dorf, welches einem von den verrätherischen Grafen gehörte, und wartete auf die verabredete Stunde zum Aufbruch; zwey von ihnen redeten miteinander in der Kammer

*) Ob sie auch ein Recht oder Klage an die Stadt hätten, das kam bey solchen Räubern nicht zur Frage! Eines jeden Recht ist in seiner Faust, war damals der allgemeine Grundsatz. Darum heissen auch jene Jahrhunderte die Zeiten des Faustrechts.

von dem vorhabenden Angriff und der zu machenden Beute. Den vorigen Tag hatte man in Trier zween Männer aus der Stadt verwiesen, diese waren in dem nemlichen Dorf über Nacht, und höreten in der Nebenkammer alles mit an, was jene Krieger von dem blutigen Anschlag auf diese gute Stadt miteinander redeten. Mit klopfender Brust eilten sie nach Trier zurücke, um das Vaterland, das sie ausgestoßen hatte, vor der nahen und großen Gefahr zu warnen. Sie entdeckten den mörderischen Anschlag einem Wächter auf der Warte, und dieser dem Bürgermeister. Sogleich wurde auf dessen Befehl die Sturmglocke geläutet, die Bürgerschaft versammelt, die Schiffe untersucht und also eine Stunde vor dem Ausbruch die schwarze Verrätherey entdeckt. Die saubern Herren wurden fast alle gefangen, in Ketten und Bande gelegt, gefoltert, und erst im dritten Jahr gegen 20,000 Kronenthaler wieder frey gelassen. Schade, daß Bischof Wilhelm nicht persönlich dabey war; drey Jahre in Fesseln wäre für ihn und für das Land eine große Wohlthat gewesen. **Wer erkennet nicht in dieser Geschichte die wachende Vorsehung Gottes über ein friedliches Volk!**

Aergerliche Spaltung unter drey Päbsten 1410.

Außer diesen kleinen Privatkriegen der Fürsten und Städte untereinander, von denen ich meinen jungen Lesern schon so manches erzählet habe, wurde die ganze Christliche Welt auch noch von einer allgemeinen Noth gedrückt, durch welche das Elend jener Zeiten den höchsten Grad erreichte. Es waren nemlich damals sehr oft zwey auch wohl drey Päbste neben einander, von denen jeder für den rechtmäßigen Statthalter Jesu Christi wollte gehalten seyn; jeder wurde auch in einigen Ländern und Königreichen dafür erkannt; und oft that einer den andern mit seinem ganzen Anhang in den Bann; es entstanden Rotten und große Aergernisse, wobey nicht selten Ströme von Menschenblut vergossen wurden.

Im Jahr 1409 waren zwey Päbste, **Gregor** XII. zu Rom, und **Benedikt** XIII. in Avignon. Das Concilium von Pisa setzte sie beyde ab, und **Alexander** V. wurde erwählet. Allein die beeden alten Päbste fragten nichts darnach; sie erklärten das Concilium für ungültig und thaten den neuen Pabst in den Bann. Die Väter der Kirchenversammlung und Pabst Alexander sprachen hingegen das **Anathema** über

jene aus. Frankreich und Italien hieltens mit Alexandern; Teutschland hingegen und der Kaiser erkannten den alten Gregor für den wahren Pabst. Nun schrieb der neuerwählte Pabst an den Magistrat von Straßburg, daß man ihn bey Strafe des Bannes, als das rechte Oberhaupt der Kirche erkennen müße: Gregor XII. that das nemliche, und wurde noch dazu von dem Kaiser unterstützt, welcher neben dem Bann auch noch mit der Reichsacht drohete, wenn Straßburg den alten Gregor nicht anerkennen würde. Die Stadt und das Kapitel waren nun in einer bösen Lage; alle Tage hielt man Rathsversammlungen und Convente, und konnte nicht zum Schluß kommen. Unvermuthet kam Botschaft, Pabst Alexander wäre gestorben; und 3 Tage hernach starb auch Kaiser Ruprecht an einem Trunk, den er im Zorn gethan hatte; so entgieng Straßburg für diesmal dem Bann, der eben sollte angekündiget werden.

Im folgenden Jahr wurde Sigmund zum römischen Kaiser erwählt, ein Mann von großem Verstand und vieler Gelehrsamkeit; sinnreich in seinen Reden, freundlich und scherzhaft im Umgang mit jedermann. Dieser Herr arbeitete gleich im Anfang seiner Regierung mit Klugheit und Ernst an einer Vereinigung der Kirche. Er

verlangte, daß alle drey Päbste, Gregor XII. Benedikt XIII. und Johannes XXIII. welcher letztere für Alexander V. erwählt worden war, aus Liebe zum Frieden, ihre Würde niederlegen sollten, damit man alsdenn ein einiges, rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche wählen könnte. Gregor und Benedikt wollten nichts davon hören; doch gelang es dem Kaiser, den Pabst Johannes zu bereden, daß er ein allgemeines Concilium nach Costanz am Bodensee ausschreiben ließ. Nachdem der Kaiser diese Sachen eingeleitet, und die Versammlung bereits ausgeschrieben war, zog er aus Italien über Bern, Basel und Straßburg nach Aachen, um sich daselbst krönen zu lassen.

Kaiser Sigmund kommt nach Straßburg 1414.

In unserer Vaterstadt kam er den 18. Julius an, und hielt sich sieben Tage in unsern Mauern auf. Man bewieß ihm alle ersinnliche Ehre, überreichte die gewöhnlichen Geschenke und versprach ihm eine ansehnliche Begleitung zur Krönung nach Aachen mitzugeben. Den andern Tag kam auch Bischof Wilhelm den Kaiser zu empfangen; bey dieser Gelegenheit klagte er

abermal sehr über die Stadt: als aber Sigmund den Magistrat auch anhörte, erkannte er bald die bösen Absichten des Bischofs, bestätigte der Stadt Freyheiten, und ermahnte den Bischof zum Frieden. Und da die jährliche Messe der Kaufleute in Abgang gekommen war, so suchte die Stadt von dem Kaiser die Erlaubnis, die jährliche Messe 14 Tage vor, und eben so lange nach Johannistag halten zu dürfen, welches sie auch erhielt. Für diese Gefälligkeit zahlte Straßburg dem Kaiser 2000 und seinem Kanzler 200 Goldgulden. Auch eine Erhöhung des Rheinzolles erlaubte Sigmund den Straßburgern. Ein Fußgänger bezahlte von dieser Zeit an 3 Heller; ein Reiter 3 Pfennige; ein Karren 6, und ein Wagen 12 Pfennige.

Während dem Aufenthalt des Kaisers brauchte die Stadt alle mögliche Vorsicht, die allgemeine Sicherheit zu erhalten. Die Thürne und Mauern waren beständig mit Geschütz und bewaffneten Leuten besetzt; und die ganze Nacht giengen zwo Schaarwachen, jede mit 60 Pferden und 100 Fußgängern in der Stadt herum. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da man vors erste dem Bischof nicht trauen durfte, und zweytens auch die Zorn- und Mühlenheimische Fami-

lien noch immer in Feindschaft miteinander lebten, von denen in diesen Umständen ein fürchterlicher Ausbruch zu besorgen war. Der Kaiser hingegen überließ sich in diesen Tagen ganz der Lust seines Herzens, und schien sowohl seine hohe Würde, als seine wichtigen Reichsgeschäfte unter lauter Kurzweil und Tanz vergessen zu haben.

Die fürnehmsten adelichen Frauen und Jungfrauen hatten ihm schon den ersten Abend ihre Aufwartung gemacht und den Kaiser zum Tanz auf die Trinkstube zum **Mühlstein** eingeladen, wohin er sich auch begab. Einige kluge Damen, welche besorgten, die denen von **Müllenheim** wiederfahrene Ehre möchte die **Zornische** Parthey zur Eifersucht reitzen, woraus großes Unheil entstehen könnte, luden den Kaiser für den folgenden Tag auf den **Hohensteeg** zum Tanz ein. Diesen soll er im Scherz zur Antwort gegeben haben: Er wisse den Weg nicht; wenn sie ihn aber dahin begleiten wollten, so wollte er kommen. Den andern Morgen, früh um 6 Uhr, sollen über hundert solcher edeln Aufwärterinnen mit Musik vor sein Logis, in dem Eckhause der Brand- und Münstergasse gekommen seyn. Da der Kaiser dieses wahrgenommen, wäre

er aufgestanden, habe geschwind einen langen Schlafrock um sich geworfen, und seye so, wie er aus dem Bette gekommen, hüpfend und springend mit ihnen ins Münster in die Frühmesse gegangen. Als hernach die Frauen gesehen, daß der Kaiser keine Schuhe anhätte: haben ihm die edeln Weiber in der Kurbengaße zween Schuhe um 7 Kreuzer gekauft; sie ihm angezogen, und nun wäre der Kaiser bis auf den Hohensteeg, wo er seine Kleider angetroffen, mit ihnen fortgetanzt *).

Am Nachmittag wurde die Freude des Kaisers plötzlich unterbrochen; es zog nemlich ein schweres Gewitter auf, mit schröcklichem Donner und Blitzen; der Kaiser ritt in seine Herberge, und die ganze Gesellschaft gieng auseinander. Bald darauf schlug der Blitz in den Pfennigthurn und es gieng ein großes Feuer auf. (Siehe 239. im 1sten Band). Die ganze Stadt

---

*) So erzält Bernhard Herzog den Vorgang mit den Straßburgischen Weibern, und beruft sich dabey auf unsern alten Königshofen: allein Königshofen, der ein Augenzeuge dieser Feyerlichkeiten gewesen ist, meldet kein Wort davon; daher an der Wahrheit dieser Geschichte sehr zu zweifeln ist.

kam in Bewegung. Die Glocken stürmten, und die Bürger liefen gewaffnet hinter das Münster. Darüber erschrack der Kaiser, indem er meinte, es sey ein Aufstand wegen dem Bischof oder den Edeln ausgebrochen. Als aber der Ammeister zu ihm kam, und ihm sagte, daß diese Anstalten bey Feuersbrünsten gewöhnlich seyen, und die Erhaltung der inneren Ruhe zum Zweck hätten, begab er sich selbst auf den Münsterplatz, besahe die Bürger in ihrer Rüstung und lobte ihren Gehorsam und gute Ordnung.

Nach diesem kam der Kaiser nicht mehr auf die Trinkstuben der Adelichen, sondern alle öffentliche Lustbarkeiten wurden die folgenden Täge in des Bischofs Garten gehalten. Die Stadt bezahlte am Ende alles, was der Kaiser und sein ganzes Gefolge verzehrt hatten, welches sich auf 800 fl. belief; man rechnete jede Mahlzeit auf die Person 4 Pfennige, und an des Kaisers Tafel 6 Pfennige. Alle Kosten der Stadt, mit den Geschenken, beliefen sich auf 1500 fl. Bey der Abreise des Kaisers, welche zu Wasser geschah, begleitete ihn der ganze Adel, und der Kaiser gab jeder von den vornehmen Frauen und Jungfrauen zum Abschied einen goldenen Fingerring; er hatte aber deren nur 150, und folglich

bey

bey weitem nicht genug, er bat also die Uebrigen um Geduld, und versprach ihnen dieselbigen nachzuschicken. Ein Jahr hernach erinnerte er sich dieses Verbrechens, und sandte aus Avignon den Straßburgischen Weibern noch 100 solcher Ringe nach.

Noch eine Anekdote von diesem Kaiser. Auf dem Concilium zu Costanz klagten einige Cardinäle über die Teutschen, daß sie von dem Pabst und dem Kaiser sehr böse Reden führten; denen antwortete Sigmund: „Die Teutschen reden wie „wirs treiben; darüber dörfen wir uns nicht be„schweren, daß sie Böses von uns reden, weil wir „uns auch nicht scheuen Böses zu thun.„

Straßburg nimmt seinen Bischof gefangen 1415.

Bald nach der Abreise des Kaisers fieng der Bischof mit der Stadt und dem Kapitel neue Händel an; wiewohl er, eigentlich zu reden, in beständigem Streit mit ihnen lebte, und niemalen aufhörte alles zu thun, was er zum Schaden des Landes und zum Verdruß der Stadt Straßburg thun konnte. Jetzt machte er wieder neue Anstalten die Stadt zu bekriegen; zu dem Ende schloß er Bündnisse mit vielen Herren im Lande; insonderheit mit dem Herzog von

Lothringen, dem er die Stadt Zabern und die ganze Gegend erb- und eigenthümlich übergeben wollte, wenn er ihm gegen die von Straßburg helfen würde. Dagegen protestirten nun das Kapitel und die Stadt nachdrücklich, weil das Land ihm nur zum Genuß und nicht zum Eigenthum gehöre. Allein Wilhelm behauptete: was ein Bischof gekauft oder erworben hätte, das dürfte ein anderer wieder versetzen, verschenken oder weggeben; dabey berief er sich auf die Entscheidung des Conciliums, weil er wohl wußte, daß es auf diesem Wege in die Länge gezogen, und endlich doch zu seinem Vortheil entschieden würde.

Als nun die Stadt und das Kapitel sahen daß der Krieg unvermeidlich wäre, erneuerten sie das Bündnis, welches sie schon zehen Jahre vorher wider den Bischof miteinander geschlossen hatten; doch wollten sie noch alles mögliche versuchen, um die auflodernde Flamme eines innerlichen Kriegs gleich im Anfange zu ersticken. Sie schickten zu dem Ende beyderseits ihre Gesandten an den Bischof nach Molsheim, um an einem Vergleich zu arbeiten; der blieb aber unbeweglich und machte unsinnige Forderungen. Darauf faßten die Gesandten den kühnen

Entschluß, die boshaftigen Entwürfe des Bischofs mit Gewalt zu zernichten. Und weil er alle gütliche Mittel schlechterdings verwarf, so nahmen sie ihn plötzlich in seinem eigenen Schloß gefangen, eilten mit ihm auf Straßburg, und legten ihn auf den Pfenningthurn in gute Verwahrung; und damit er mit niemand reden und keine Meutereyen anstiften könnte, bauete man in aller Eile eine Stube und Kammer über der St. Johannis-Kapelle im Münster, dahin brachte man den Bischof mit starker Wache. Das ganze Land freuete sich über diese muthvolle That, durch welche, wenigstens eine Zeitlang die Ruhe gesichert werden konnte. Denn weit der gröste Theil der bischöflichen Unterthanen hatte sich, zu Abtreibung alles unbilligen Gewalts, mit der Stadt verbunden; und das Domkapitel verpflichtete sich heilig, alle Verantwortung und Kosten tragen zu helfen.

Die Stadt sahe wohl voraus, daß ihr die Gefangennehmung eines geistlichen Fürsten des Reichs viele Verdrießlichkeiten und große Kosten verursachen würde: aber wer konnte das Elend und den Jammer berechnen, den ein verheerender Krieg zwischen Brüdern und Brüdern in dem ganzen Lande anrichten würde? wer den

Werth des zu vergießenden Menschenbluts bestimmen, welches in dem unvermeidlichen Kriege stromweise geflossen seyn würde? Was sind Tonnen Goldes, wenn Menschenblut damit gespart, und Menschenglück befördert oder erhalten werden kann?

Indessen hatte das Concilium *) zu Costanz bereits im vorigen Monat seinen Anfang genommen. Der Kaiser kam in der Christnacht auch daselbst an. Die Freunde des gefangenen Bischofs machten nun diese Sache bey dem Concilium anhängig, vertheidigten die Unschuld des Bischofs, und mahlten die Aufführung der Straßburger mit den schwärzesten Farben ab. Am neuen Jahrstag 1415 kamen schon drey Commissarien, der Erzbischof von Mainz, Marggraf von Baden und Conrad von Winsperg, zu Straßburg an, die Sache zu untersuchen, und

*) Eine Versammlung geistlicher Herren, welche über Religionssachen rathschlagen. Bey diesem Concilium sollen 104,246 Personen gegenwärtig gewesen seyn. Unter dieser Menge waren 18,000 Cardinäle, Bischöffe und Prälaten, 2,400 Fürsten, Grafen und Ritter, 80,000 Fremde von allerley Stand, 346 Komödianten und 1,500 unzüchtige Weibspersonen, ohne das ordentliche Gefolge der Herrschaften.

die Befreyung des Bischofs zu bewirken; es wurde aber nichts ausgerichtet. Nun schickte der Kaiser und das Concilium eine zweyte, und bald darauf eine dritte Gesandtschaft an die Stadt; aber auch diese erreichten ihren Zweck nicht. Zuletzt verlangten die Commissarien, daß man den Bischof an das Concilium ausliefern und dessen Rechtsspruch erwarten sollte. Allein die Stadt und das Kapitel wollten auch dieses nicht bewilligen, und sagten: „Seine Entledigung würde Stadt und Land in die gröste Gefahr versetzen; denn er trachte Tag und Nacht nur wie er Unglück anrichten möchte; dazu achte er keinen Eid, ob er deren hundert schwüre; **er wäre für die Stadt, für das Bisthum und für seine Seele nichts bessers, als wenn er also verwahret würde.**„ Diese Herren mußten also auch wieder abziehen, und der Bischof blieb gefangen.

Nun ergriff der Kaiser und das Concilium ernstlichere Maaßregeln, die halsstarrigen Straßburger zum Gehorsam zu bringen. Die vierte Gesandtschaft kündigte der Stadt und dem Kapitel den Bann des Conciliums und die Achtserklärung des Kaisers an, wofern sie nicht alsbald den gefangenen Bischof, auf Recht vor

dem Kaiser und der Kirchenversammlung losgeben würden. Allein auch diese schröckliche Drohung verfehlte ihren Zweck; die standhaften, biedern Straßburger sahen wohl, wie schändlich die Kirche ihre Gewalt misbrauchte, und daß die hohe Geistlichkeit die Bannstralen nur immer dahin schleudere, wo ihre Herrschsucht und Geldgeiz angegriffen wird; sie fertigten also die Gesandten mit der schon gegebenen Antwort ab, und der Bischof blieb in Arrest. Am dritten Sonntag in der Fasten wurden darauf Stadt und Kapitel von allen Kanzeln vor das Concilium geladen. Drey Bevollmächtigte der Stadt und zwey von dem Kapitel machten sich sogleich auf den Weg; allein in Schafhausen ließ ihnen das Concilium andeuten: Man würde sie nicht hören, wenn sie ihren Bischof nicht mitbrächten; sie zogen also wieder nach Hause; aber der Magistrat faßte den Schluß: das äusserste abzuwarten, ehe er in die Loslassung des Bischofs willigen wollte.

Unterdessen ereignete sich zu Costanz eine Begebenheit, welche den Vätern beym Concilium so viele Mühe machte, daß die Straßburgischen Händel darüber auf eine Zeitlang vergessen wurden. Pabst Johannes XXIII. der vieler Laster

und Verbrechen halben angeklagt war, flohe, mit Hülfe Herzog Friedrichs von Oesterreich, dem der Pabst 70,000 Dukaten deswegen gegeben hatte, den 20. März heimlich von Costanz hinweg. Der Herzog von Oesterreich, der sich auch aus dem Staube gemacht hatte, wurde hierauf von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt; als nun seine Länder allenthalben feindlich angefallen wurden, und vieles verlohren gieng, ließ er selbst zu Freyburg den Pabst gefangen nehmen, und lieferte ihn an das Concilium aus, damit er aus der Acht käme. Johannes XXIII. wurde hierauf seiner Würde entsetzt, und zu einer ewigen Gefängnisstrafe verurtheilt, welche aber gleichwohl nur 2½ Jahre dauerte; nach diesem kaufte er seine Freiheit von dem neuen Pabst für 30,000 Dukaten, und erhielt die Würde eines Cardinals, worauf er bald starb. Die beeden andern Päbste wurden nun auch abgesetzt, und **Martinus** V. zum einigen allgemeinen Pabst erwählt. Gleich nach dessen Erwählung sollte von der so hochnöthigen Reformation der Geistlichkeit im Concilium gehandelt werden; man beschloß, daß man an den Bettelmönchen den Anfang machen wollte: der Kaiser aber bestand darauf, daß dem Verderben der hohen

Geistlichkeit am ersten gesteuert werden müße; dazu hatten aber diese Herren weder Lust noch Willen. Der Pabst reißte heimlich nach Italien, und die hohe und niedere Geistlichkeit blieb unangetastet.

Nun kamen die Straßburgischen Händel im Concilium auch wieder vor. Und weil der Bischof, allen Drohungen ungeachtet, noch immer vest gehalten wurde, so donnerten die heiligen Väter die angedrohten Bannstralen über das Domkapitel, über die Stadt und alle ihre Bewohner her. Am Tage Johannis des Täufers wurde der Bann von allen Kanzeln abgelesen. Nun hörte aller Gottesdienst völlig auf; kein Kind durfte mehr getauft und kein Todter in geweihte Erde begraben werden. Der Himmel sollte für alle, die in diesem Bann sterben, verschlossen, ihre Felder vom Fluch unfruchtbar gemacht, und die Luft, die sie einathmen, vergiftet seyn. Allein die gesunde Vernunft und die öftere Erfahrung hatte die sonst recht gut katholischen Straßburger schon belehrt, daß Gott ganz anders als die Geistlichkeit urtheile und handele. Oft schon hatten sie gesehen, daß der Allgütige Ströme des Segens über sie ausgeschüttet, wenn die Geistlichkeit Fluch und Unsegen ankündigte. Der Magistrat

blieb daher unbeweglich bey seinem Entschluß; tröstete die Bürger und wieß ihnen einen Garten, vor dem Spitalthor, zu einem einstweiligen Begräbnisplatz an: die wakere Bürgerschaft war mit der standhaften Handlungsweise ihrer Obern auch wohl zufrieden, überließ sich der Gnade Gottes und dem Schutz ihres Magistrats, und schickte sich in die Zeit.

So dachten und handelten unsere Väter vor 400 Jahren in einer gerechten Sache: und wir wollten so kindisch seyn, und den ungerechten Bann, womit Pius VI, blos um irrdischer Absichten willen, Frankreich bedrohet, für etwas achten, da er doch nichts, als eine fruchtbare Gewitterwolke ist, die Frankreichs Boden, gleich andern unter dem Päbstlichen Bann stehenden Ländern, fruchtbarer machet!

Die Geistlichen und Mönche tobten indessen gewaltig und richteten viele Händel an; es verdroß sie nicht wenig, daß die Stadt nicht viel nach dem Bann fragte, und die Bürgerschaft ihren Vorspiegelungen kein Gehör gab. Und weil sie selbst gewissermaßen als Bürger anzusehen, und zu ihrem großen Leidwesen an eine **bürgerliche Verfassung** gebunden waren, kraft deren sie **Zoll und Schatzung geben** —

den Verordnungen des Magistrats Folge leisten — vor Gericht sich stellen — und zum Nutzen der Stadt Pferde halten mußten; da sie in andern Reichsstädten nichts gaben, und nur allein unter geistlicher Gerichtsbarkeit standen; so versuchten es zuerst die **Teutschen Herren** *), welche damals neben dem heutigen Margarethen-Kloster wohnten, sich von dieser Verbindlichkeit loszureissen. Sie sagten der Stadt den Gehorsam auf, und verweigerten den Zoll. Der Magistrat mußte es zwar geschehen lassen, verbot aber allen Bürgern, daß ihnen niemand mahlen noch backen, oder irgend einen Dienst leisten sollte. Vor 3 Jahren hatte dieses Mittel eine gute Wirkung gethan **): aber

*) Ein geistlicher Orden, der zu der Zeit der Kreuzzüge ins gelobte Land entstanden ist. Seine Bestimmung war, arme Pilgrime aus Teutschland zu verpflegen und zu beschützen. Dieser Orden besaß erstaunliche Reichthümer und große Länder; wie dann unter andern das heutige Königreich Preußen damalen diesem Orden gehörte.

**) Johannes Zimmer, ein reicher Tuchmacher, hatte einen einigen Sohn bey den Teutschen Herren im Kloster. Dieser wollte seinen Sohn, wider die Verordnung der Stadt, zum Erben seiner

jeẓt zogen sie aus der Stadt, und klagten über den Rath bey dem Concilium. Die Stadt wurde nun, bey Strafe der Achtserklärung, nochmals citirt; und nach vieler Mühe und sehr großen Kosten entschied der Kaiser den Streit: **daß die Teutschen Herren sollten zollfrey seyn, und auch ihre Freunde beerben dörfen, aber der Stadt sollten sie alle Jahr**

Güter einsetzen. Dagegen klagte seines Bruders Sohn, Meyer Löwel, als nunmehriger rechtmäßiger Erbe. Zimmer wollte ihm 600 fl. geben, er nahms aber nicht an. Nun gieng Zimmer selbst in dieses Kloster, als Layenbruder, und vermachte den Teutschen Herren sein ganzes Vermögen; starb auch bald hernach. Meyer Löwel machte Anspruch auf die Verlassenschaft, als auf ein weltliches Gut, das ihm gebühre: aber die Herren wollten ihm nichts geben. Nun verbot der Magistrat alle Gemeinschaft mit den Teutschen Herren. Sie fühlten bald, daß der Schaden größer als der Gewinn werden dürfte, und gaben Löweln was er verlangte.

Während dieser Zeit, als Straßburg mit dem Bann belegt war, wurde Johannes Huß, Professor von Prag, den 6. Julius von dem Concilium zu Costanz verbrannt; und im folgenden Jahr den 30. May hatte sein treuer Freund Hieronimus von Prag gleiches Schicksal.

8 fl. Schirmgeld bezahlen. So hatte Straßburg mit dem Despotismus seiner Geistlichen einen ewigen Kampf, und mußte sehr oft, aus Noth, seinen Hals unter ihr eisernes Joch beugen.

Da inzwischen zu besorgen war, daß der Kaiser auch noch die Reichsacht über Straßburg erkennen würde, so erklärte sich die Stadt und das Kapitel, daß sie den Bischof unter folgenden Bedingungen an das Concilium übergeben wollten: 1. Der Kaiser sollte den Bischof durch eine ansehnliche Gesandtschaft selbst abholen lassen. 2. Diese Gesandten sollten der Stadt und dem Kapitel Bürgschaft leisten, daß der Bischof nicht entwische. 3. Sie sollten auch zugleich Stadt und Kapitel von dem Bann absolviren. Diese Bedingungen nahm das Concilium an. Darauf kam der Bischof von Worms und andere vornehme Herren mit 150 Pferden; die Gesandten leisteten die versprochene Bürgschaft, empfiengen den Bischof aus dem Gefängnis, und den andern Morgen, den 23. Julii geschahe die feyerliche Aufhebung des Bannes, jedoch nur auf 4 Wochen, welcher Termin aber hernach verlängert, und endlich ganz aufgehoben wurde. Die Gesandten der Stadt und des Kapitels reißten mit nach Costanz; das Concilium

übernahm den Proceß — aber dem Kaiser mußte die Stadt 50,000 Gulden Strafe erlegen, weil sie einen geistlichen Fürsten des Reichs eigenmächtig gefangen gesetzt hatte.

Der Proceß kostete die Stadt Straßburg auch schweres Geld, und zuletzt blieb er doch unentschieden. Endlich wurden beyde Partheyen müde. Stadt und Kapitel willigten in die Befreyung des Bischofs; nahmen ihn in guter Hoffnung wieder für ihren Oberhirten an, und erlegten für die Bestätigungsbriefe von Rom 6,000 fl. an die Päbstliche Kammer. Auch alle seine Städte und Schlösser wurden ihm wieder eingeräumt. Er blieb aber nichts desto weniger der Stadt und des Kapitels geschworener Feind so lange er lebte.

Sechste Aenderung des Regiments.

Daß die Bürgerschaft mit dem Betragen der Obrigkeit am Ende nicht wohl zufrieden gewesen, erhellet insonderheit daraus, daß in diesem Jahr wieder ein neuer Schwörbrief aufgericht, und in demselben unter anderm vestgesetzt wurde: **daß nur die 28 Rathsherren aus den Handwerkern den Ammeister wählen, und die Edeln keine Stimme bey dieser Wahl haben sollten; — daß der Ammeister, wenn er**

ein Jahr im Amt gewesen, fünf Jahre nicht mehr neu gewählt werden könne. — Daß das Städtmeisteramt dem nämlichen Gesetze unterworffen seyn solle; — und endlich, daß zu dieser höchsten Würde der Stadt Straßburg, welche bisher allein von den Edeln bekleidet wurde, auch Biedermänner aus den Handwerkern gewählt werden sollen. Dieser neue Schwörbrief wurde von allen 56 Rathsgliedern beschworen und besiegelt. Wie sehr aber diese Verordnungen dem Adel misfallen haben müße, als welcher schon lange wieder daran arbeitete, den Handwerkern das Ruder der Regierung aus den Händen zu winden, und die ehemalige Aristokratie einzuführen, wird die Geschichte der nächstfolgenden Jahre schröcklich genug beweisen.

Gespenster-Schrecken auf dem Hohensteeg 1427.

In diesem Jahr starb Hanß von Westhaußen, ein Ritter zu Straßburg. Als nun nach dessen Tode 22 Ritter mit andern vom Adel des Nachts auf dem Hohensteeg saßen, kam ein muthwilliger Betrüger auf einer Gaißen in die Stube geritten, der Anblick desselben, der zu einer andern Zeit ein großes Gelächter verursacht

haben würde, versetzte alle Anwesenden in Angst und Schrecken. Ein kalter Schauer durchdrang ihr Innerstes, denn sie glaubten alle, es sey der Geist des verstorbenen Ritters, von dem man vielleicht eben geredet hatte. In der allgemeinen Bestürzung hatte auch nicht Einer so viel Gegenwart des Geistes, das vermeinte Gespenst recht zu betrachten, noch weniger den vermummten Geist zu entlarven, wie in unsern Tagen schon viele solcher Betrügereyen entdeckt worden sind. Alle 22 Ritter wurden plötzlich krank; achte starben gleich den andern Tag, und hernach noch mehrere. O wie viel Unheil hat der thörichte Gespensterglaube in der Welt schon angerichtet; und doch sind wir von diesen schädlichen Vorurtheilen noch nicht gereiniget! Viele unter uns glauben und erzählen (zur Schande der Vernunft) noch jetzt die abgeschmacktesten Mährgen, und zittern vor Angst, wenn sie in der Mitternachtsstunde über das so genannte Geistbrückel, oder an einen andern verrufenen Ort gehen sollen!

Kaiser Sigmund kommt wieder nach Straßburg 1418.

In diesem Jahr kam Kaiser Sigmund abermal nach Straßburg mit vielen andern Fürsten und Herren, und blieb beynahe 4 Wochen in

unsern Mauern. Die Stadt that auch wieder ihre milde Hand auf, und beschenkte den Kaiser mit 80 Mark Silber, 4 Fudern Wein, 100 Fiertel Haber und für 12 fl. Fische. Die nemlichen Geschenke hatte man ihm auch im vorigen Jahre, da er sich nur einen Tag bey uns aufhielt, gereicht; und die Fürsten in seinem Gefolge wurden alle noch besonders beschenkt. Dergleichen Besuche kamen sehr oft, und waren jedesmal sehr kostspielig. Man staunt über die ungeheure Summen welche Straßburg immer zu bezahlen hatte.

Bauern verbrennen den Zehnten.

Die Stiftsherren bey St. Thomas hatten den Zehnten im Königshofer Bann. Nun war es zwar kein Recht, aber doch eine alte Gewohnheit, daß man den Bauern in der Aerndte eine gemeine Zeche von Brod und Wein reichte; dieses wollten aber die geistlichen Herren diesmal nicht thun, obgleich die Aerndte sehr ergiebig war. Die Bosheit der Bauern, durch den Geiz der Priester gereizt, verursachte darauf, daß der Zehnte, der noch auf dem Felde lag, durch böse Buben verbrannt wurde. Diese Geschichte soll Anlaß gegeben haben, daß der Stein am Weissenthurnthor mit der bekannten Inschrift gesetzt wurde

Gottes

Gottes Barmherzigkeit,
Der Pfaffen Grittigkeit,
Und der Bauern Bosheit
Ergründet niemand, bey meinem Eid!

1418.

In unsern Tagen gab das Stift den Bauern, statt dieser Zeche, alle Jahr 32 Liv. zu verzehren.

Krieg des Adels mit der Stadt 1419.

Daß die sogenannten höhern Stände, die Geistlichkeit und der Adel, welche, ihrer Bestimmung gemäß, der Trost und die Stütze der übrigen Menschheit hätten seyn sollen, sehr oft die Geißeln derselben gewesen sind; daß durch ihren Stolz, Geiz und Herrschsucht unzählig viele Kriege und Empörungen entstanden, in welchen Millionen schuldloser Bürger ihre Ruhe, ihr Glück, ihr Blut und Leben verloren haben, das ist eine eben so traurige, als in der Geschichte aller Zeiten gegründete Wahrheit, welche auch durch nachstehende Erzählung bestätiget wird.

Ein großer Theil der Straßburgischen Edelleute hatte sich seit langer Zeit der schändlichsten Bubenstücke *) schuldig gemacht. Manche von

*) Siehe Schilter 15te Anmerkung, Seite 817.

ihnen erlaubten sich jede Ausschweifung, und übten alle Arten von Gewaltthätigkeiten am hellen Tage aus; sie bezahlten die Handwerker mit Schlägen, statt des verdienten Lohns; sie nahmen den Krämern ihre Waaren von dem Laden mit Gewalt weg; warfen den Leuten die Fenster ein; raubten den Fischern die Fische und führten ihnen die Schiffe weg; stiegen oft bey Nacht und Nebel in die Häuser, raubten Geld und Silbergeschirr; ehrliche Weibspersonen waren auf der Straße ihrer Ehre und ihres Lebens nie sicher; sie griffen sogar die Schaarwache an; einmal warfen sie bey dem Judenthor einen Schaarwächter über die Mauer in den Graben hinunter; ein andermal sties ein Herr von Kageneck, aus bloßem Muthwillen, ein armes Kind ins Wasser, und schalt noch die, welche ihm zu Hülfe eilten. Gegen alle die heillosen Streiche dieser unedeln Junker fand man kein Recht bey dem Magistrat. Kurz, der Adel lebte ganz zügellos; und mishandelte die Bürger ungestraft auf die ausgelassenste Weise. Ists Wunder, wenn Straßburgs Bürger eine so ausgelassene Menschenklasse einzuschränken, und ihr die Gewalt aus den Händen zu winden suchten?

Rülin Baarpfenning, von der Zunft zum Spiegel, der seit 1399 fünfmal Ammeister gewesen war, und **Hugo Dreizehn**, von den Zimmerleuten, waren zwey eifrige Patrioten, welche auf die Bewegungen des Adels ein wachsames Auge hatten. Sie waren es, welche die geheime Verbindung vieler vom Adel mit Bischof Wilhelm entdeckten, und aus diesem Grunde die **sechste Veränderung des Schwörbriefs**, welcher den Adel in ziemlich enge Schranken einschloß, im Jahr 1416 bewirkten. Allein eben dieses machte die Edelleute fast rasend. Sie stifteten mancherley Händel, brachten böse Reden unter das Volk, und endlich zogen, am Sonnabend vor dem ersten May, ihrer fünfzig ganz heimlich aus der Stadt nach Offenburg, Hagenau, Schlettstadt und andern Orten; man bemerkte ihre Flucht nicht, bis sie ihre Weiber und Kinder auch nachkommen ließen. Von ihnen aufgehetzt, wanderten noch fünfzig andere adeliche Familien aus, und sagten, wie jene, ihr Bürgerrecht durch Briefe auf, nur wenige blieben noch in Straßburg.

Die ausgetretenen Flüchtlinge nahmen den Titel: **Die vereinigte Ritterschaft ausserhalb Straßburg**, an. Bischof Wilhelm schlug sich

bald öffentlich zu ihnen, und gebot auf Laurenzi Tag allen Geistlichen in Straßburg, daß sie dem Magistrat den Gehorsam auffsagen, keinen Zoll und Schatzung mehr geben, zum Nutzen der Stadt keine Pferde mehr halten, und nicht mehr vor Gericht erscheinen sollten: diesen Befehl nahmen die Geistlichen sehr gern an, und die Stadt mußte es in gegenwärtigen Umständen geschehen lassen.

Kurz vor dem Ausbruch dieser Unruhen hatte man Gelegenheit gesucht, wie man den Bischof absetzen könnte: allein er hatte alle seine Städte und Schlösser wohl bestellt, und man mußte besorgen, daß er das ganze Bisthum versetzen möchte, wie er denn auch wirklich im Sinn hatte. Die Stadt lehnte ihm also abermal 60,000 fl. und nahm dagegen die Ortschaften Molsheim, Benfelden, Börsch, Dambach, Oberkirch, Ettenheim und einige andere in Besitz. Diese Orte waren zwar schon lange an die Stadt verpfändet gewesen, man findet auch nicht, daß sie je ausgelößt worden wären; ich vermuthe daher, daß die Stadt auf jene Summen müße Verzicht gethan haben.

Unterdessen wurde in einer Versammlung der 300 Schöffen der Schluß gefaßt: daß alle die, welche ihr Bürgerrecht der Stadt zum Trutz auf-

gegeben hätten, mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde ewig nicht mehr in der Stadt Bann kommen sollten, es sey denn sie kaufen es aufs neue, und unterwürfen sich der Strafe, die ihnen Meister und Rath zu erkennen würde. Man verbot auch allen Inwohnern, bey sehr hoher Strafe, daß niemand die Ausgetretenen beherbergen oder Gemeinschaft mit ihnen haben sollte.

Und weil nicht mehr so viele Edle in der Stadt waren, daß man ihre 28 Rathsstellen hätte besetzen können; so wurde abermal ein neuer Schwörbrief gemacht und besiegelt, des Inhalts: daß künftig nur 14 vom Adel im Rathe sitzen, und der abgehende Ammeister die vierte Städtmeistersstelle einnehmen sollte; daß der freye Abzug zwar jedem frey stehe, aber wer wegziehen wolle, müße sein Bürgerrecht vor Meister und Rath persönlich auffsagen; — und wer in Processe verwickelt seye, selbige zuvor ausmachen soll; — wer einen dieser Artickel bricht, soll 20 Jahre eine Meile von der Stadt verbannet bleiben. Dieß waren die vornehmsten Punkte der veränderten Constitution. Rülin Baarpfenning war nun der erste Städtmeister von den Zünften.

Auch machte die Stadt alle mögliche Vorkeh-

rung gegen innere und äußere Feinde; alle Wachen wurden verdoppelt; alle kleine Thörlein blieben verschlossen; an alle Nebengassen machte man Ketten und Triller, daß kein Pferd durch könnte, und alles durch die Hauptstraßen reiten und fahren müßte. Der flüchtige Adel fand sich also in seiner Hoffnung gewaltig betrogen. Er hatte geglaubt, daß ohne ihn das Regiment ohnmöglich bestehen könne; und daß die Stadt, in dem bevorstehenden Kriege, froh seyn würde, wenn der Adel seine ehemaligen Würden und Aemter nur wieder antreten, und dazu die ausgedehntesten Rechte und Freyheiten in Besitz nehmen wollte. Da nun die Sache eine ganz andere Wendung nahm, kündigten viele vom Adel der Stadt den Krieg an, und streiften auf die Straßburger mit Raub und Brand. Auch machte **Claus Zorn** von **Bulach** Anspruch auf den Zoll, an der Fähre über die Jll, bey Grafenstaden, welches weitläufige Händel verursachte.

Und da andere Städte von dem Bischof und den Edeln, eben so wie Straßburg, geplagt wurden, so schlossen Basel, Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Freyburg, Breysach und andere einen Bund mit Straßburg, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Rechte. Auch das Dom-

Kapitel erneuerte das Bündnis mit der Stadt gegen den Bischof, welcher mit dem unruhigen Adel gemeine Sache machte.

Der Krieg brach also in volle Flammen aus und wüthete, zum Schaden des ganzen Landes, acht volle Jahre ununterbrochen fort. Unerachtet mit dem Bischof während dieser Zeit fünfmal Friede gemacht, und jedesmal ein neuer Vertrag von ihm, der Stadt und dem Kapitel beschworen wurde, so fieng er doch immer wieder von neuem Streit an, gewann aber doch am Ende, mit dem feindseligen Adel, nichts als Schulden, Schande und Schaden; die Stadt Straßburg aber erkämpfte einen ehrenvollen Frieden.

Ich übergehe, um nicht zu weitläufig zu werden, alle die besondern Auftritte dieses Kriegs; aber eine, aus Unwissenheit oder Falschheit der Befehlshaber, unglücklich ausgefallene Unternehmung der Straßburger auf **Mutzig** darf ich meinen Lesern nicht verschweigen, sie dörfte in unsern Zeiten vielleicht nützlich seyn. Der Bischof hatte den Straßburgern das Schloß zu Mutzig weggenommen, dieses suchten die Letztern wieder zu erobern. Zu dem Ende zogen den 8. Junii 1421 zwölfhundert Mann zu Fuß und dreyhundert zu Pferd vor Mutzig, und zwar so

geheim, daß es niemand als die drey Anführer wußten, wohin der Marsch gehen würde. Als sie daselbst ankamen, theilten sie das Volk in drey Hauffen; diese stellten sich in ziemlicher Entfernung von einander. Nun kam Botschaft, daß der Bischof mit 250 Reitern im Anzug wäre, Mutzig stärker zu besetzen. Diese Nachricht erhielten sie eine Stunde vor seiner Ankunft; allein diesem Bericht glaubten sie nicht, machten auch nicht die geringste Anstalt zu seinem Empfang. Der Bischof, der von der Belagerung nichts wußte, kam mit seinen Edeln von Bergbieten her, und war anfangs sehr betreten, eine ihm sechsmal überlegene Macht anzutreffen. Weil er sie aber in drey Hauffen vertheilt sahe, welche wegen der Enge des Wegs nicht leicht zusammen stoßen konnten, faßte er mit den Seinen den verwegenen Entschluß, es koste was es wolle, durchzubrechen. Gedacht und gethan! mit verhängtem Zügel stürzten seine Reiter unaufhaltsam auf den einen Hauffen der Straßburger los, erstachen zwey von ihnen, und nahmen im Rennen 50 Gefangene mit sich in das Schloß. Nun erkannten zwar die Straßburgischen Heerführer ihren Fehler, aber zu spät, und anstatt jetzt desto vorsichtiger und muthiger

zu Werke zu gehen, begiengen sie eine noch weit unverzeihlichere Thorheit; sie zogen nemlich ihr Volk nach Molsheim zurücke, ließen aber alles Geschütz, Sturmzeug und Wägen im Feld vor Mutzig stehen. Auf den Abend kamen des Bischofs Leute, und zogen das, zu ihrem Verderben bestimmte Sturmgeräthe ohne Mühe in die Stadt. Ihr ganzer Verlust bey dem gewaltsamen Durchbruch bestand in drey Mann, die erstochen wurden. Eine solche schimpfliche Niederlage hatte Straßburg noch nie erlitten. Ob Uneinigkeit der Generale, oder übelverstandenes Commando — ob Unentschlossenheit oder vorsetzliche Untreue der Befehlshaber die Ursache dieses Unglücks gewesen seye, können wir nicht entscheiden: dem sey aber wie ihm wolle, so erhellet daraus: daß wir keinen Feind seiner Schwäche halben verachten dörfen. — Daß es im Krieg mehr auf ein kluges Commando, auf Muth und Entschlossenheit, als auf die Anzahl der Krieger ankomme. — Daß die besten Truppen und die grösten Armeen öfters ein trauriges Schlachtopfer unerfahrner oder treuloser Befehlshaber werden müßen. — Dieß sind Wahrheiten, welche nicht nur durch diese Geschichte, sondern durch die Erfahrung aller

Zeiten bestätiget werden. Darum, o theure Waffenbrüder! sehet bey der Wahl der Offiziere (die jetzt großen Theils ganz in euern Händen ist) sehet, sage ich, auf Männer, die mit einem warmen patriotischen Eifer auch die im Kriege nöthigen Kenntnisse besitzen, oder wenigstens sich dieselbe zu verschaffen ernstlich beflissen sind.

Indessen dauerte nicht nur der Krieg mit dem Bischof und dem ausgetretenen Adel immer fort, sondern die Stadt wurde auch noch in einen andern Krieg verwickelt. **Marggraf Bernhard von Baden** richtete viel neue Zölle auf, that den Städten Breysach und Basel, welche Straßburgs Bundsgenossen waren, viel Gewalt und Unrecht, und wollte seinen Unterthanen den freyen Abzug nicht gestatten. Dieser Ursachen wegen bekriegte Pfalzgraf Ludwig und die Städte den Marggrafen; verheerten das Land und belagerten Rastatt. Zu diesem Krieg gab Straßburg, als Bundsgenosse, 1000 Mann zu Fuß 300 zu Pferd, eine große Wurfmaschine und zwo der allergrößten Büchsen oder Kanonen, wo man vor jede, zu einer weiten Reise, achtzehn Pferde spannen mußte. Doch kam es noch in diesem Jahr zum Frieden, und die Zölle wurden aufgehoben.

Unter diesen schweren Unglücksfällen, und den immer fortdaurenden Geld- und Menschen verschlingenden Kriegen, wurde endlich auch die gemeine Kasse erschöpft; und der Rath sah sich genöthiget, das erstemal eine ausserordentliche Auflage auf Lebensmittel zu legen. Es wurde daher verordnet, **daß von jeder Maaß Wein ein Heller Ohmgeld, von Wirthen und Bürgern, oder von jeder Person in einer Haushaltung jährlich 8 ß. bezahlt werden sollte.** Diese Auflage schien um so weniger drückend zu seyn, da eine Maaß Wein nur einen Heller, und ein Fürtel Waizen 3 Schillinge galt. Sie sollte auch, jener Verordnung gemäß, nur drey Jahre dauern: allein die Erfahrung hat uns genug belehrt, daß diese verderbliche Art von Auflagen, von dieser Zeit an, auf jede Gattung menschlicher Bedürfnisse verbreitet, und eben dadurch die unentbehrlichsten Lebensmittel zu einem so fürchterlich hohen Preise getrieben worden sind. Der Magistrat in Colmar wollte damals dieses Ohmgeld auch einführen; es entstand aber ein Auflauf unter den Bürgern, und der Magistrat mußte nachgeben. In unsern glücklichen Tagen, den 1. May 1791 sind alle Beschwerungen, welche auf de[n] Verkauf der Lebens-

mittel gelegt waren, durch unsere weisen Stellvertreter ganz abgeschafft worden, welches uns in der Folge nothwendig wohlfeilere Zeiten verschaffen muß.

Bemerkungen über die Pest.

In dem Jahr 1427 herrschete abermal eine ansteckende Seuche im ganzen Lande, an welcher nur in Straßburg 15,000 Menschen sturben, und zwar gröstentheils junge Leute; dieses häufige Sterben dauerte zwey volle Jahre. In jenen frühern Jahrhunderten wüthete dieses Uebel sehr oft und schröcklich in unsern Gegenden; wie es auch noch in dem Theil von Europa, der von den Türken bewohnt wird, alle Jahr viele tausend Menschen dahin rafft: da wir hingegen in unserm Lande fast gar nichts mehr davon wissen. Unsere Vorfahren, so wie auch die Türken, sahen diese ansteckende Seuche jedesmal als eine Strafe Gottes an; darum suchten sie die Gottheit durch angestellte Prozessionen und Gebethe zu Abwendung dieser schweren Landplage zu bewegen. Wäre dem also, so müßten wir ganz besondere Lieblinge des allgemeinen Menschen-Vaters seyn, daß er uns ganze Jahrhunderte hindurch mit dieser Plage verschonet hat, wozu ihn doch unsere vorzügliche Frömmigkeit wohl nicht bewegen

konnte. Allein so wahr es ist, daß die mehresten Krankheiten und Unglücksfälle nicht von dem guten Gott uns zugeschickt werden, sondern öfters eine ganz natürliche Folge unserer leidenschaftlichen, ausschweifenden, unordentlichen Lebensart sind, so gewiß ist es auch, daß selbst die Pest, die schröcklichste Geisel der Menschheit, oft blos aus solchen Ursachen entstehe, welche in der Faulheit und unreinlichen Lebensart der Menschen gegründet sind. Wenn z. E. viele faule Pfützen und Moräste in einem Lande sind, welche ausgetrocknet und urbar gemacht werden sollten — wenn die Gassen einer Stadt beständig voll Koth liegen, — und durch enges Bauen der freye Zug der Luft gehindert wird — wenn die Wohnungen der Menschen eng, niedrig, dunkel, immer verschlossen, und daher feucht und dunstig sind — wenn überhaupt die ganze Lebensart schmutzig und unflätig ist, so müssen nothwendig von der Menge faulender Dünste ansteckende Seuchen entstehen. Die garstige Lebensweise der Türken ist bekannt genug; und daß unsere Voreltern enge, dumpfigte Gebäude liebten, und sich vor der freyen Luft fürchteten, sehen und erfahren wir noch täglich auf mancherley Weise. Auch von den Vorsichtsregeln, welche gegen

die Ausbreitung der Pest in unsern Zeiten angewandt werden, wußten unsere Våter nichts. Wenn z. E. in einer Stadt oder in einem Lande unter den Menschen oder dem Vieh die Pest wůthet, so hört alle Gemeinschaft, aller Handel und Wandel plötzlich auf; kein Mensch oder Thier darf über die Grenzen des angesteckten Landes hinůber; kommt ein Schiff von einem solchen verdåchtigen Ort her, so muß es 40 Tage in einer Entfernung vom Lande liegen bleiben, bis man von seinem Gesundheits-Zustande hinlångliche Proben hat. Oft zeigt sich die Pest in einem einigen Hause, und in diesem Falle wird das Haus und alles Geråthe und Kleider, der an dieser Seuche verstorbenen Personen, miteinander verbrannt. Dem Wachsthum der Wissenschaften haben wir es nåchst Gott zu verdanken, daß wir seit mehr dann hundert Jahren gesunde Luft einathmen können.

Ausgang des Kriegs mit dem Bischof und dem Adel.

Aller Friedens-Unterhandlungen mit dem Bischof ungeachtet, streifte er mit seinen Helfern gleichwohl unaufhörlich auf die Straßburger, und hetzte ihnen immer mehrere Feinde auf den Hals. Der ewigen Plackereyen müde, beschloß endlich

die Stadt, ihren Widersachern mit Nachdruck zu begegnen. Eine starke Macht zog aus und verheerte des Bischofs Land, und die Schlösser der Edelleute. Sie eroberten **Ramstein** im Weilerthal, **Bernstein, Hausenberg, Herbolzheim**, die Burg von **Kolbsheim**, von **Wickersheim**, von **Wangen** und viele andere veste Plätze. Die Feinde waren indessen auch nicht müßig mit Raub und Brand den Bürgern zu schaden; doch fühlten sie die Uebermacht der Stadt und machten Friede. Dieser war aber kaum geschlossen, als der Bischof schon wieder einen sehr listigen und gefährlichen Anschlag wider die Stadt ausbrütete, und mit vielen Fürsten und Herren heimlich verabredete; welcher, wo ihn die wachende Vorsehung nicht noch zu rechter Zeit entdeckt hätte, dem Bösewicht unfehlbar gelungen wäre.

Auf einen bestimmten Tag versammelte der Marggraf von Baden tausend Reiter in der Stille jenseit am Rhein, und der Bischof brachte in der Nacht 2,000 Reiter ganz heimlich aus dem Breuschthal bis nach Grafenstaden; zwey von den verschworenen Feinden, ein Herr von **Lichtenberg** und einer von **Bitsch**, hatten sich mit ihren Dienern als Fremde in der Stadt auf-

gehalten, und stellten sich als ob sie gleich andern Reisenden über die Rheinbrücke ziehen wollten; als nun die Wächter aufschlossen, fielen diese über sie her, nahmen sie gefangen, und eroberten also betrügerischer Weise die Rheinbrücke. Genommener Abrede gemäß, sollten nun die Völker des Marggrafen herüber ziehen, und das Zollhaus in den Brand stecken; wenn dann die Bürger das Feuer sähen, und aus der Stadt zu Hülfe eilen wollten, so sollte der Bischof von der Metzgerau die sichern Bürger plötzlich überfallen, die Thore besetzen, und mit dem schon aufgebotenen Landvolk in die Stadt eindringen. Allein alldieweil die Eroberung der Rheinbrücke vor sich gieng, war der alte Ammeister mit etlichen Soldnern ausgeritten, Untersuchungen anzustellen; bey Grafenstaden erblickten sie des Bischofs Heer; eilten zurücke und meldeten die Gefahr der Stadt. Da der Bischof sahe, daß er verrathen war, zündete er zu Illkirch ein Haus an, um denen auf der Rheinbrücke das verabredete Zeichen zu geben; als diese das Feuer sahen, steckten sie auch das Zollhaus in Brand, nahmen die Zollbüchse mit sich, und flohen davon. Aus Schaam und Rache kündigten sie nun erst der Stadt den Krieg aufs neue

an,

an, welcher hernach beynahe noch ein Jahr wüthete. Ich bin aber müde die Greuelthaten dieses, der Bischofswürde so unwürdigen Mannes, noch weiter zu erzählen; und labe mich viel lieber mit dem herzerhebenden Gedanken, daß Frankreichs Bischöffe von nun an nicht mehr solche reissende Wölfe in Schafskleidern, sondern Männer nach dem Herzen Gottes seyn werden; die nach dem Muster der Apostel ihre Heerden weiden, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; sie werden nicht mehr über das Volk herrschen wollen, sondern demselben als Vorbilder Christlicher Tugenden vorleuchten.

Endlich wurde im Jahr 1429 ein **allgemeiner Landfriede**, von allen Fürsten, Herren, Städten, Aebten und Prälaten geschlossen, und von dem Kaiser und dem Pabst bestätiget. Die Stadt Straßburg stiftete hierauf, um ihre Dankbarkeit gegen Gott zu bezeugen, auf den ersten Montag nach dem 8ten September eine ewige Messe im Münster; weil er sie in diesem langen, schweren Kriege so gnädig erhalten hat. Die erlangte Ruhe aber wendete sie zum Theil dazu an, sich aufs neue zum Krieg zu rüsten, und die Stadt noch mehr zu bevestigen. Zu

dem Ende baute man vier neue **Wartthürne**, um feindliche Hauffen, welche sich der Stadt nähern würden, in der Entfernung schon zu entdecken und aufzuhalten; auch die auf dem Felde arbeitenden Gartner vor Gefahr zu warnen. In dieser letztern Absicht hiengen an allen Wartthürnen mit Steinen angefüllte Körbe heraus, welche man im Augenblick der Gefahr herunter fallen ließ. Von diesen vier Warten stehet nur noch der Thurn an der **Grünenwarte**, welcher aber erst 1538 erbauet ist; indem den 23. April des vorigen Jahrs das Wetter in die daselbst gestandene Papiermühle schlug und die ganze Warte verbrannte.

Im Jahr 1437 bekam Straßburg mit seinem Plagegeist, dem Bischof, wieder neue Noth. Viele vom Adel hiengen heimlich an ihm, und beförderten seine bösen Absichten wo sie konnten. Durch ihre Hülfe suchte er jetzt die **Münz**= und **Wechsel=Gerechtigkeit** an sich zu reissen. Zu dem Ende hatten ihm ihrer etliche das Wechselrecht abgekauft; dergestalt, daß niemand keinen Goldgulden oder auch grobe Silbermünze einwechseln durfte, als sie. Wäre dieses so fortgegangen, so hätten sie alles Gold und Silber an sich gebracht. Als es aber der Magistrat erfuhr,

strafte er diese Wucherer hart. **Adam von Bock** und sein Bruder **Eberhard** wurden, jener in die Krautenau, und dieser in die Weißthurnstraße verwiesen oder verbannt, deren Grenze keiner lebenslang übertreten durfte; und überdieß mußte jeder zwey hundert Gulden Strafe erlegen. Fünf andere wurden der Stadt mit Leib und Gut eigen; welches Urtheil sie selbst eidlich und schriftlich bestätigen mußten. Hierauf nahm sich die Stadt des Münzens selber an, und kam also auch dieses ausschließliche Recht des Adels in der Bürger Hände.

Die Armaniaken plündern und verheeren das Elsaß 1439.

Endlich erschien das längst gewünschte Todesjahr des feindseligen Bischofs; aber auch dieses bezeichnete er noch mit blutdürstigen Thaten, welche Tod und Verderben über das ganze Elsaß verbreiteten. Gerne würde er gestorben seyn, wenn er nur noch sein Herz und seine Augen an dem Untergang Straßburgs hätte weiden können. In dieser Absicht rief er heimlich den **Dauphin** von **Frankreich**, der mit seinen Kriegsvölkern in Lothringen lag, durch seinen alten Freund, **Johannes** von **Vinstingen**, zu Hülfe wider Straßburg. Diese Völker

hießen Armaniaks, von der Grafschaft Armagnac, in der ehemaligen Provinz Gaskogne, deren Grafen damals in Frankreich sehr mächtig waren; der gemeine Mann aber, dem dieses Wort zu schwer vorkam, nannte diese Leute Arme Gecken, auch wohl die Schinder; weil sie mit den Leuten erbärmlich umgiengen. Johannes von Vinstingen war ihr Wegweiser und Rathgeber, und führte sie selbst über die Steige bey Zabern ins Elsaß. Den andern Morgen rückte die Armee, 12,000 Mann zu Pferd, gegen Straßburg vor. Allenthalben wo sie durchzogen, hinterließen sie Spuren ihrer Grausamkeit; ihre Fußstapfen waren mit dem Blut unschuldiger Landleute gefärbt, welche sie, aus teuflischem Muthwillen, mit den abscheulichsten Martern hinrichteten. Alle Dörfer bis nach Schäfelsheim wurden rein ausgeplündert und viele verbrannt; am vierten Tag rückten sie vor die Stadt; (es war am Sonntag nach Matthias, in der Fasten).

Unterdessen hatte sich ein ehrsamer Rath der Stadt Straßburg in aller Eile zum Krieg gerüstet; viele Häuser ausserhalb der Stadt und zu Schiltigheim abgebrochen, auch alle Bäume umgehauen. Das Landvolk flüchtete von allen

Seiten in das veste Straßburg. Hier wimmelte es von Menschen, und alle Straßen und Gassen standen voll Wagen, Karren, Vieh und Lebensmittel. Die Obrigkeiten aller Städte schrieben einander und suchten wechselseitige Hülfe; aber man konnte nicht zusammen kommen; die Städte waren auch auf einen so plötzlichen und mächtigen Einfall fremder Völker nicht vorbereitet.

Die feindliche Armee hatte sich in fünf Hauffen in die Klämmen und Tiefen vor Eckbolsheim, bey der Carthause, St. Gallen und St. Arbogast versteckt; nur wenige ließen sich sehen, schwärmten herum, plünderten und mordeten allenthalben; dadurch hofften sie die Bürger aus der Stadt zu locken, und dann zu den offenen Thoren hinein zu fallen. Aber Rühlin Baarpfenning, der Stadt Hauptmann, hatte verboten, daß niemand hinaus gehen sollte. Allein bey 600 raubgierige Männer, unter denen auch manche vom Adel waren, verachteten diesen Befehl, und wagten für sich selbst einen Ausfall; von denen wurden 50 zusammen gehauen oder gefangen, die übrigen entrannen in die Stadt. Die Feinde sahen indessen bald ein, daß sie Straßburg nichts anhaben konnten, sie blieben also nur zwey Tage daselbst; alsdann

zogen sie das Land hinauf, über Molsheim, Dachstein, Rosheim, Oberehnheim, Barr, Andlau, Epfig gen Schlettstadt; raubten alles Gut, verbrannten über 110 Dörfer und marterten viele tausend Menschen mit langsamen Quaalen zu Tode. Man widersetzte sich ihnen zwar wo man konnte, und griff hie und da kleine Hauffen, mit gutem Erfolg, an. Bey tausend Mann wurden auf solche Art getödtet. Auch zog der Pfalzgraf Ludwig, der Graf von Leiningen und die Stadt Straßburg eine Armee von 10,000 Reitern zusammen, sie zu verfolgen; da man aber erfuhr, die Feinde wären schon aus dem Lande gewichen, gieng die Armee wieder auseinander. Kaum war dieses geschehen, als die Franzosen wieder umkehrten, und im Sundgau noch ärger als im untern Elsaß hauseten.

Dieser Fall, daß die Franzosen in Teutschland so unmenschlich raubten und mordeten, wird in unserer Geschichte noch öfters vorkommen. Selbst noch im vorigen Jahrhundert haben sie sich dieses Vorwurfs schuldig gemacht. Daher betrachtete das friedliebende Teutschland die Franzosen als Erbfeinde des teutschen Reichs. Aber nicht das Volk in Frankreich — denn

dieses ist gutherzig, empfindsam, edelmüthig — sondern die Herrschsucht seiner Könige, und der Despotismus der Minister, der sich vom Hof aus in das ganze Reich, bis auf den Polizeybedienten herab, verbreitet hatte. Der Despotismus der Befehlshaber, der dem gutherzigen Volk selbst die Sklavenkette anlegte, der war es — der auch Teutschland so oft mit Tigergrimm anfiel, seine schönen Fluren verderbte, Städte und Dörfer verbrannte, und ihre schuldlosen Bewohner mordete. **O Teutschland, segne Frankreichs neue Constitution: denn sie ist auch ein Segen für dich!**

Nach dem Abzug dieser Völker hatte Heinrich von Lützelstein noch 400 Reiter beysammen; diesen ersuchte der alte Schalk, Bischof Wilhelm, daß er mit diesem Hauffen die Stadt **Mühlhausen** unversehens überfallen, und für ihn gewinnen möchte. Der von Lützelstein nahm den Auftrag gerne an, und zog mit seinen Reitern nach Ruffach, als ob er es im Namen des Bischofs besetzen wollte. Aber am Osterdienstag in der Mitternachtsstunde brach er auf mit seinem Volk, um am Morgen frühe, wenn der Hirt das Vieh auf die Weide treibt, die noch schlafenden Bürger in Mühlhausen zu überfallen. Vor

Tag kam er schon zu Wittelbach an; daselbst hatte ein Bauer eine Egge im Feld stehen lassen, das Pferd des verrätherischen Anführers trat in dieselbe, schlug aus und warf ihn herab; dieser zerbrach im Fallen das Achselbein, und ließ sich wegen allzu großen Schmerzen, auf Ruffach zurücke führen. Aber die durch diesen Zufall geretteten **Mühlhauser**, nachdem sie von ihrer großen Gefahr unterrichtet wurden, **dankten der wachenden Vorsehung, welche oft durch verächtlich scheinende Mittel die künstlich ausgedachten Plane der Tyrannen vereitelt.**

Endlich nahm auch das ärgerliche Leben des gottlosen Bischofs, **Wilhelm** von **Dietz**, für Stadt und Land ein erwünschtes Ende. Er starb den 6. October 1439 eines plötzlichen Todes. Die ganz unvermuthete Nachricht von seinem Abschiede erfüllte die Herzen aller Elsäßer mit lebhafter Freude, weil der unruhige Menschenquäler nun endlich auch einmal seine Ruhe im Grabe gefunden. Und wir, meine lieben jungen Freunde, wollen nun einen angenehmern Gegenstand aufsuchen, der uns für die unangenehmen Empfindungen einigermaßen schadlos halte, welche das Elend, das dieser Unmensch in unserm

Vaterlande anrichtete, in uns erregte. Ich glaube einen solchen gefunden zu haben, in der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johannes von Guttenberg zu Straßburg.

Um den Ruhm der Erfindung der **Buchdruckerkunst** streiten die drey Städte **Harlem**, **Straßburg** und **Maynz** schon ein paar hundert Jahre; und noch ist dieser Streit unter ihnen nicht ganz ausgemacht. Da der wahre Vortheil dieser Kunst unstreitig im **Guß der Buchstaben — und in der Beweglichkeit und beliebigen Versetzung** derselben bestehet, so kann Harlem sich dessen nicht rühmen; denn seine Künstler, **Lorenz** und **Johannes Küster**, schnitten die Schrift auf Blatten, und druckten sie wie Holzschnitte ab; welche Art zu drucken den Chinesern schon viele Jahrhunderte vorher bekannt war. Weil aber Harlems Künstler ihre Erfindung nicht von den Chinesern gelernt, sondern selbst erdacht haben, und ihre Arbeit dem **Johannes von Guttenberg** vielleicht der erste Anlaß zu mehrerem Nachdenken worden ist, so hat ihre Entdeckung gleichwohl einen großen Werth. **Straßburg** und **Maynz**

hingegen theilen die Ehre der Erfindung der wirklichen Buchdruckerkunst, wie sie jezt ist, dergestalt mit einander, **daß in Straßburg am ersten mit beweglichen Buchstaben gedruckt, und in Maynz der Guß der Buchstaben erfunden — in dieser die erste lateinische- und in jener die erste teutsche Bibel gedruckt worden ist.**

Aus den Archiven der Stadt Straßburg, und insonderheit aus einem im Jahr 1745, auf dem Pfenningthurn gefundenen **Zeugenverhör des großen Rath vom Jahr** 1439 *) erhellet, daß **Johannes** von **Guttenberg**, genannt **Gänsefleisch**, aus **Maynz gebürtig**, sich im Jahr 1430 zu Straßburg häuslich niedergelassen — mit einer Fräulein, **Ennelin** (Anna) **zu der ißern Thüre** verheyrathet, und bey St. Arbogast, ausserhalb der Stadt, gewohnt habe — daß er während seinem Aufenthalt daselbst (1430 bis 1445) mehrere verborgene Künste, unter welchen auch die Buchdruckerkunst gewesen, getrieben; und den grösten Theil seines Vermögens darüber eingebüßt — daß er sich zu Bestreitung der Kösten der ersten Presse,

*) Siehe Schöpflin Vindiciae Typographicae.

mit einigen vermöglichen Bürgern verbunden habe — daß diese Presse von einem Dreher, **Conrad Sahspach** im Krämergäßlein gemacht, und in dem Hause eines seiner Mitgenossen **Andreas Drizehns** drey Jahre gestanden und gebraucht worden seye — daß Guttenberg nach dem Tode gedachten **Drizehns** mit dessen Erben in Streit gerathen, über welchem im Jahr 1439 bey großem Rath jenes **Zeugenverhör** angestellet worden, in welchem der Presse und **der beweglichen Buchstaben** ganz deutliche Meldung geschiehet. Dem kann auch noch beygefügt werden, daß **Daniel Speckle**, der Stadt Baumeister, der etwa hundert Jahre später gelebt, zu seiner Zeit die Presse und die Buchstaben selbst gesehen. Von den letztern sagte er, sie seyen in Sylben und ganzen Wörtern aus Holz geschnitten gewesen, und haben an den Seiten kleine Löcher gehabt, durch welche man einen starken Draht gezogen, an welchem sie zusammen verbunden wurden. Es ist Schade, daß unsere Vorfahren mit diesen kostbaren Ueberbleibseln der ersten Erfindung nicht sorgfältiger umgegangen, und selbige der Nachwelt aufgespart haben.

Um das Jahr 1445 zog Guttenberg wieder

nach Maynz; und weil sein eigenes Vermögen durch kostbare Versuche beynahe aufgegangen war, so trat er, um den halben Gewinn und Verlust, mit einem reichen Bürger, Johannes Faust, in Gemeinschaft. Bekam aber auch mit diesem neue Händel, verlor den Prozeß und zugleich seine Presse, welche jenem zugesprochen wurde. Ob er hernach aus Verdruß die Sache gar aufgegeben, oder doch noch in der Gemeinschaft des Fausten das Werk fortgeführt habe, ist bis jetzt ganz unbekannt. Gewiß ists, daß von der Zeit an sein Name in dieser Geschichte nicht mehr vorkommt; und daß nicht ein einiges Blatt, unter seinem Namen gedruckt, vorhanden ist. Man weiß nicht einmal das Jahr seines Todes gewiß. So wenig wußten unsere Väter den Mann und seine Kunst zu schätzen, der der gröste Wohlthäter seiner Zeitgenossen und der spätesten Nachwelt geworden ist, daß sie ihn, statt aufzumuntern und thätig zu unterstützen, niederdrückten, und den Wucherern in die Hände fallen ließen. Dieß ist aber sehr oft das Schicksal der würdigsten Männer, daß ihre Verdienste von ihren Mitbürgern verkannt und erst von der spätern Nachwelt gepriesen werden.

Faust, der nun von Guttenberg die vornehmsten Vortheile gelernt hatte, sann der Kunst, von der sich ein so großer Gewinn hoffen ließ, weiter nach, und zog auch seinen Tochtermann, **Peter Schäffer** *) von Gernsheim, in seine Gemeinschaft. Dieser war endlich so glücklich, **den Guß der Buchstaben aus Zinn** zu erfinden, und dadurch der Buchdruckerkunst eine gewisse Vollkommenheit und Brauchbarkeit zu verschaffen. Das **erste Buch**, das mit dem Namen des Druckers und Druckorts heraus kam, war **der Psalter Davids. Maynz. Gedruckt bey Faust und Schäffer im Jahr 1457.** Von diesem Psalter, der ein Meister-

---

*) Die Grafen von Schäffer in Schweden, welche von einem Professor Schäffer aus Straßburg herkommen, haben in einem Schwedischen Buch (Erich Mischel Faust, minue öfver Joh. Scheffeurs. Stockholm 1782.) ihren Stammbaum bekannt gemacht, indem sie ihr Geschlecht von diesem Peter Schäffer herleiten. Wenn dieses Ahnenregister richtig ist, so folgt daraus, daß einer von dessen Nachkommen sich müße in Straßburg häuslich niedergelassen haben; und daß folglich die noch in Straßburg wohnenden Schäffer zu der nemlichen Familie gehören.

stück der Kunst ist, sollen in verschiedenen Bibliotheken noch sechs Exemplare aufbewahrt werden. Wir in Straßburg besitzen in der Schöpflinischen Bibliothek nur zwey Blätter desselben. In unserer Vaterstadt ist im Jahr 1466 die **erste teutsche Bibel von Johannes Mentelin** gedruckt worden; von welcher auch noch ein Exemplar für die spätere Nachwelt aufgespart wird.

Kein Buch ist gleich im Anfang dieser Kunst, so oft und an so vielen Orten gedruckt worden, als die Bibel — und keines verdient es mehr als sie. Durch sie nur konnte Licht und Wahrheit, und ächte Christus-Religion wieder gepflanzet, der Aberglaube entlarvt, und der tyrannische Despotismus der Geistlichkeit jener Zeiten entwaffnet werden. Ihre Bekanntmachung brachte auch in der großen **Religions-Veränderung** alle diese gesegneten Wirkungen in reichem Maaße hervor. Und wie sehr man auch noch in unsern Zeiten in diesem rühmlichen Fleiß, die Bibel zu drucken, fortfahre, beweiset unter andern die **Kansteinische Bibelanstalt, in Halle.** In derselben sind seit 50 Jahren: **Eine Million, vier hundert und fünfzig mal Tausend ganze Bibeln, und sieben**

hundert und fünfzehn mal Tausend neue Testamente, mit dem Psalter gedruckt worden. Durch die Buchdruckerkunst begann gleichsam eine neue Schöpfung. Wissenschaften und Künste traten an die Stelle der Barbarey. Sie verbindet die Vorwelt und die Nachwelt mit einander; durch sie rede ich mit viel Tausenden, und Tausende mit mir — theile meine Gedanken oder Kenntnisse andern mit — und mache mir wieder die Einsichten und Erfahrungen meiner Mitmenschen zu Nutz. Durch sie lerne ich die Geschichte meiner Urväter kennen — und ich erzähle den spätesten Enkeln was Gott zu meinen Zeiten gethan hat. Wo ist eine Kunst, welche der Menschheit in allen ihren Geschlechtern so große Vortheile verschaffte? Leser! so oft du ein nützliches Buch in die Hände bekommst, so blicke dankbar auf zu dem, von dem alle Kunst und Weisheit kommt; und ehre das Andenken des Erfinders, **Johannes Guttenbergs**, der ein Opfer seiner Kunst worden ist!

Streitige Bischofs-Wahl.

Nach dem Tode Wilhelms von Dietz hielt die Stadt bey dem Kapitel dringend an, daß man doch einen friedliebenden Mann zum Bischof wählen möchte; allein zum Unglück konnten die

Domherren in der Wahl nicht einig werden. Einige erwählten den Domprobst, **Johannes** von **Ochsenstein**, einen alten kränklichen Mann; die andern aber **Conrad** von **Busnag**, einen gutmüthigen stillen Herrn von 50 Jahren. Beyde hatten einen mächtigen Anhang. Jede Parthey führte ihren Bischof ins Münster, setzte sie neben einander auf den Hochaltar, und sangen mit- und wider einander: **Herr Gott dich loben wir**! aber das Volk im ganzen Lande seufzete mit banger Brust; **Kyrie eleison**! die Stadt setzte sich in gute Verfassung, und beyde Bischöffe rüsteten sich zum Krieg. Doch gab der friedliebende **Conrad** von **Busnag** noch zu rechter Zeit nach, kam selbst in das Kapitel, und erklärte sich, unter vielen Thränen: daß er entschlossen sey, aus Liebe zum Frieden, von dem Bisthum freywillig abzustehen, wenn man ihm das Obermuhdat Ruffach auf Zeitlebens einräumen wollte. Sein Gegner und die alten Domherren fanden dieß Begehren sehr billig; aber die jungen Herren giengen es durchaus nicht ein, weil sie die Bischöfliche Würde keinem gönneten. Einer derselben, **Herzog Ruprecht** von **Bayern**, strebte heimlich selbst nach dieser Ehre; dem zufolge verband er sich mit

einigen

einigen vom Adel; mit diesen zog er in der Stille nach Dachstein, zu dem von Busnag, und beredete ihn, daß er sein Recht an das Bisthum ihm übergeben sollte, so wollte er ihm nicht nur Ruffach, sondern auch jährlich etliche tausend Gulden zusichern. Diesen Vorschlag ließ sich Conrad von Busnag gefallen, und nun reißten sie unvermerkt nach Basel, wo eben das berühmte Concilium gehalten wurde; legten den Vätern und dem neuerwählten Pabst den ganzen Handel vor; diese bestätigten sogleich den Vertrag, und weiheten Ruprecht von Bayern zum Bischof von Straßburg, ohne daß man daselbst ein Wort davon wußte. So sehr sich auch hernach das Kapitel dagegen sträubte, so blieb es doch bey diesem Vertrag.

Indessen war Stadt und Land abermal schlecht besorgt. Ruprecht war ein junger wollüstiger, leichtsinniger Herr, der nach niemand nichts fragte. Seinen Amtleuten und Dienern ließ er allen Muthwillen zu, mit rauben, plündern und beschädigen; dem Laster der Unkeuschheit war er ganz ergeben; öffentlich unterhielt er viele schlechte Weibspersonen, die er zuletzt reichlich aussteuerte und hie und da verheyrathete;

einmal soll er auf den Wegen der Wollust das Bein gebrochen haben; seine Kinder, deren er viele hatte, versorgte er mit Aemtern, Ehrenstellen und Gütern. So verheyrathete er z. E. in den Jahren 1563 und 64 zwo Töchter; die eine an einen Edelmann, **Heinrich** von **Bretten**, die andere an einen Ritter, **Theodor** von **Hammerstein**, und 1471 einen Sohn. Und dieses alles war damals so wenig anstößig, daß bey diesen Feyerlichkeiten alle benachbarte Fürsten, Ritter, Edle, Prälaten und Domherren gegenwärtig waren: denn obwohl den Geistlichen der Ehestand aufs schärfste verboten war, so durften sie doch ungestraft öffentliche Konkubinen sich zugesellen, welche Freyheit manche unter ihnen sehr weit ausdehnten. Mit der Stadt und dem Kapitel hatte dieser Bischof auch viele Händel; welche ich gehörigen Orts kurz erzählen werde.

Etwas aus der Schweitzer-Geschichte.

Das Haus Oesterreich konnte es nicht verschmerzen, daß die biedern muthvollen Schweitzer, die im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das Tyrannen-Joch abgeworfen hatten, auf immer von ihm getrennt bleiben sollten.

Schon 150 Jahre lang führten die Oesterreicher Kriege gegen die Schweitzer, und ließen nichts unversucht, um ihnen die Sklavenkette wieder aufs neue anlegen zu können. Die Schweitzer stritten aber wie Löwen gegen die stolze Macht der Oesterreicher, und erkämpften fast eben so viele Siege, als sie Schlachten zählten. Gleichwohl wollte das hochmüthige Oesterreich nicht nachgeben; noch ein halbes Jahrhundert sties es mit aller Macht an den Felsen der Schweitzerischen Eintracht, ehe es diese würdige Alpenbewohner die Früchte der errungenen Freyheit im Frieden genießen ließ.

Aber um das Jahr 1443 schien dieses Band der Treue und brüderlichen Eintracht unter den Schweitzern zerreissen zü wollen. Es hatten sich damals große Uneinigkeiten unter den Eidgenossen erhoben. Die **Zürcher** kriegten mit den andern Kantonen, und begiengen die Thorheit, ihren Erbfeind, das Haus Oesterreich, um Hülfe anzurufen. Unter dem Schein, den Zürchern zu helfen; aber in der Absicht, die ganze Schweitz zu unterjochen — schrieb Kaiser **Friedrich** an den König von Frankreich, Carl VII, daß er ihm die Armaniaken wider die Schweitzer zu Hülfe schicken wollte. Dieser

nahm die Einladung sehr gerne an, und kam mit 40,000 Mann zu Pferd in Lothringen und Elsaß. Da er aber die Macht des Hauses Oesterreich durch die Unterjochung der Schweitzer nicht gerne befördern wollte, und ihm mehr darum zu thun war, daß seine Völker, die er jetzt für sich nicht brauchte, aber doch auch nicht abdanken wollte, auf Kosten des teutschen Reichs erhalten würden, von welchem er noch über dieß einige Eroberungen zu machen hoffte, so forderte er gleich bey seiner Ankunft die drey Bisthümer Toul, Metz und Verdun auf, sich an ihn zu ergeben; nahm fast alle Städte und Schlösser in Lothringen und Elsaß in Besitz, wozu ihm die Oesterreicher noch behülflich waren; zuletzt behauptete er, daß alle diese Lande bis an den Rhein zu Frankreich gehörten.

Der Dauphin kam mit 32,000 Reitern ins Sundgau, schlug sein Hauptquartier zu Ensisheim auf, und suchte das Concilium in Basel zu zerstören, als wozu er von dem abgesetzten Pabst, Eugenio, erbethen war. Der Vortrab der Schweitzer, 600 Mann stark, welche der Stadt Basel zu Hülfe kommen wollten, wurden alle erschlagen. Nichts destoweniger zogen die andern mu-

thig fort, schlugen die Feinde zweymal zurücke, und kamen bis an das Gutleuthaus vor Basel. Aber hier wurden sie von der ganzen französischen Macht zugleich angegriffen. Die 1,500 Schweitzer warfen sich in den **Kirchhof von St. Jakob**, dessen Mauern ihnen zur Brustwehr dienten; hier stritten sie männlich, und verkauften ihr Leben so theuer, daß der Dauphin selbst bekennen mußte, daß er unmöglich Stärke genug haben würde, zween solche Siege auszuhalten. Nach der Schlacht ritt **Burkart Mönch** von Landskron, der die französische Völker angeführt hatte, auf der Wahlstatt herum, und sagte: **Heute baden wir in Rosen.** Dieß hörte ein halbtodter Schweitzer, rafte seine letzten Kräfte zusammen, und warf ihm, auf den Knien liegend, einen Stein an den Kopf, daß er todt zur Erde sank.

Um zu empfinden, wie schön, wie herzerhebend, mutheinflößend und zur Nachahmung reizend vaterländische Lieder klingen, theile ich meinen Lesern das Gedicht mit, in welchem Hr. Lavater diese Schlacht bey St. Jakob besungen hat. Siehe Schweitzer-Lieder, von Lavater. 1788. Seite 101.

Der Schweitzer höchste Tapferkeit,
Die keinem Schmerz entflieht,
Besiegt noch kämpft, den Tod nicht scheut —
Verdiente die kein Lied?

Ja, ströme mächtig und ertön'
Lied, das unsterblich macht!
Sie trotzten, gleich den Alpenhöhn,
Dem Donner in der Schlacht.

Sie sahn den Feind, und schlugen ihn
Zurück mit kleiner Zahl;
Sie sehn ihn wieder, schlagen kühn
Ihn schnell zum zweytenmal.

Verwegen wird, durch frühen Sieg,
Der Krieger Heldenhand;
Sie stürzen sich in tiefern Krieg,
Zu voll von Vaterland.

Umsonst, Kanonen-Donner brüll'
Und ströme Tod auf Tod!
Sie dringen ein. Tod ist ihr Spiel,
Und Feinde Morgenbrod.

Zwar stößt das zehnmal stärkre Heer
Franzosen sie zurück!
Doch zehnfach tödtet ihr Gewehr
In jedem Augenblick!

Bey Jakobs Mauern hörten sie
Der Kriegesrosse Trab:
„ Eh' unser auch nur Einer flieh
„ Eh' find er hier sein Grab!„

Und schnaubend stieg der Feind vom Pferd,
Stürzt ein: sie stehen still.
Triff Pfeil auf Pfeil! Hau Schwert an Schwert!
Umsonst! sie stehen still.

Die Löwen stritten; jeder stand,
Wich keines Haares breit;
Die schon zerstückte Schweitzerhand
War tapfer noch im Streit.

Sink immer Glied um Glied zerfezt,
Sie kämpfen tief im Blut.
Wer Freyheit mehr als Leben schätzt
Behält im Tode Muth.

Noch schlug der Feinde starke Zahl,
Schlug, traf und siegte nicht;
Rief: blitzt Kanonen noch einmal
Tod in ihr Angesicht!

Die Kräfte sanken, nicht ihr Muth;
Nein, keiner sah zurück;
Sie raffen sich noch auf vom Blut;
Tod war ihr letzter Blick.

Er sang nicht oft: „wir baden heut,
„In Rosen baden wir!
Denn todtblaß rief die Tapferkeit
Dem Mönchen: bad' auch hier *).

Wenn Heldenmuth im heissen Krieg
Nicht immer siegen mag;
Er ist doch schön: dem schönsten Sieg
Gleicht diese Niederlag.

Erstaunt und blaß sah der Dauphin
Sein bestes Volk im Grab;
Sein Sieg erfüllt mit Grauen ihn
Er zittert, und zieht ab!

---

*) Die gedrängte Kürze hat diesen reichhaltigen Vers ganz undeutlich gemacht: vielleicht könnte der Sinn desselben besser so gegeben werden:

„Wir baden heut„ — sang ein Tyrann, *
„In Rosen baden wir!„
Halb todt sah ihn ein Schweitzer an,
Rief drohend: Bade hier!

* Burkart Mönch, französischer General.

Aufs Knie gestemmt, mit blut'ger Hand,
Warf er den Stein voll Wuth;
Schrie: stirb Tyrann! — der fiel und fand
Ein Bad im Schweitzerblut.

O Jüngling! der du die himmlische Gabe der Dichtkunst besitzest, weihe sie dem Vaterlande! besinge

Die Armaniaken verheeren das Elsaß 1444.

Durch die Schlacht von St. Jakob bey Basel hatten sich die Schweitzer dem Dauphin furchtbar und ihn zum Frieden geneigt gemacht, der auch bald hernach geschlossen wurde. Nun zog er seine ganze Macht ins Elsaß; und übte daselbst durch seine Völker solche Grausamkeiten aus, vor denen die Menschheit zurücke bebt; in deren umständliche Erzählung ich mich aber aus eben diesem Grunde nicht einlassen will. (Wer aber doch eine weitläufigere Nachricht davon lesen möchte, der findet sie in Schilters Anmerkungen zum Königshofen. Seite 1000. Anmerk. 17.) Der Stadt Straßburg konnten sie zwar nichts abgewinnen, ob sie gleich mit 6000 Reitern davor lagen; aber das ganze Land wurde nicht nur rein ausgeplündert, und eine Menge Dörfer verbrannt, sondern auch über 20 tausend schuldlose Einwohner, gröstentheils Landleute, durch langsame Marter jämmerlich hingerichtet. Ein ganzes Jahr dauerte dieser Greuel der Verwüstung in unserm Vaterlande; und niemand nahm sich unser an. Viele von den Fürsten des Reichs

---

die Thaten deiner Urväter, sie waren nicht weniger tapfer und bieder, als jene Schweitzer!

hatten ihre Freude an unserm Unglück; und der Kayser konnte oder wollte nicht helfen; man berathschlagte, zauderte, rieth zu gütlichen Mitteln, alldieweil die Noth des Vaterlandes mit jedem Tage größer wurde.

Die Stadt Straßburg, welche in solchen Fällen jederzeit des ganzen Landes Schutz und mächtigste Stütze war, konnte gegen eine so große Macht allein nicht viel ausrichten. Sie schrieb aber in sehr starken Ausdrücken an den Kurfürsten von der Pfalz: „Wenn dem Kaiser oder „den Kurfürsten im Reich ein Leid zustoße, „so müße man in wenig Tagen mit der Hülfe „da seyn, oder man werde mit der Acht bedrohet, jetzt aber da Stadt und Land schon so „lange Noth leiden, nähme es niemand zu „Herzen; wenn man ihnen nicht bald zu Hülfe „eile, so müßten sie die Schweitzer und andere, „welche ihre Hülfe schon lange angeboten, darum „ersuchen; so alsdann dem Haus Oesterreich „aus dieser Verbindung Schade entstünde, so „dürfte man es ihnen nicht zuschreiben, weil „man sie so stecken ließe.„ Allein man predigte tauben Ohren; die Hülfe kam nicht!

Nun ermannten sich die biedern Straßburger und streiften auf die Franzosen mit dreytausend

Mann; andere Städte thäten ein gleiches; und die Bauern wollten sich auch nicht mehr so gutwillig quälen und martern lassen, auch sie rotteten sich zusammen und griffen die kleinen Hauffen der Feinde an. Dieser tapfere Widerstand bewog endlich den Dauphin das ausgeplünderte Land zu verlassen, wozu er sogleich Anstalten machte. Der Rückzug gieng durchs **Weilerthal**; hier lauerten aber 500 Mann auf sie, die in den Gebirgen alle Gelegenheit kannten. Bey **St. Kreutz**, wo der Paß am engsten ist, sammelten sie eine Menge große Steine und abgehauene Bäume zu ihrem Empfang; diese ließen sie auf die Feinde herab schießen; wodurch eine große Niederlage unter denselben angerichtet, und große Beute gewonnen wurde. Hätten unsere Väter nicht so lange auf fremde Hülfe gewartet, sondern gleich im Anfange Muth gefaßt, und mit vereinten Kräften dem Feind Widerstand gethan, so würden sie seiner viel eher losgeworden seyn. Der Dauphin soll hernach selbst gesagt haben: „Er habe schon Königreiche „und große Länder durchstreift, aber nirgends „so viel Volk eingebüßt, wie im Elsaß.„ Diese Geschichte predigt uns die große Lehre: **In Noth und in Gefahren verzage nicht**

an dir selbst; warte nicht auf fremde Hülfe: sondern im Aufsehen auf Gott fasse Muth; strenge deine Kräfte um so viel stärker an, je größer die Noth ist, die auf dich zudringt.

Im Jahr 1447 fieng Bischof Ruprecht mit Straßburg Krieg an; deswegen machten die Stadt und das Kapitel einen zehnjährigen Bund wider ihn; doch kam es im folgenden Jahr, unter dieser Bedingung, zum Frieden, daß die Stadt dem Bischof 8000 fl. ohne Zinse leihen, dagegen aber das ganze Bisthum zum Pfand haben sollte; dergestalt, daß alle Städte und Schlösser der Stadt und dem Kapitel schwören, und bey Tag und Nacht, im Krieg und Frieden der Stadt Straßburg offen stehen sollten. Von dieser Zeit an waren ihm gleichsam die Hände gebunden, daß er sich gegen die Stadt ruhig verhalten mußte.

Damit im Krieg und in Belagerungen Straßburg keinen so großen Mangel an Mühlen leiden dürfe, wie bisher oft geschehen; so wurde im Jahr 1449 der Grund zu der **Achträdermühle** gelegt; die man mit einem starken Zwinger verschanzte, um sie für feindlichen Angriffen zu decken.

Der große Streit zwischen den Weltgeistlichen und den vier Bettelorden in Straßburg, von dem Jahr 1451 bis 1457.

Um diese Zeit entstand ein heftiger Zank zwischen den Pfarrherren, die man **Leutpriester** nannte, und den **Bettelmönchen**. Sie zankten sich aber, wie gewöhnlich, bloß um die Wolle der Schaafe; um die wahre Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Heerde, war es beeden Theilen gleich wenig zu thun. Mehrere Jahre vor dem Ausbruch unterhielten die Welt- und Klostergeistlichen einen heimlichen Groll und Feindschaft gegen einander, welcher täglich größer wurde. Um der **Beichtpfennige** und **Opfergelder** willen suchte nemlich jeder Theil das Volk an sich zu ziehen, und so zu sagen, alles Wasser auf seine Mühle zu leiten. Endlich im Jahr 1454 fiengen sie auf den Kanzeln an einander verächtlich zu machen und zu verketzern. Der Streit wurde immer hitziger, und das Volk theilte sich in zwo große Partheyen die einander heftig verfolgten. Der Bischof, die Stiftsherren und der einfältige Pöbel, nebst den andächtigen Frauen und Jungfrauen, hielten es mit den Leutpriestern; der Magistrat aber und die verständigsten Bürger

unterstützten die Bettelmönche aus allen Kräften; und zwar aus folgender Ursache.

Die Stadt war damals in **neun Kirchspiele** abgetheilt; in welchen von eben so viel Pfarrherren die Religions-Handlungen versehen wurden. Außer diesen Pfarreyen waren aber auch in und um Straßburg noch **eilf Nonnenklöster neun Mönchsklöster** und 180 **Kapellen**, welche alle auch etwas verdienen wollten. Nun hielt man es damals für etwas Verdienstliches nach dem Tode in geweihter Erde zu ruhen; derowegen hatten die Ritter, Edle und reiche Leute ihre eigenen Begräbnisplätze hie und da in Kirchen und Klöstern, die von ihren Vorfahren gestiftet worden sind. Wollte nun einer außerhalb seiner Pfarrey begraben werden, so ordnete das Gesetz, für diese Freyheit dem Pfarrherrn, neben den andern Gebühren, 30 Pfennige zu geben. Diese Taxe hatten aber die Leutpriester willkührlich zum Erstaunen erhöht. Nachdem das Vermögen des Verstorbenen groß war, mußte man 20, 30, 50 bis 100 Gulden bezahlen, ehe durfte der Körper, bey Strafe des Bannes, nicht aus dem Hause getragen werden. Diese Schatzung der todten Leichname hieß man das Ultimum vale, auf teutsch, **das letzte Lebewohl.** Auch bey den

ärmsten Leuten drangen die Leutpriester so unmenschlich auf die Bezahlung der Pfarrgebühren, daß oft Wochen darüber verstrichen, ehe der schon modernde Körper zur Erde bestattet werden konnte; weil die Hinterbliebenen das Geld zuvor zusammen betteln mußten. Die Bettelmönche hingegen waren mit allem zufrieden was man ihnen freywillig gab. Man wendete sich also an diese, und ließ die Pfarrherren sitzen; und zwar mit desto größerm Rechte, da die letztern allen Vorstellungen und Verordnungen der Obrigkeit, wegen Abstellung dieser Misbräuche, durchaus kein Gehör gaben. Die sonst für den Staat so schädlichen Mönche, waren also in dieser Angelegenheit gleichwohl recht nützliche Leute; und der Magistrat hatte Ursache genug sich ihrer aus allen Kräften anzunehmen.

Nun klagten die Leutpriester und ihr Anhang gegen die Mönche und den Stadtrath bey dem Erzbischof von Maynz. Dieser schickte eine Kommission nach Straßburg, welche den Streit zum Vortheil der Mönche entschied. Die Leutpriester appellirten an den Pabst. Dieser sandte den **Cardinal Sixtus** nach Straßburg; und nach genauer Untersuchung aller Umstände, bestätigte Sixtus das Urtheil der Maynzischen Kommissarien; und

setzte noch über dieses dem Geitz der Priester gerechte Grenzen, indem er das sogenannte letzte Vale auf ewige Zeiten abschafte.

Nun wurden die Leutpriester fast rasend; verwarfen auch diesen Bescheid, und wandten sich unmittelbar an den Pabst. Der Pfarrer im Münster, Johannes Kreutzer, bewieß eine solche Widersetzlichkeit, daß ihn der Päbstliche Gesandte in den Bann thun mußte. Die Stadt fertigte nun auch eine zwote Gesandtschaft an den Pabst Kalixtus ab, und den 22. Januar 1455 kam schon die Päbstliche Bulle hier an, durch welche der vorige Bescheid des Päbstlichen Kommissarius bestätiget, und den Aebten von Gengenbach und Ebersheimmünster die Vollziehung dieses Urtheils aufgetragen wurde.

Allein so heilig sonst der Päbstliche Ausspruch den Weltgeistlichen war, und so fürchterlich sie dem armen unwissenden Volk die Bannstralen des Pabsts in andern Fällen vorzumahlen wußten, so wenig fragten sie jetzt nach Pabst und Bann. Die ganze Pfaffheit von Basel bis Kölln hielt zusammen, widersprachen und lästerten schröcklich. Selbst Bischof Ruprecht gab eine öffentliche Schrift heraus, in welcher er den Leutpriester

Leutpriester im Münster für ganz unschuldig erklärte; und allen denen den Bann ankündigte, welche diesen Priester für verbannt halten würden. Der Probst von St. Thomas und der Pfarrer daselbst, waren gleichfalls seine eifrigsten Vertheidiger. Dadurch wurde Johannes Kreutzer noch trotziger, und richtete seine Predigten so beweglich, und gegen die Obrigkeit so verleumderisch ein, daß das einfältige, weichherzige Weibervolk ihn für einen lebendigen Heiligen ansah, und der Pöbel anfieng gegen den Magistrat aufrührische Reden auszustossen.

Als nun Meister und Rath sahen, daß der Handel immer bedenklicher, gefährlicher und die Gährung von Tag zu Tag größer würde, legten sie die Lage der Sachen und ihre Meynung den Stellvertretern des Volks den 300 Schöffen zur Beurtheilung vor; ohne deren Rath und Zustimmung in so wichtigen Angelegenheiten nichts durfte unternommen werden. Und nun erfolgte bey diesem höchsten Volksgericht der gemeinschaftliche tapfere Schluß: daß der Pfarrer im Münster, Johannes Kreutzer, augenblicklich die Stadt verlassen, und dieselbe Zeitlebens nicht mehr betreten sollte. Zugleich wurde

ein umständlicher Bericht und Rechtfertigung des Magistrats den Bürgern bekannt gemacht; in welcher sich derselbe über alles was vorgegangen war gründlich erklärte *).

Indessen war der Streit doch noch nicht geendiget; die Leutpriester sträubten sich unaussprechlich gegen die Abschaffung des Ultimum Vale. Der unruhige Pfarrer im Münster verließ zwar Straßburg, wendete sich aber selbst nach Rom; und brachte durch seine Ränke und natürliche Beredsamkeit bey dem Pabst nicht nur seine Befreyung vom Bann, sondern auch das zuwegen, daß der Prozeß vor dem Bischof von Basel, von dem die Weltgeistlichen sicher ein günstigeres Urtheil erwarten konnten, aufs neue untersucht werden sollte. Dieses zu hintertreiben, schickte die Stadt ihren Advokaten, **Meister Jakob**, von **Diedenhofen** nach Rom, welcher es mit Hülfe des Cardinals Sixtus dahin brachte, daß die Commission in Basel wieder aufgehoben, hingegen die Päbstliche Bulle vom 22. Januar 1455 bestätiget, und ihre Ausführung aufs neue befohlen wurde.

---

*) Siehe Schilters Anhang, zu Königshofen Chronik, Seite 1135.

Noch nicht ruhig — machte der aufrühreriſche Pfaffe, Johannes Kreutzer, den 30. May 1357 einen neuen Prozeß wider die vier Bettelorden am Päbſtlichen Hof anhängig. Weil nun gemeine Stadt auch wieder in denſelben verwickelt ward, ſo mußte ſie abermal einen Geſandten nach Rom ſenden. Und als auch dieſer Streit zum Vortheil der Stadt und der Mönche entſchieden wurde, legten ſich endlich auch die Weltgeiſtlichen zum Ziel, unterwarfen ſich geduldig den Päbſtlichen Verordnungen, und warteten auf beſſere Zeiten.

Unwiſſenheit iſt die Mutter des Aberglaubens 1457.

Daß die Ebbe und Fluth, in welcher das große Weltmeer alle ſechs Stunden ab- und wieder anläuft, ein großes Wunder der Natur ſeye, deſſen Urſachen dem menſchlichen Verſtande lange verborgen geblieben ſind, wiſſen meine jungen Leſer wohl; aber wer würde ſich das vorſtellen, daß man dieſe alltägliche, auf der ganzen Erdkugel bekannte Erſcheinung als die Wirkung eines Heiligen oder Engels, der in einer gewiſſen Kirche gleichſam ſeine Reſidenz hat, ausſchreyen würde. Dieſes geſchahe aber wirklich gegen das Ende des Jahrs 1457. Fanatiſche Prieſter

hatten plötzlich ein Geschrey unter die Leute gebracht; daß zu St. Michael, einem Städtgen in Frankreich, welches nicht weit von St. Malo, auf einem Berge im Meer liegt, große Wunder geschehen. Man gehe nemlich daselbst trockenen Fußes in die Kirche; aber sobald die Gottesdienste anfangen, und so lange sie dauern, nemlich sechs Stunden, werde die Kirche und die ganze Stadt von dem Meer umflossen, und gleichsam in Schutz genommen: nach vollendetem Gottesdienst trete es aber wieder zurücke, daß die frommen Pilgrime wieder trocken nach Hause gehen könnten.

Diese fanatische Erzählung machte insonderheit auf junge Knaben einen seltsamen Eindruck. Aller Orten versammelten sie sich zu Hunderten bey einem Fahnen; und zogen, zu großem Leidwesen ihrer Eltern, unaufhaltsam nach Frankreich. Ueberall wo sie durchzogen, bekamen sie Herberge und Unterhalt umsonst. Von Straßburg zogen auf einmal, und zwar mitten im Winter, 400 Knaben dahin; denen aber die Stadt eine kleine Bedeckung mit gab; und gleichwohl verunglückten viele, und manche starben auf der Reise. So betrog man in jenen Zeiten das leichtglaubige, unwissende Volk auf mancherley

Weise. Der Vorsehung seye Dank, daß diese Zeiten vorbey sind, und unsere Jugend bessere Kenntnisse bekommt.

Kaiser Friedrich in Straßburg.

Im Jahr 1473 kam Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohn Maximilian nach Straßburg. Man beschenkte ihn ansehnlicher als seine Vorfahren, ob er gleich in keinem Fall sich der Stadt geneigt erzeigte. Während seinem Aufenthalt verlangte er, daß man ihm den Eid der Treue schwören sollte; allein der Magistrat berief sich auf die Freyheiten der Stadt, und that es nicht.

Dieser Kaiser war überhaupt ein Mann, dem des Reichs Wohlfahrt wenig angelegen war. Bey allen Reichsstädten entlehnte er Geld und machte Schulden, ohne etwas bezahlen zu wollen. So blieb er einst in Augspurg mit seinem Hofstaat eine lange Zeit liegen, ohne etwas zu bezahlen. Als unterdessen **Karl der Kühne, Herzog von Burgund**, die Festung Neus belagerte, und die Gesandten des Kurfürsten von Kölln bey dem Kaiser in Augspurg Hülfe suchten; gab er ihnen zur Antwort: **Wir sind hie schuldig, und wölle uns nit von der Herberg lassen ritten.** Die Gesandten gaben

ihm hierauf 30,000 Gulden, daß er die Zeche bezahlen konnte, und versprachen ihm jede Woche 1000 fl. baar. Nun zog er mit ihnen; berief die Truppen der Reichsstände zusammen; zu denen Straßburg 100 Pferde und 600 Mann geben mußte. Allein unvermuthet schloß er mit dem Herzog von Burgund unter der Bedingung Friede, daß der Kaiserliche Prinz, **Maximilian**, die Burgundische Prinzessin, **Maria**, heyrathen sollte.

Burgundische Unruhen im Elsaß.

Karl der Kühne war damals einer der reichsten und mächtigsten Fürsten Europens, ein stolzer, herrschsüchtiger Herr. Diesem allgemein gefürchteten Nachbarn hatte Sigmund von Oesterreich das Sundgau, die Grafschaft Pfirt, und noch andere Ortschaften, für 80,000 Gulden versetzt; jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie mit einer gleichen Summa Geldes, zu jeder Zeit, von dem Haus Oesterreich wieder eingelößt werden könnten. Ueber diese Lande setzte Karl von Burgund einen Landvogt, **Peter von Hagenbach**, einen grausamen schändlichen Mann. Er war ein geborner Elsäßer, aber der schändlichste Verräther seines Vaterlandes. Nicht nur übte er im Sundgau an Edeln und

Unedeln unerhörte Grausamkeiten aus, und vergoß so viel unschuldiges Blut, daß es kein asiatischer Despote ärger hätte machen können: sondern er griff auch die Städte und Schlösser im Elsaß an, und suchte das ganze Land unter sein tyrannisches Joch zu zwingen.

Nun traten alle Nachbarn dieses Tyrannen — **Sigmund** von **Oesterreich**, der **Herzog** von **Lothringen**, die **Schweitzer**, die Städte **Straßburg** und **Basel mit ihren Bischöffen**, und **alle** andere **Städte im Elsaß** zusammen, und machten einen zehnjährigen Bund miteinander. Straßburg und Basel schoßen Sigmunden die 80,000 Gulden vor, damit er das versetzte Land wieder lösen könnte: weil aber Karl von Burgund diese Auslösung nicht zugeben wollte, kam es zum Krieg. Die Sundgauer suchten jetzt auch das Joch abzuschütteln; und die Bürger von Breisach nahmen Peter von Hagenbach gefangen, und schlugen ihm, nach vorhergegangenem Urtheil und Recht, den Kopf ab.

Gerne möchte ich jetzt meinen jungen Lesern die heroischen Thaten unserer Väter in dem **Burgundischen Kriege** umständlich erzählen; gerne ihnen die Schlacht bey **Granson**, bey **Murten** und **Nancy** schildern; wo Gott durch kleine

Hauffen biederer Männer die ungemessene Macht Karls des Kühnen darnieder schlug; aber dieses führte mich zu weit. Nur das will ich erinnern, daß nicht die Schweitzer allein, sondern der **vereinte Bund** diese drey berühmte Siege erfochten habe. Bey **Granson** hatte *) Straßburg 400 Reiter und 12 Kanonen; bey **Murten** 550 Mann zu Pferd, 300 Schützen, und 12 Kanonen; und bey **Nancy** waren 800 zu Fuß, 400 zu Pferd, 2 große und 12 kleine Kanonen. Herr Lavater hat auch diese drey herrlichen Siege, in dem historischen Theil seiner Schweitzerlieder würdig besungen.

Ich eile nur noch das zu erzählen, was in diesem Burgundischen Kriege in unserer Vaterstadt selbst vorgegangen. Nachdem Karl der Kühne, im Jahr 1475, dem Herzog von Lothringen die Stadt **Nancy** und das ganze Land weggenommen hatte, konnten sich die Straßburger wohl vorstellen, was ihnen jetzt bevorstehe. Der Magistrat war also äusserst bemüht, die Stadt in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Das ganze Geschäfte wurde einer Deputation, von acht in der Kriegsbaukunst erfahrnen

*) Siehe Königshofen Straßburgische Chronik, Seite 374 u. f.

Männern, mit unumschränkter Gewalt anvertraut. Und als diese vor allen Dingen auf die Niederreissung aller, ausserhalb der Stadt stehenden Gebäude drangen; als welche dem Feind nicht nur zum Schutz dienten, sondern auch aus denselben der Stadt zu schaden, Gelegenheit gaben, so wurde endlich, durch einen allgemeinen Schöffenschluß die Abbrechung dieser Gebäude beschlossen; obgleich die Mönche ihrer Klöster halben, und alle die, welche ein Eigenthum, Kapital-Zinß oder Zehnten auf diesen Häusern hatten, sich gewaltig dagegen sträubten. Von Martini 1475 bis den 2. Februar 1476 wurden 626 Häuser und Scheuren, zwey schöne Kirchen und fünf Klöster niedergerissen, wie auch alle Bäume, ausserhalb der Stadt, umgehauen. Von denjenigen Häusern welche inwendig der Stadt zu nahe an den Mauern standen, wurden auch gegen 700 abgebrochen, daß also die niedergerissene Gebäude zusammen 1,300 Hofstätte ausmachten.

In der nemlichen Zeit arbeiteten täglich 800 Menschen an dem neuen Wassergraben, der von dem Finkweiler gegen dem Spitalthor bis zum Mezgerthor ausgeworfen wurde. Dieser Graben kostete 9,000 Gulden. Er wurde auch

in diesem und im folgenden Jahre mit Mauern und Thürnen umgeben; daß also im Jahr 1477 die Stadt mit 90 schönen Thürnen prangte. Inwendig der Stadtmauer war ein geräumiger Platz, um im Fall der Noth Bollwerke anlegen zu können. Dieser Raum war mit 310 Lindenbäumen besetzt, deren Holz zu Kohlen für Pulver bestimmt war. Als man den Vorrath an Lebensmitteln untersuchte, fand sichs, daß man für alle Einwohner auf zehn Jahre versehen wäre. Nichts destoweniger kaufte man noch alles auf, was man bekommen konnte. Kriegsgeräthe war auch in Menge vorhanden. Unterdessen kam Karl der Kühne nicht vor Straßburgs Mauern; denn jene herrlichen Siege bey Granson und Murten verrückten ihm seinen ganzen Plan; und in der letzten Schlacht bey Nancy verlor er, den 3. Januar 1477, sein Leben.

Dieser Burgundische Krieg kostete die Stadt Straßburg in Summa Ein Hundert, fünf und sechzigmal tausend Goldgulden. Und gleichwohl ist keine besondere Auflage auf die Bürger gelegt worden. Ja es wurden noch über dieß dem Herzog von Lothringen, welcher den Schweitzern, für die geleistete Hülfe 44,000 Gulden zahlen

mußte, 8,000 Goldgulden vorgeschossen; welche erst im Jahr 1622 in Salz bezahlt worden sind. (Siehe III. Band, Seite 52).

Bischof Ruprecht stirbt.

Acht und dreißig Jahre lang verwaltete Bischof Ruprecht das Bisthum Straßburg, aber auf eine sehr ungleiche Weise. Daß er in seiner Jugend ein schlechter Mann war, wissen meine Leser schon; im Alter hingegen lebte er nicht nur mit der Stadt und dem Kapitel in Friede und Freundschaft, sondern ließ sich auch die Wohlfahrt seiner Unterthanen ernstlich angelegen seyn. Er sorgte auch noch kurz vor seinem Ende für den Unterricht des Volks, indem er mit Hülfe **Peter Schotts**, damaligen Ammeister, einen frommen, gelehrten und eifrigen Mann, D. **Johannes Geiler**, von **Kaisersberg**, als ordentlichen Prediger im Münster aufstellte, von dem ich bald mehreres zu erzählen Gelegenheit haben werde. Nach diesem starb Bischof Ruprecht, und wurde von Jedermann betrauert.

Nun wurde **Albert von Bayern** einhellig zum Bischof erwählt. Ueber dieser Wahl entstand eine allgemeine Freude; weil man ihn als einen stillen, friedliebenden Mann kannte; wie

er sich denn auch als einen solchen in den 28 Jahren seines Bisthums bewiesen hat. Im Anfang seiner Regierung begieng er eine Thorheit, die ihn sehr verächtlich machte; er mußte nemlich dem Pabst zu Rom 24,000 Gulden für seine Bestätigungsbriefe bezahlen; diese zu bekommen gab ihm der Pabst das Privilegium, daß wer an Fasttagen und in der Fasten Butter und Eyer essen wollte, (Fleisch war ohnehin verboten) der sollte das Recht dazu dem Bischof abkaufen. Dieser legte nun eine Schatzung aufs Land nach eines jeden Vermögen, und zog große Summen aus diesem Butterhandel; daraus bezahlte er seine Schuld nach Rom, und für das übrige ließ er Kanonen gießen; das Volk aber war misvergnügt, murrte, und nannte dieses Geschütz nur die **Butterbüchsen**. Dieses verdroß Alberten so sehr, daß er wünschte das Bisthum nicht angenommen zu haben. Nach diesem regierte er aber, in Vergleichung mit seinen Vorfahren, recht löblich, und wurde allgemein geliebt.

Größte Wassersnoth 1480.

Nicht nur Straßburg, sondern ganz Teutschland und Italien erlitten in diesem Sommer eine Wassersnoth, dergleichen in allen Geschicht-

büchern keine zu finden ist, derowegen man sie, in unsern Gegenden, die Rheinische Sündfluth nannte. Der, durch starke Regen, zerschmolzene häufige Schnee in den Gebürgen schwellte den Rhein und alle Flüsse dergestalt an, daß das ganze Land unter Wasser gesetzt, die ganze Aerndte verderbt, alle Brücken und Mühlen zerbrochen wurden, und ungemein viele Menschen und Thiere zu Grunde giengen. In Straßburg waren alle Gassen unter Wasser; der Strom lief zu dem Spital- und Elisabethen-Thor mit solcher Stärke herein, daß man mit Schiffen nicht dagegen fahren konnte: hingegen zum Kronenburger- und Steinstraßerthor stürzte er mit noch größerer Wuth hinaus. An dem letztern wurde der Thurn von der Gewalt des Wassers so unterwühlt, daß er gegen die Stadt herein zusammen stürzte; das Zollhaus zertrümmerte, aber doch niemand sonst beschädigte. Bey dem Elisabethenthor riß der Strom die Stadtmauer auf sechzig Klafter lang nieder. In der Krautenau und mehreren Orten der Stadt hatten bey 150 Häuser ein gleiches Schicksal. Zwey halbjährige Kinder kamen in einer Wiege daher geschwommen, davon das eine, als man sie auffieng, todt war; das andere aber herzlich lachte.

Alle Bürger waren mit helfen und retten der Nothleidenden, und mit auffangen und anbinden zerrissener Brücken und Mühlen beschäftiget. Acht Stunden weit rings um die Stadt fuhr man mit Schiffen; die Noth der Landleute war daher noch viel größer; aber Straßburgs Bürger kamen ihnen brüderlich zu Hülfe. Vier Wochen lang dauerte es, bis die Flüsse und Ströme wieder in ihre Ufer zurücke traten. Nun zeigte sich aber erst das Elend in seiner ganzen Größe. Zerfallene oder zerrissene Gebäude und Brücken; entwurzelte Bäume und Reben, mit den gehoften und nun verdorbenen Früchten des Jahres behängt; Felder, die statt der schönen und ganz nahen Erndte, hier mit Sand und Steinen, dort mit todten Körpern von Menschen und Thieren bedeckt, allenthalben aber von Fröschen, Kröten und Ungeziefer wimmelten; ungesunde Luft; feuchte und verdumpfte Wohnungen; verdorbener Hausrath; Lebensmittel, die bey dem grösten Hunger niemand mehr geniessen konnte; Tod und Elend, Mangel und Armuth; Krankheit und Theurung — das war es, was man weit und breit um sich her erblickte. Tief aus der Seele heraus entquillt mir bey dieser Erzählung die Bitte aus der Litaney: Vor

Feuer und vor Wassersnoth, behüt uns lieber Herr und Gott!

Das gröste Glück in diesem großen Unglücke war jetzt das, daß die Stadt einen so großen Vorrath, von den unentbehrlichsten Lebensmitteln auf ihren Speichern liegen hatte, daß alle Einwohner mehrere Jahre lang davon versorgt werden konnten. Der Magistrat öfnete nun die gemeinen Kästen; und gab nicht nur den Bürgern, sondern auch den benachbarten Fremden, das Fürtel Waitzen, das 20 Schillinge galt, um 14 Schillinge; wodurch sich Straßburg viel Lob erwarb.

D. Johannes Geiler von Kaisersberg.

In jenen alten Zeiten bestand der ganze äusserliche Gottesdienst, in den Stifts- und Pfarrkirchen, blos allein in Meßlesen und Chorsingen; wobey das arme Volk in der tiefsten Unwissenheit und Dummheit stecken blieb. In den Kirchen der Mönchsklöster predigte man zwar, aber nicht in der Absicht das Volk aufzuklären; sondern nur seine Opfer und Gaben an sich zu ziehen, und es durch Aberglauben noch mehr zu verblenden. Gleichwohl lief das Volk hauffenweise in die Predigten der Mönche, und die Pfarrkirchen blieben leer. Dieses bewog die Domherren, schon

um das Jahr 1450 das Predigen auch im Münster einzuführen; weil sie aber diese Mühe selbst nicht übernehmen, und doch auch nicht viel anwenden wollten, so wurde das Predigamt in St. Laurenzi Kapelle auch den Mönchen überlassen. Diesen Umstand benutzten die schlauen Mönche, um ihren Werth in den Augen des Volks zu erhöhen; damit aber auch ihr Einkommen keinen Abbruch leiden möchte, so richteten sie die Predigten im Münster also ein, daß ihre Klosterkirche immer den Vorzug behielt. Der Redner pflegte oft am Ende seiner Predigt zu sagen: „Er habe „jetzt seinen Zuhörern Gesottenes aufgetragen; „wenn sie aber ins Kloster kommen würden, „wollte er ihnen auch Gebratenes vorlegen.„

Diese elende Aufführung der Mönche empörte das Herz eines Mannes der von Eifer glühte, das Beste der so heiligen, aber durch die Gottlosigkeit ihrer Diener entehrten Religion, zu befördern. **Peter Schott** *), regierender Ammeister und Pfleger des Frauenhauses, legte von seinem Vermögen 1,200 Goldgulden Kapital auf ewige Zeiten an Zinse, damit man einen frommen, gelehrten

*) Dieses Amt bekleidete er jetzt schon das drittemal, und im Jahr 1488 wurde er noch einmal erwählt.

gelehrten Mann, einen Doktor der H. Schrift, als ordentlichen Prediger im Münster anstellen und besolden könnte. Bischof Ruprecht legte dieser Stiftung, mit Bewilligung des Pabsts, auch die Einkünfte eines Kaplans des bischöflichen Vikars bey, und half aus allen Kräften dieses gute Werk zu Stand richten. Nun erhielt, wie ich schon gemeldet habe, D. **Joh. Geiler von Kaisersberg** diese Stelle, die er mit großem Eifer 32 Jahre rühmlich verwaltete. **Schott** und **Geiler** arbeiteten nun gemeinschaftlich an Abstellung der groben Misbräuche aus allen Kräften; und bahnten dadurch der nahen und großen Religions-Verbesserung den Weg, in den Gemüthern des Volks. Diesem Doktor Geiler zu Ehren wurde im Jahr 1486 die kostbare, steinerne Kanzel mitten in das Münster gesetzt, welche noch daselbst zu sehen ist.

Die von Ueppigkeit und Wollust ganz trunkene Geistlichkeit, vom Bischof bis auf den Bettelmönchen herab, fand an Geilern einen strengen Reformator (Verbesserer). In allen Predigten gab ihm jeder Text Gelegenheit genug, die Laster der Geistlichkeit zu rügen; weil alle unter ihnen im Schwang giengen. Das erhabene Amt des Pabsts unterschied er sorg-

BSB MÜNCHEN

fältig von seiner Person; dieser letztern schonte er aber so wenig als des Bettelmönchen.

Viele Jahre lang arbeitete der eifrige Mann daran, den Bischof zu bewegen, eine Verbesserung der Geistlichkeit ernstlich vorzunehmen. Endlich gelang es ihm in so weit, daß **Albert**, im Jahr 1492 nach Ostern alle Aebte, Prälaten und Geistliche auf einen Synodus nach Straßburg zusammen berief. Ueber 600 dieser Herren fanden sich wirklich ein; und die Sache schien sehr ernsthaft zu werden. Doktor Geiler hielt eine scharfe Rede vor dieser Versammlung über die Worte: „**Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen;**„ in welcher er die Laster der Geistlichkeit trocken her erzählte. und hernach dem Bischof — den Prälaten — den Amtleuten — dem Stadtrath und zuletzt der Gemeine, jedem Theil seine Pflichten besonders schärfte. Unter vielen andern Worten sagte der eifrige, unerschrockene Mann:

„Das Aergernis kommt mehrentheils von den „Geistlichen. Wie ist nur ein Lauffen von den „Prälaten und Mönchen in die Nonnenklöster; „hergegen die Nonnen lauffen öffentlich in die „Mönchsklöster und zu den Prälaten. Wie viel „Kinder werden unterdrückt und umgebracht. Wie „man denn in einem Kloster kürzlichen abermalen

„ fünf getödtete Kinder an heimlichen Ordten funden hat, und wollen dannoch fromm seyn . . . . . Andere Nonnen sind etwas frommere Huren; sie bekennen es, daß sie Huren sind, und erziehen ihre Kinder, und eine hilft der andern aus christlicher Liebe die Kinder säugen . . . . . . Wenn man solche Leuth will strafen, so legt sich gewöhnlich des Bischofs Gesindt darein. Die ein ist dessen Schwester, sein Baß oder sein Dochter; bringen den Brief von Rom heraus, daß man sie nit offentlich strafen dorff; und geben Geld dafür; die gröste Buß ist, daß sie drey Tag bey Wasser und Brod sollen fasten, so ist alle Sünd verzeihen. Das ist eine lange Penetenz! Man sollte sie nur unter der Schindbrücken eine Viertelstund lassen Wasser trinken, so würd es ihnen besser vergehen . . . . . . Und was sage ich von dem Cälibat: (das ehelose Leben der Geistlichen). Do nimmt der Bischof die Coleckten; der Fiskal und Offizial nimmt Geld, do lassen sie ihnen offentliche Huren, und wie viel werden noch ehrlichen Burgern ihr Weib und Kindt verführt. Diese Laster, und noch ohnerzehlige viel, gahn in solchem Schwank, als wenn sie geboten wåhren, bey Leibsstraf . . . . . . Was treibt man nicht für ein unsägliche Abgötterei, davon nicht zu sagen ist; da man die heilige Mutter Gottes und die lieben Heiligen viel mehr ehrt, auch Anrufung zustellt, als Gott . . . . . . Daneben ist der Gottesdienst von niemand mehr ver-

„ acht, als von den Geistlichen im Chor. Wann „ man Meß haltet, gahn die Herren aufm Lettner „ spazieren, und auch in der Kirch, schwetzen und „ haben ein solch Gelächter, daß der Priester oft „ über dem Althar muß still halten . . . . . . „ Fressen und Sauffen währdt Tag und Nacht. „ Das Patrimonium Christus (die Einkünfte der Kir- „ chengüter) wird mit leichtfertigen Personen, Pferd- „ ten, Hundten und unnützem Gesindt verthan . . „ . . . . O seliger Bischof und Wächter, wache „ auf, und reformire deine Kirche nach dem heili- „ gen Evangelium der Apostel und bewährter „ Kirchen-Lehrer. Warthe nicht auf Pabsts Brief „ und Siegel was du thun sollst. Christus hat „ dirs genugsam vorgeschrieben, der nicht trügen „ kann. Stehe auf, schaffe die Heuchler von dei- „ nem Hof, die dich zur Höllen leiten. Verbrenne „ das Böse mit dem Feuer der Gerechtigkeit. Stelle „ zu deiner Rechten fromme Prälaten, die dir „ nach Gottes Wort reformiren helfen; in die „ Mitte stelle die Obrigkeit und deine Amtleuth, „ die solches handhaben; und zur Linken stelle den „ Henker der mit Schwerdt und Feuer solches exe- „ quirt. Dann wird Gott versühnt, wenn das „ Böse gestraft, das Laster abgeschaft, Zucht und „ Ehrbarkeit gepflanzt wird.„

Diese gesalzene Rede that gute Wirkung. Die Herren sahen sich unter einander an; empfanden tief die Wahrheit dieser Schilderung, und die

Nothwendigkeit einer Reformation (Verbesserung); weil aber fast alle in diesen Lastern gefangen waren, so konnte man lange nicht zum Schluß kommen. Gleichwohl siegte die Wahrheit; und die ärgerliche Gewohnheit der Geistlichen, öffentliche Konkubinen zu halten, wurde bey schwerer Strafe verboten. Aber, Pfui der Schande! die welche diese Verordnung eben hatten machen helfen, berichteten sie am ersten nach Rom. Und nun kam von dem heiligen Vater — was? — Bestätigung? — Nein! — **Befehl** an den Bischof, **diese heilsame Verordnung wieder aufzuheben, und den Geistlichen ihre Konkubinen wie vorher zu erlauben.** Staune Leser, über diesen gottlosen Ausspruch des heiligen Vaters!

Einige Monate später kam Kayser **Maximilian** nach Straßburg. Doktor Geiler, der sehr berühmt war, mußte vor ihm und dem ganzen Hofstaat predigen. Diese Gelegenheit, den Großen der Erde die Wahrheit zu sagen, war ihm sehr willkommen. An dem Schluß seiner Predigt wendete er sich an das gemeine Volk, und sagte: „ Liebe Freunde, als ich vor einem halben Jahr „ streng gepredigt habe, wider alle Schand und „ Laster — (**hier erzählte er alles noch einmal**

„ umständlich) wie ihr denn eben so wohl wisset,
„ wie es hie beschaffen ist, und haben verhoft, es
„ sollte alle Schand und Laster abgestellt werden,
„ so ist es nur mehr gestärkt und noch ärger wor-
„ den; die Ursache will ich euch melden: Die
„ Schuld ist: daß mich unser heilige Vater, der
„ Pabst, und unser gnädiger Herr, der Bischof,
„ der hier zugegen ist, auch alle Prälaten und
„ Hofgesind nicht recht verstanden haben; derhalben
„ muß ich sie entschuldigen. Denn ich habe hart
„ darauf gedrungen, alle solche Laster zu **r e f o r-**
„ **m i r e n**, (verbessern) da haben sie verstanden,
„ sie sollens **d e f e n d i r e n**; (vertheidigen) darum
„ geht alles noch wie zuvor. Als ich aber unsern
„ gnädigen Bischof, Jesus Christus, recht bericht
„ habe, so höre ich, daß er andere Reformirer
„ schicken wird, die es besser verstehen werden
„ als ich. Sie sind mit ihren Bullen schon
„ auf dem Weg *). Ich werde es nicht erle-
„ ben, aber euer viel werdens sehen. Dann
„ würde man mir gerne folgen wollen, aber da
„ wird keine Hülfe und Rath mehr da seyn. Daran
„ bitte ich wolle jedermann gedenken.„

---

*) Geiler wußte noch nichts von dem großen **L u t h e r**, der damals erst 9 Jahre alt war; aber die Klagen über die Tyranney des Pabsts und über die Laster der Geistlichkeit waren so laut, und das Murren so allgemein, daß jeder helldenkende Mann leicht voraussehen konnte, daß eine große Reformation bald erfolgen müßte.

Ueber der Mahlzeit rühmte Maximilian den Eifer und die Bescheidenheit dieses würdigen Mannes, und warnte den Bischof, mit den anwesenden Prälaten, daß sie seine Bestrafungen nicht verachten, sondern vielmehr zu ihrer Besserung anwenden sollten; weil sonst seine Prophezeihung leicht wahr werden dürfte.

In diesem Geist führte Doktor Geiler sein Predigtamt im Münster bis 1510 mit unermüdeter Treue, und in großem Segen fort. Von seinen Predigten sind noch viele im Druck vorhanden. Das Volk hielt ihn sehr hoch, aber die Geistlichkeit machte ihm manchen Verdruß; durfte aber gleichwohl keine Hand an ihn legen. Indessen war Geiler nicht der einzige Zuchtmeister für die Geistlichkeit; und nicht allein ein Zerstörer verjährter Misbräuche in der Religion. Es traten in jenen Zeiten mehrere dergleichen Feuer-Eiferer hervor; welche aber freylich größtentheils ein Opfer fanatischer Mönchs- und Priesterwuth worden sind.

Ein solcher war unter andern **Peter Schott**, Kanonikus zum jungen St. Peter, und Professor der griechischen Sprache, der würdige Sohn des rechtschaffenen Ammeisters, **Peter Schotts**, der die Predikatur im Münster gestiftet hatte.

Dieser junge rüstige Mann bestritt den päbstlichen Ablaß, der ohne Reue der Sünden und ohne Besserung des Lebens, um Geld erkauft wurde. „Der Pabst ist nur ein Mensch, sagte er, ob „er gleich wie ein Gott geehret seyn will, ja „sich selbst über Gott setzet. Aber diese Ehre „gebühret ihm nicht; er kann dir keine Sünde „vergeben, die dir Christus nicht vergiebt. „Jesus Christus hat uns mit seinem Leiden „und Sterben Ablaß erworben: wer dieses „mit reuigem Herzen und rechtem Glauben „annimmt, der hat Ablaß seiner Sünden, „und braucht kein Geld dafür zu zahlen.„ Diesen Lehrsatz hätte man ihm so stillschweigend gelten lassen; denn die Fürsten und Bischöffe sahen es selbst nicht gerne, daß durch den Ablaß-Handel so ungeheure Summen aus ihren Landen nach Rom gezogen wurden. Als aber Peter Schott auch anfieng die Laster der Geistlichkeit öffentlich zu strafen, welches ihr an einem Kanonikus doppelt wehe that; da hieß es: weg mit diesem von der Erde; es ist nicht billig daß er lebe. Man lud ihn freundschaftlich zu Gaste, in des Probsts Hof; brachte ihm einen vergifteten Trunk bey, und in drey Stunden war er todt. Sein Andenken verewigt an seiner Ruhestätte eine vergoldete Tafel, welche in der Kirche

zum jungen St. Peter, wenn man zu der hintern Thüre hineingeht, rechter Hand an einem Pfeiler aufgehängt ist, und also lautet *):

Petro Schotto Argênt, hujus Divi. Petri Aedis Canonico Presbytero innocentissimo juris Consulto et Oratori poeteque Clarissimo ac. Græce Lingue Docto. Petri Schotti Senatoris, Susanne que Filio pientissimo, amici mesti posuere. Vix. Ann. XXXII. M. II. D. III. Mort. MCCCCXC. II. Sept.

Auf Teutsch.

Peter Schott von Straßburg, der gegenwärtigen Kirche, die dem heiligen Petrus gewidmet ist, Chorherrn; einem Priester von liebenswürdiger Unschuld; einem berühmten Redner und Dichter, auch in der Griechischen Sprache erfahrnen, gelehrten Manne. Einem kindlich treuen Sohn Peter Schotts, des hiesigen Rathsherrn, und seiner Gattin, Susanna, haben dessen Freunde, mit betrübtem Herzen, dieses

*) Statt des Wappens siehet man auf dieser Tafel einen Kopf Kraut; dieses läßt mich vermuthen, daß das zahlreiche Geschlecht der Schotten unter den Gartnern von dem Ammeister, Peter Schott, abstamme.

Ehrendenkmal aufgestellt. Er lebte 32 Jahr, 3 Monat und 3 Tage. Straßburg den 2. Sept. im Jahr 1490.

Dergleichen Männer hatte Straßburg noch mehrere in diesen Zeiten, welche die Aufklärung des Volks zu befördern suchten, und durch große Gelehrsamkeit berühmt worden sind. Ueberhaupt drang an dem Abend dieses Jahrhunderts die Morgenröthe besserer Kenntnisse mit Macht hervor. Der Umsturz des griechischen Kayserthums durch die, von den Türken, im Jahr 1453 geschehene Eroberung Konstantinopels, hatte eine Menge gelehrter Männer in unsere Abendländer herüber getrieben. Und die, in eben diesem Zeitraum erfundene Buchdruckerkunst gab denselben die schönste Gelegenheit an die Hand, ihre Kenntnisse nicht nur selbst zu erweitern, sondern auch schnell auf andere zu verbreiten. Die heiligen Bücher und die Schriften der alten Weisen wurden häufig gedruckt; die Lehrstühle hie und da mit tüchtigen Männern besetzt, und das Licht der Wahrheit drang bey vielen Personen durch die dickste Finsternis des Aberglaubens hindurch; kurz, alles schien sich zu vereinigen, um einer großen, wohlthätigen Reformation den Weg bahnen zu wollen. Die Päbste hingegen und

ihr Anhang suchten diese, für sie so gefährliche, Aufklärung, mit Macht zu hindern; und vor dem eindringenden Lichte alle Spalten und Ritze zu verstopfen, damit es seine erquickenden Strahlen ja nicht auf das arme schmachtende Volk werfen könnte.

Erster Bundschuh, oder Empörung der Bauern im Elsaß 1493.

Es ist nur allzuwahr, daß die Bauern in diesen Zeiten unter einem schweren Druck seufzeten. Die Fürsten, der Adel, die Amtleute und Pfaffen verzehrten das Mark des Landes im Müßiggang; und der im Schweiß seines Angesichts arbeitende Landmann hatte nicht genug rauhes Brod zu essen; war ganz mit Schulden beladen, und mußte die Früchte seines Fleißes diesen Müßiggängern überlassen, welche sie durch Wollust und Schwelgerey vor seinen Augen verpraßten. Ists Wunder, wenn die gedrückte Bauerschaft ihr Joch abzuschütteln suchte? Wirklich entstanden in diesem Zeitraume viele dergleichen Empörungen, in allen teutschen Ländern; welche unter dem Namen der **Bauern-Kriege** genug bekannt sind. Ob sie nun gleich allemal zum Schaden der Bauern sich endigten, und mehr als hundert mal tausend Bauern das

Leben dabey einbüßten, so entstanden doch immer wieder neue Unruhen, welche bis auf das Jahr 1706 Teutschland entvölkerten.

Die erste dieser Verschwörungen im Elsaß finde ich in dem Jahr 1493. Da verbanden sich einige hundert Bauern, von Tiefenthal, Epfig, Nothhalten, Bliensweiler, Dambach, Schlettstadt, Kestenholz, Scherweiler, Andlau, Stotzenheim und andern Orten. Sie nannten ihre Verbindung **Bundschuh**. Ein Bild der Vereinigung; wie etwa in unsern Tagen die sieben verbundenen Pfeile der Holländer. Ihr Versammlungsort war am **Ungersberg**; und ihre Oberhäupter waren: **Hanß Hauser**, von Bliensweiler, **Hanß Allmann**, Burgermeister von Schlettstadt, **Niklaus Ziegler**, ein Gerber von Stotzenheim, und **Ulrich** von **Andlau**. Ihre Absichten waren: — 1. Das Bischöfliche geistliche Gericht in Straßburg abzuschaffen, und alle Prozesse aufzuheben. Ingleichem — 2. das Reichsgericht in Rothweil, damit sie der Schulden frey würden. (Sie müssen also von diesen beyden Gerichtshöfen sehr gedrückt worden seyn, weil sie dieselben als die Quelle ihres Unglücks ansahen). — 3. Alle Zölle, Steuern und Ohmgelder aufzuheben. — 4. Alle Juden zu tödten, und ihre

Güter unter sich zu theilen; weil diese sie hülfen verderben. — 5. Allen Geistlichen den Ueberfluß wegzunehmen; keinem mehr als eine Pfründe zu lassen; da jetzt einer oft von 6 bis 8 Pfründen die Einkünfte bezöge, und dadurch faul und wollüstig würde; 50 bis 60 Gulden wäre genug, um ordentlich leben zu können.

Auf den Charfreytag wollten sie mit Eroberung Schlettstadts den Anfang machen. Allein es wurde noch vorher verrathen; **Ziegler** wurde in Schlettstadt, **Hanß Allmann** aber in Basel gefangen, und beede geviertheilt. Die zwey andern Häupter retteten sich durch die Flucht. Die übrigen Glieder des Bundes wurden fast alle gefänglich eingezogen; auf mancherley Weise bestraft, und so der Bund, aber freylich nur auf wenige Jahre, zerstreuet.

Abgedankte Soldaten aus Frankreich bringen die venerische Krankheit nach Straßburg 1495.

Karl VII, König in Frankreich war der erste Monarch in Europa, der stehende Armeen von angeworbenen Völkern errichtete, und sich von seinen Vasallen die schuldige Hülfe im Krieg mit Geld bezahlen ließ; welche Einrichtung bald darauf auch in Teutschland und sonst aller Orten eingeführt

wurde. Von dieser Zeit an zogen auch Straßburgs Bürger nicht mehr so oft in auswärtige Kriege; sondern die Stadt bezahlte entweder ihr Kontingent mit Geld, oder schickte geworbene Völker. Durch diese Neuerung bekam die ganze Verfassung von Europa eine andere Gestalt.

Im Jahr 1495 kamen sehr viele abgedankte Soldaten aus Frankreich nach Straßburg. Diese brachten eine sehr häßliche und ansteckende Krankheit mit, die man in Teutschland damals noch gar nicht kannte. (es war die venerische *). Niemand durfte diese Leute beherbergen; aber der Magistrat nahm, aus Menschenliebe und Erbarmen, je 20 oder 30 in das Blatterhaus, und besorgte ihre Kur. So half man in diesem Jahr wohl 100 Personen von diesem Uebel. Da die Barmherzigkeit der Straßburger bekannt

*) Die spanischen Soldaten brachten diese abscheuliche Krankheit aus Amerika in ihr Vaterland herüber; die Spanier nannten sie daher: das Amerikanische Uebel. Durch sie kam diese Krankheit nach Neapel, daselbst erbten sie die Franzosen; diese hiessen sie also das Neapolitanische Uebel. Die französischen Völker pflanzten sie endlich auf die Teutschen fort, bey denen sie unter dem Namen Franzosen, noch auf den heutigen Tag, bekannt genug ist.

wurde, kamen im folgenden Jahr noch mehrere; und im dritten Jahre mußte man wegen der Menge der täglich ankommenden Gäste das Blatterhaus größer machen. Weil die Aerzte unterdessen die dienlichsten Mittel gegen dieses Uebel gefunden hatten, und diese Unglücklichen in andern Orten hülflos verschmachten mußten; so nahm man, wenn eine Parthey geheilt war, gleich wieder eine andere an. Am Ende des Jahrs belief sich die Anzahl der Geretteten (nur von diesem Jahr) auf 600 Personen. Unbeschreiblich groß und allgemein würde das Elend geworden seyn, hätte nicht Straßburg diesem Uebel mit solchem Eifer abzuhelfen gesucht.

In dem J. 1497 während der Johannismesse, entstand in dem Gasthaus zum Spanbett *) ein sehr unglücklicher Brand. Das Haus war voller Fremden, und fieng unten an zu brennen. Die Treppen fielen ein, ehe man noch die Leute oben aus dem Schlaf wecken konnte. Man rettete freylich viele mit Leitern und Seilen, aber die Menge war zu groß. Gleichwohl würden alle durch ein Dachfenster davon gekommen seyn, wenn nicht ein

*) Dieser Gasthof stand nahe an der Schindbrücke, und ist vor wenig Jahren, als man das Kaufhaus vergrößerte, abgebrochen worden.

fetter, dicker Mann, ein Benediktiner-Mönch, in der Oeffnung stecken geblieben wäre, so, daß er weder hinter- noch vorwärts kommen konnte. Dieser Umstand verursachte, daß er, mit 25 andern Personen, jämmerlich verbrannte.

Päbstlicher Ablaß in Straßburg verkauft 1499.

Zu den vielen Misbräuchen in der Religion, worüber schon lange ganze Nationen seufzeten, gehörte insonderheit auch der **päbstliche Ablaß**, der von Zeit zu Zeit, so oft nemlich der römische Hof Geld nöthig hatte, in allen Ländern ausgeschrieben und verkauft wurde. Eigentlich sollte derselbe nur alle 100 Jahre an dem großen Jubelfest ausgespendet werden; weil aber dieser Handel sehr einträglich befunden wurde, so hatten die Nachfolger Bonifacius VIII. diese **Jubelfeyer** der **Peter-** und **Paulskirche** zu Rom alle 50, und gleich darauf alle 25 Jahre zu halten verordnet. Aber auch dabey blieb es nicht; sondern jeder Pabst schrieb, so oft es ihm gefiel, unter irgend einem Vorwand, einen vollkommenen Ablaß aus, der mit baarem Geld erkauft werden sollte. Bald hieß es: man brauche dieses Geld zum Kriege wider die Türken — bald, zu Loskaufung Christlicher Sclaven — oder zum Bau

der St. Peterskirche zu Rom. Jemehr aber diese Ablässe vervielfältiget wurden, je sichtbarer leuchtete auch der schändlichste Eigennutz der Päbste hervor; und jemehr die Lehre von dem Ablaß dem Evangelium und der gesunden Vernunft widersprach, desto größer war auch der geheime Unwille vieler tausend rechtschaffener Männer, die für Religion und Wahrheit noch einiges Gefühl hatten. Inzwischen sahen diese Redlichen noch nicht wie diesem Unwesen gesteuert werden könnte. Die fürchterliche Macht der Päbste, unterstützt von der ganzen Geistlichkeit, selbst von den Fürsten vertheidigt, und von der Unwissenheit und Dummheit des irregeführten Volks begünstiget, setzte der Wahrheit einen allzustarken Damm entgegen, als daß sie einen so nahen und vollkommenen Sieg der Religion hätten vermuthen können. Da aber gleichwohl einige Jahre hernach eben diese Ablaß-Krämerey zu jener großen **Religions-Veränderung** Anlaß gab, so will ich meinen Lesern diesen unchristlichen Handel, so wie er in Straßburg getrieben wurde, noch etwas umständlicher erzählen.

Eine reiche Frau, in Straßburg, hatte aus eigener christlicher Bewegung eine ansehnliche Summe Geldes nach Rom gesandt, um damit

einige arme Gefangene aus der türkischen Sclaverey los zu kaufen. Diese löbliche Handlung zu belohnen, schickte ihr Pabst Alexander VI, im Jahr 1497, durch einen Cardinal vollkommenen Ablaß nach Straßburg. Dieß gab Gelegenheit, die Gnade des Ablasses zugleich auch allen Menschen anzubieten; denn der Gesandte von Rom hatte, nebst dem päbstlichen Insiegel, auch viele Schreiber mitgebracht, die nichts als Ablaßbriefe verfertigten. Dieser Ablaß sollte auf ein Jahr gültig seyn, und alle Sünden, auch die, welche man in dieser Zeit noch begehen wollte, versöhnen. Die Zahlung geschahe nach einer bestimmten Taxe:

	fl.	ß.	d.
Für kleine, alltägliche Sünden .	=	2	6
— grobe, als Ehebruch, Diebstahl	=	5	=
Wollte man in diesen Lastern fortfahren	1	=	=
Für Verstorbene ordentlich	=	5	=
Die ohne Sakramenten verstorben, deren Seligkeit zweifelhaft ist . . .	1	=	=
Um ihrer Seligkeit ganz versichert zu seyn *)	1	5	=

(Wer schaudert nicht bey dieser Erzählung!?)

*) Man bedenke den damaligen Werth des Geldes: ein Taglöhner hatte nur 3 Pfenning Taglohn.

Im Münster, bey St. Thomas und jung St. Peter ward dieser Ablaß ausgestellt, und mit großer Begierde gesucht. Im Münster las der Cardinal selbst eine Messe; und man opferte ihm noch besonders tausend Gulden!

Da im Jahr 1500 wieder ein großes Jubiläum gefeyert werden sollte, so kam in der Fasten 1499 abermal ein päbstlicher Legat mit großem Ablaß nach Straßburg. Bis auf die Metzgerau gieng ihm Bischof Albert und die ganze Geistlichkeit entgegen, und führte ihn mit großer Prozession in die Stadt. Die päbstliche Bulle ward in einem goldenen Kästgen von einem Maulthier getragen. Dieses Kästgen, mit dem darin befindlichen Ablaßbrief, stellte man mit großer Andacht auf den Hochaltar. Vor demselben stand ein Kreutz, an dem hieng ein ganz goldener Schlüssel, welchen das unwissende Volk für den ächten Schlüssel des Himmelreichs hielt, den Christus dem heil. Petrus anvertraut habe. Weil dieser Ablaß 25 Jahre kräftig seyn sollte, so ward die Taxe merklich höher angesetzt; für kleine Sünden 5 ß, für grobe Laster 2 — 4 — bis 6 Gulden. Wer nicht nach Rom reisen wollte, dem wurde angerathen, die halbe Summe dessen, was diese

Reise kosten würde, auf den Altar zu opfern. Edelleute und Taglöhner strömten Schaarenweise aus dem ganzen Bisthum herbey. Sechzig tausend Ablaßbriefe wurden nur in Straßburg gekauft *); welche mit den Strafgeldern für grobe Sünden, und der freywillig erlegten Reisezehrung unglaubliche Summen Geldes abwarfen, welches auf Wägen fortgeführt wurde. Auf jedem mit Geld beladenen Wagen war ein Kreutz, und an demselben ein Bannbrief bevestiget, in welchem über alle, welche diese Wägen angreifen und berauben würden, die fürchterlichsten Flüche ausgesprochen wurden: wer hingegen noch mehr dazu legen wollte, über dem befahl der Pabst den Engeln, daß sie seine Seele im Tode geradezu in die ewige Freude bringen sollten.

Dieser Ablaß wurde zwey Jahre lang in ganz Europa geprediget und verkauft. Die vielen Millionen, welche dadurch nach Rom kamen,

*) Von diesen Ablaßbriefen haben wir noch viele auf unserer gemeinen Stadt-Bibliothek. Sie sind aber alle in lateinischer Sprache abgefaßt, wovon das arme Volk gar nichts verstand. Einer vom Jahr 1300, ist auf Pergament geschrieben, schön gemahlt, und mit vielen bleiernen Insiegeln versehen.

wurden aber sehr übel angewandt. **Pabst Alexander VI.** (der nicht nur zur Schande des päbstlichen Stuhls selbst ein Vater von 4 Kindern war, sondern auch seine eigene Tochter Lukretia, schändete — Rom und ganz Italien mit Mord und Brand, mit Jammer und Elend erfüllte *; und endlich, aus Versehen des Oberhofmeisters, an dem vergifteten Trank starb, den er für einige Cardinäle hatte zubereiten lassen). Dieser schändliche Mann verwendete die ungeheuren Summen blos dazu, seinen drey Söhnen Fürstenthümer und Königreiche zu verschaffen. Und was diese letztern für Leute waren, ist bekannt genug. **Cäsar Borgia**, der jüngere, ermordete seinen ältern Bruder, Johannes, mit 9 Stichen, und warf ihn in die Tyber; und als eben dieser **Cäsar** einst in einer Nacht hundertmal tausend Dukaten verspielt hatte, sagte er: **Dieß sind die Sünden der Teutschen!**

So tief versunken in den abscheulichsten Lastern, spottete man der Religion, welche von den Bischöffen nur als ein Gewerbe betrachtet wurde, durch welches man ganz bequem Schätze

*) Siehe das Leben dieses Pabsts in **Platina Historie der Päbste**, Seite 229; und **Iselins historisches Lexicon** unter seinem Namen.

und Reichthümer anhäuffen, und im Müßiggang verprassen könnte.

Glückliches Ende dieses unglücklichen Jahrhunderts.

Eine erfreulichere Begebenheit als die Ablaß-Krämerey der Päbste war, ereignete sich noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der politischen Welt. Kaiser Maximilian I, richtete nemlich im Jahr 1495 **das Kaiserliche Kammergericht** auf, vor welchem die Streitigkeiten der Reichsstände, welche bis auf diese Zeit nur mit dem Schwerdt ausgemacht wurden, gerichtlich entschieden werden sollten. **Durch diese wohlthätige Einrichtung nahm also das barbarische Faustrecht, und die häufigen Privatkriege ein glückliches Ende.**

Nachlese.

Die Geschichte der Abschaffung der Priester-Ehe in Straßburg, fand ich erst kürzlich in dem ersten Bande der geschriebenen Straßburger Chronik von **Jakob Trausch**. Ich darf sie meinen Lesern, besonders in unsern Tagen nicht vorenthalten; ich theile sie ihnen also hier noch mit, ob sie gleich nach der Ordnung der Zeitfolge schon im vorigen Heft, Seite 160 hätte vorkommen sollen.

Von den Zeiten der Apostel bis auf **Gregor** VII, genannt **Hildebrand**, also über tausend Jahre, war der Ehestand der Priester nicht nur allgemein erlaubt, sondern man hielt es auch für sehr nothwendig, daß die Diener der Religion in der Ehe lebten, damit sie nemlich ihres Amtes desto besser warten; — durch die, mit diesem Stande verbundenen Leiden geübt und geprüft würden, und also aus Erfahrung ihre Brüder belehren und trösten könnten; — endlich daß ihre Tugend nicht in Gefahr gerathe, und dem Verläumder alle Gelegenheit zur Lästerung abgeschnitten würde. Als im dritten Jahrhundert das Mönchswesen seinen Anfang nahm, und strenge Enthaltsamkeit als die höchste Tugend gepriesen wurde, enthielten sich zwar viele Bischöffe des Ehestandes um den Ruhm der Heiligkeit zu erlangen; und als diese Denkungsart herrschend wurde, hielt man es für sehr unschicklich, wenn ein Bischof in der Ehe lebte. Das **Concilium zu Nicäa**, um das Jahr 325, gieng ernstlich damit um, die Priester-Ehe abzuschaffen; aber es fand noch zu große Schwierigkeiten. Pabst **Siricius** wagte es endlich, im Jahr 385, die Ordnung Gottes und das Gesetz der Natur aufzuheben,

indem er den Geistlichen den Ehestand verbot; aber wenige gehorchten diesem Befehl; als man hernach frühe genug die ärgerliche Aufführung der unehlichen Bischöffe und Mönche vor Augen sahe, glaubten gewissenhafte Priester desto mehr Grund zu haben, lieber der Ordnung Gottes, als den Befehlen des Pabsts zu folgen; der Ehestand der Priester wurde also wieder allgemein, bis in das dreyzehnte Jahrhundert. Als aber Pabst **Hildebrand** alle weltliche Macht unter die Füsse zu treten, und den Kayser und alle Könige dem päbstlichen Stuhl zu unterwerffen sich vorgenommen hatte, da verbot er auch, um das Jahr 1076, den Geistlichen den Ehestand. Freylich geschahe es unter dem Schein einer mönchischen Reinigkeit; im Ernst aber blos darum: **damit die weltliche Macht die Geistlichkeit nicht an ihren Familien angreifen, und so in ihr Interesse verwickeln könnte.**

In manchen Ländern oder Bisthümern wurde dieses Verbot strenge befolgt; in andern fand es starken Widerspruch. Daraus entstand nun ungemein viel Streit und Spaltungen. Ueberall gab es **verehlichte** und **unverehlichte Priester.** Einige schickten ihre Weiber und Kinder sogleich fort; andere wollten lieber das Leben

verlieren als ihre Familien verlassen. Das Volk, das arme blinde Volk, das in seiner schrecklichen Unwissenheit den Pabst als einen Gott verehrte, hielt es für verzeihlicher, wenn seine Priester öffentlich Hurerey trieben, als wenn sie in einer ordentlichen Ehe lebten. Die **verehlichten Geistlichen** wurden daher fast allenthalben verachtet, verfolget, von Haus und Hof, von Weib und Kind verjagt; alle, durch sie verrichteten Handlungen des Gottesdiensts sahe man als unkräftig und verdammlich an; ihren Segen achtete man für Fluch; — die durch sie geweihte Hostie trat man mit Füssen; — kurz, man betrachtete sie als verpestete Menschen, und mishandelte sie auf mannigfaltige Weise.

Die teutschen Bischöffe widersetzten sich zwar mit ganzem Ernst. Fünfzig volle Jahr dauerte dieser Kampf; aber die Macht der römischen Päbste drang endlich allenthalben durch. Der Bischof von Straßburg, **Werner** II, erlaubte den Priestern den Ehestand; aber viele Geistlichen gehorchten lieber dem Pabst, und führten ein ungebundenes Leben; diese machten den Bischof bey dem Volk verhaßt; aus Verdruß zog er endlich ins gelobte Land, und starb unterwegs

zu Konstantinopel. Straßburgs Bürger verhielten sich auch in diesen mißlichen Umständen ungemein edel. Fast alle Priester waren verheyrathet; als nun die päbstliche Bulle bey uns ankam: „Daß alle verehlichten Geistliche „ihre Eheweiber und Kinder fortschicken, „oder wenn sie dieselben beyzubehalten gedächten, sie doch als Huren und unehliche „Bastarte erklären sollten.„ Als sage ich, dieser gottlose Befehl in Straßburg ankam, widersetzte sich die Bürgerschaft mit Muth und Eifer. Sie gerieth zwar dadurch abermal in des Pabsts Bann; den sie aber wenig achtete; nachdem die Gottesdienste aufhörten, bestellte die Obrigkeit einige fromme Männer, welche die Kinder taufen, und den Sterbenden die Sakramente reichen mußten. Bisweilen fand sich auch ein aufgeklärter Geistlicher, der diese Handlung, ungeachtet des päbstlichen Bannes, verrichtete.

So lange die beeden Kayser, Heinrich IV und V. den Päbsten Widerstand thaten, waren die teutschen Bischöffe geschützt, und die Priester-Ehe war allenthalben geduldet; als aber Heinrich V, im Jahr 1122 die Investitur der Bischöffe dem Pabst übergab, mußten die Bischöffe selbst dazu helfen, daß der, den Päbsten so

verhaßte Ehestand der Priester abgeschaft würde. **Bischof Bruno**, von Straßburg (der edle standhafte Mann!) setzte aber auch da noch dem Kayser und dem Pabst einen Muth entgegen, der im eigentlichen Sinne ganz unüberwindlich war. Dreymal wurde er von dem Kayser Lothar II, aus dem Bisthum verjagt, und eben so oft von dem Pabst in den Bann gethan; weil er den Geistlichen die Ehe nicht verbieten wollte. Er flohe nach Maynz, wo er auch begraben liegt; dort antwortete er dem päbstlichen Legaten: „Er getraue es sich „vor Gott besser zu verantworten, wenn seine „Priester im Ehestande, als wenn sie in Hure„rey lebten. Er bäte nur, man sollte ihn als „einen alten Mann nicht weiter drängen; wolle „ihn vom Bann absolvieren, und sein Leben „in Ruhe beschliessen lassen.„ Letzteres geschahe denn auch. Darauf wurde im Jahr 1129 **Gebhard** von Saarwerden zum Bischof erwählt. Dieser vollzog endlich des Pabsts Befehl zu Straßburg und im ganzen Bisthum. Diejenigen Priester, welche ihre Eheweiber, **als solche**, behalten wollten, wurden entweiht und vom Amt entsetzt, bekamen aber gleichwohl einen lebenslänglichen Gehalt.

Die Geschichte Straßburgs und des Elsaßes im sechzehnten Jahrhundert.

Wir nähern uns nun einem Zeitpunkte, in welchem die Geschichte unsers Vaterlandes, so wie die des ganzen Europens äusserst wichtig für uns wird. Schon über tausend Jahre hatte die schröcklichste Nacht des Überglaubens ihre dunkeln Schatten über alle Völker verbreitet, und sie in Unwissenheit und Irrthum versenkt; die Tyranney, die Herrschsucht, die Gelderpressungen des römischen Hofes, und die greulichen Laster der Diener der Religion waren aufs höchste gestiegen; — die erhabene, Einfaltsvolle, den Menschen veredelnde Christuslehre war ganz entstellt; ihrer Einfalt und Würde beraubt, und zu einem ärgerlichen, geist- und trostlosen Ceremonien-Dienst herabgewürdiget. Immerwährende Kriege, und das eiserne Joch der Leibeigenschaft, unter welches der gröste Theil des Volks seinen Nacken noch immer beugen mußte, hatten allgemeines Elend und bittere Armuth überall verbreitet. Nur einen Tag, in jeder

Woche, durfte der arbeitsame Landmann die Früchte seines Fleißes für sich behalten; und den sauren Schweiß von fünf Tagwerken verpraßten privilegierte Müßiggänger! Daher entstand ein allgemeines Murren, und der Bogen war aufs höchste gespannt. Die Morgenröthe besserer Kenntnisse hatte zwar ihre wohlthätigen Strahlen auch schon über die ärmere Volksklasse verbreitet; aber diese empfand die Schwere ihres elenden Zustandes um so viel tiefer, jemehr sie die Ursachen kennen lernte, welche ihr ein so hartes Schicksal bereitet hatten. Voll raschen Eifers ihre Ketten zu zerbrechen, aber noch viel zu roh und zu unwissend die rechten Mittel zu finden, durch welche ihr Schicksal, wenigstens in etwas hätte erleichtert werden können, empörten sich die armen Leute zum öftern gegen ihre geist- und weltliche Tyrannen. Daher die leidigen **Bauernkriege**, welche schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochen, und in diesem Zeitraume immerfort wütheten.

Eine solche Verschwörung misvergnügter Landleute im Elsaß geschahe abermal im Jahr 1503. Der Verschworenen waren bey 20,000; ihre Losung, woran sie einander erkannten, war die: wenn einer mit einem Unbekannten in ein Ge-

spräch kam, so pflegte er seufzend zu sagen: **Ach Gott, was ist das vor ein Wesen!** wenn nun der andere auch ein Verbündeter war, so antwortete er: **Wir können vor den Edeln und Pfaffen nicht genesen.** Ihr Zweck war der nemliche, den ich schon bey dem Aufruhr vom Jahr 1493 erzählt habe. Auf Georgi Tag wollten sie den Anfang machen, und den Marggrafen von Baden überfallen. Allein einer von den Bundsverwandten, **Lukas Rapp**, entdeckte das ganze Geheimnis in der Beicht einem Priester, und dieser dem Bischof von Speier. Der Bund wurde also glücklicher Weise zerstreuet; man gieng auch noch ziemlich schonend mit den Verschworenen um; in Schlettstadt hielt man eine Versammlung der Stände; hörte ihre Klagen an; befahl auch den Gutsherren, mit ihren armen Unterthanen nicht mehr so unbarmherzig umzugehen; allein es blieb alles wie zuvor.

Indessen ließ sich Kayser Maximilian, der schon so viel Gutes in dem teutschen Reich gestiftet hatte, auch ernstlich angelegen seyn, den Misbräuchen in der Religion abzuhelfen. Zu dem Ende unterredete er sich zum öftern mit gelehrten Männern, welche er allenthalben aufsuchte, um ihres guten Raths sich zu bedienen.

Unter diesen war insonderheit Jakob Wimpheling, von Schlettstadt gebürtig, ein gerader, aufrichtiger und grundgelehrter Mann; der eben damals vornehmer Leute Kinder, und insonderheit den berühmten Jakob Sturm von Sturmeck, den Stifter unserer Hohenschule, in den Wissenschaften unterrichtete. Dieser würdige Mann besaß das Vertrauen des Kaysers in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht nur, wenn er nach Straßburg kam, zu einer mündlichen Unterredung auf seine Herberge zu kommen, einladen ließ, sondern auch abwesend einen vieljährigen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Der Gegenstand dieser Unterhandlungen war kein anderer, als wie den unersättlichen Gelderpressungen der römischen Päbste Grenzen gesetzt, und den Gebrechen der Kirche abgeholfen werden könnte.

Dieses war damals überhaupt die große Angelegenheit des ganzen Europens; alle aufgeklärte Fürsten und gelehrten Männer arbeiteten zu diesem gemeinschaftlichen Zweck: aber die Arglist und Kühnheit des kriegerischen Julius II, der lieber mit der Sturmhaube auf dem Kopf, und mit dem Würgeschwerdt an der Seite, auf blutigen Schlachtfeldern kommandierte, als daß

er, wie es das Amt eines Pabsts erforderte, für das Beste der Religion Sorge getragen hätte — die Arglist und Kühnheit dieses unruhigen Mannes, sage ich, vereitelte alle ihre Bemühungen.

Zwar riefen der Kayser und der König von Frankreich Ludwig XII. durch die misvergnügten Cardinäle im Jahr 1511 ein Concilium nach Pisa zusammen, um Seine kriegerische Heiligkeit abzusetzen. Aber Julius setzte dieser Kirchen-Versammlung eine andere, in dem Lateran zu Rom, an die Seite, welche die Sätze, die jene aufstellte, verdammte, und die Macht und Gewalt des Pabsts über alle Concilien erhob. Julius mußte bald hernach von dem Schauplatz der Welt abtreten, und Leo X. bestieg den päbstlichen Stuhl. Dieser wußte die beyden mächtigsten Potentaten Europens so listig in sein Interesse zu ziehen, daß sie das Lateranensische Concilium anerkannten; seinen Schlüssen sich unterwarfen, und also die Tyranney der Päbste, welche sie einzuschränken im Sinne hatten, aufs neue bestätigten und stärkten. Ja, eben dieser Leo brachte es im Jahr 1516 dahin, daß unter der Regierung Franz I, die Pragmatische

Sanktion

Sanktion *) in Frankreich, welche die Freyheiten in der französischen Kirche sicherte, und eben

*) Die Pragmatische Sanktion in Frankreich ist diejenige Verordnung in Kirchen-Sachen, welche Carl VII, im Jahr 1438, durch Veranlassung des Conciliums zu Basel, veſtſetzte. Die vornehmsten Punkte derselben waren folgende: „Der Pabst ist dem Concilium unterworffen. Die Bischöffe der französischen „Kirche sollen von der Klerisei erwählt werden, und nicht vom Pabst; — die Annaten „dörfen nicht mehr an die päbstliche Kammer bezahlt werden; — die von den Päbsten vorher ertheilte Anwartschaften auf „geistliche Pfründen sind ganz abgeschaft.„ — (Hiebey ist zu wissen, daß der Pabst öfters dreyen oder vieren, ja auch mehreren die Anwartschaft auf das nemliche Bisthum gab, dessen Bischof noch lange leben konnte. Jeder mußte eine große Summe Geldes oder die Annaten davon voraus bezahlen. Zuletzt gab es deswegen Streit, welchen der Pabst zum Vortheil dessen entschied, der neuerdinge die größte Summe für den Spruch anbot. Wie dieses glaubwürdige Geschichtschreiber des 14. und 15ten Jahrhunderts, Gobelinus Persona, und Theodorich von Nicea, ein päbstlicher Sekretarius selbst bezeugen). „In Streitigkeiten oder in zweifelhaften Fällen ist

deswegen den Päbsten schon lange ein Dorn im Auge war, aufgehoben, und die so genannten

---

„der Bischof der erste Richter; von diesem „kommt die Sache an den Metropolitan „(Erzbischof) hernach an den Primas, wo „sich ein solcher befindet, und von diesem erst „an den Pabst; der heilige Vater muß als„denn durch solche Richter, die im Königreich „wohnen, entscheiden lassen.„ Diese Pragmatische Sanktion setzte der Herrschsucht und den Gelderpressungen des römischen Hofs einen starken Damm entgegen; daher gaben sich die Päbste alle ersinnliche Mühe, dieselbe zu zernichten. Pius II, der im Jahr 1458 den päbstlichen Stuhl bestieg, gab derselben einen gewaltigen Stoß; er beredete nemlich den König, Ludwig XI, daß er diese Verordnung aufheben, und alles in dem vorigen Zustande lassen sollte. Dieser that es auch wirklich im Jahr 1461, und bekam dafür einen kostbaren, geweihten Degen; der Pabst aber ließ die Urkunde der Pragmatischen Sanktion in den Straßen Roms spottweis umherschleifen, zum Zeichen, daß sie nun ungültig seye. Inzwischen war das Parlament nicht damit zufrieden, und trug es nicht in seine Register ein. Nach drey Jahren bewieß man von Seiten desselben dem König, daß seit der Aufhebung jener heilsamen Verordnung wenigstens drey Millionen Du-

Concordaten eingeführt wurden; kraft welcher der König die Freyheit erhielt, zu allen

katen nach Rom gekommen seyen. Ludwig suchte hierauf nach vielen Jahren, wiewohl ohne Erfolg, die Pragmatische Sanktion wieder empor zu bringen. Sein Nachfolger aber, Carl VIII, nahm sie feyerlich an; und unter Ludwig XII kam sie wieder zu ihrer vollen Kraft, und wurde genau beobachtet; bis endlich unter Franz I. die Concordaten eingeführt worden sind. Und wer zählt die Millionen, welche in den 274 Jahren, seitdem die schädlichen Concordaten befolgt wurden, nach Rom gewandert sind? Aber unsere herrliche Constitution hat nun auch diesem Unwesen in Frankreich ein ewiges Ende gemacht. Freylich zürnt Rom und sein Anhang heftig mit den Neufranken, und droht von ferne mit seinen, ehemals so gefürchteten, nun aber längst ohnmächtigen Bannstrahlen; welche für England, Schweden, Preußen und andere Länder, die schon Jahrhunderte unter dem päbstlichen Bann stehen, ein großer Segen sind, und es auch für Frankreich seyn werden. Bezahlte Frankreich die Annaten, aus seinen weitgestreckten Staaten, noch an den Vatikan *); wenn es dem Aberglauben zollte; für Gold Dispens und Gnaden wollte, dann sähe Rom uns freundlich an.

*) Die Residenz des Pabsts.

geistlichen Aemtern die Personen nach eigenem Belieben erwählen zu dörfen; aber dem Pabst sollen die Annaten (die Einkünfte des ersten Jahrs) von allen neu besetzten Pfründen bezahlet werden.

So legte Leo den nach Freyheit schmachtenden Völkern aufs neue die Fesseln an, die sie eben zerbrechen wollten. Inzwischen war Leo's Freude von sehr kurzer Dauer; die Zeit der Erlösung war gekommen; und er selbst mußte, ohne sein Wissen, den ersten Anlaß zu der großen Reformation hergeben, welche bald hernach erfolgte. Durch seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten (eine, an einem Pabst äusserst seltene Erscheinung!) beförderte nemlich Leo die Aufklärung bey seinen Zeitgenossen; und durch seinen Hang zur Pracht und zur Verschwendung kam er in die Nothwendigkeit, gleich seinen Vorfahren, die niederträchtigsten Mittel anzuwenden, um ungeheure Summen nach Rom zu ziehen, obgleich der Geist der Zeiten sich sehr geändert hatte.

Leo schrieb um das Jahr 1517, einen allgemeinen und vollkommenen Ablaß aus, für alle, welche zu dem Bau der St. Peters-Kirche zu Rom beytragen würden. Dem Churfürsten zu

Maynz wurde die Bekanntmachung dieses Ablasses in einigen Provinzen Teutschlands, und zugleich ein Theil des Gewinns überlassen; dieser bestellte zu seinem Unterhändler einen beredten, aber unverschämten, lasterhaften Mann, Johannes Tezel einen Dominikaner-Mönch; der diese Marktschreierey schon unter dem vorigen Pabst mit gutem Erfolg für die päbstliche Kammer, getrieben hatte, und der auch jetzt die ganze Kraft seiner schwarzen lügenhaften Seele aufbot, um die fromme Einfalt des armen, unwissenden Volks zu brandschatzen.

Aber mit der Zeit hatten sich auch die Begriffe und Vorstellungen der Menschen sehr verändert. Wahrheitsvolle Schriften von gelehrten Männern, welche diesen Misbrauch bekämpften, hatten schon vorher, ehe noch Luther auf die Schaubühne trat, einen großen Theil der Vorurtheile und Irrthümer zerstreuet, mit welchen man das Volk zu täuschen gewohnt war; und der heftige Streit, der hernach wegen dieser Ablaßkrämerey unter den treuesten Anhängern des Pabsts, den Augustiner- und Dominikaner-Mönchen ausbrach, öffnete dem Volk die Augen noch besser; die Fürsten waren ohnehin wegen den schröcklichen Gelderpressungen der Päbste

schon lange misvergnügt; und das ärgerliche Leben der Geistlichen hatte ihnen bereits eine allgemeine Verachtung zugezogen. Als nun D. Martin Luther, ein Augustiner-Mönch und Professor zu Wittenberg in Sachsen, seine 95 Sätze vom Ablaß öffentlich drucken, und den 31. Okt. 1517 an der Schloßkirche daselbst anschlagen ließ, um dieselbe in den folgenden Tagen, in einer feyerlichen Disputation zu vertheidigen, so entstand eine große Gährung unter Gelehrten und Ungelehrten; man wunderte sich über die Herzhaftigkeit des Mannes; und Luther erhielt viele Aufmunterungsbriefe von gelehrten Wahrheitsfreunden, in diesem löblichen Eifer standhaft fortzufahren. Seine 95 Sätze wurden, vor großer Begierde, mehr verschlungen als gelesen; und in einer Zeit von 4 Wochen waren sie in dem ganzen Christlichen Europa bekannt.

Der Zweck dieses Buchs erlaubt mir nicht auf diesem Wege die Geschichte jener großen Begebenheiten weiter zu verfolgen. Es ist auch um so weniger nöthig, da erst vor drey Jahren ein **Auszug der Seckendorfischen Reformations-Geschichte** herausgekommen ist, welcher (wie er es verdient) in den meisten Häusern meiner Leser anzutreffen seyn wird. Dieses schätzbare

Buch, empfehle ich insonderheit meinen jungen Lesern aufs angelegentlichste *). Ich aber eile den Faden unsrer Vaterländischen Geschichte hier wieder anzuknüpfen, und meinen Lesern mit Wahrheit, Treue und Unpartheilichkeit zu erzählen, was ich in den Annalen Straßburgs von der großen Religions-Veränderung dieser Stadt aufgezeichnet finde.

Erster Anlaß zu der großen Religions-Veränderung in Straßburg 1518.

Nachdeme schon drey Jahre hinter einander die Erndte und der Herbst misrathen, und daher eine große Theurung entstanden war; wozu auch noch eine seltsame Krankheit kam, welche der **Englische Schweiß** genennet wurde, an welcher in kurzem bey 4000 Menschen starben;

*) Von der starken Auflage dieser Reformations-Geschichte sind nur noch 150 Exemplarien übrig, welche bey Herrn Zebeisen, oder bey Joh. Friese, für 2 Liv. 8 Sous zu haben sind. Diesem kleinern Auszug gieng ein größeres Werk vorher, welches in das Französische übersetzt, und mit einer neuausgearbeiteten Waldenser-Geschichte vermehrt worden ist. Dies französische Werk ist auch noch zu haben; es enthält 5 Oktavbände, jeder Band 2 Alphabeth, und kostet 7 Liv. 10 Sous.

so wendete sich die bedrängte Bürgerschaft an die Geistlichen, welche in ihren Stiftern und Klöstern einen großen Ueberfluß an Wein und Früchten liegen hatten, und bat, daß man ihr gegen billige Preiße das Nöthige wollte zukommen lassen. Die Geistlichen aber, welche schon lange mit gröstem Verdruß gesehen hatten, daß die Bürger Luthern sehr geneigt wären, und die 95 Sätze vom Ablaß mit großem Beyfall angenommen hätten, gaben denselben zur Antwort: „Sie hätten in Erfahrung gebracht, daß sich „die Bürger des Luthers Ketzerey gefallen lies„sen; sie könnten ihnen deswegen ihre Bitte „nicht gewähren; es seye eine sichtbare Strafe „Gottes, die noch ärger kommen würde, wofern „sie nicht bald davon abstünden. Sie hätten „zwar Früchte genug, die sie an Fremde für „18 Schillinge verkauften; aber die Bürger „müßten, bey so bestellten Sachen, zwey Schil„linge mehr bezahlen.„

Dieses unkluge Betragen der Straßburgischen Geistlichkeit, und der so schändlich hervorstechende Geitz entrüstete die Bürgerschaft im höchsten Grade, und goß gleichsam neues Oel in das schon lodernde Feuer. **Geiler, Wimpheling, Kreutzer, Brand** und andere gelehrte redliche

Männer hatten in dem Verstande der Straßburger schon ziemlich aufgeräumt; blinde Anhänglichkeit an geweihte Personen, welche sich durch Laster selbst entehrten, durfte man von ihnen nicht mehr erwarten. Durch die Niederträchtigkeit der Geistlichen aufgebracht, thaten nun die Bürger den ersten kühnen Schritt; sie schlugen nemlich bey der Nacht **Lutheri Schrift vom Ablaß an alle Kirchen, und an die Häuser der Geistlichen an**; welches diese gewaltig verdroß, und sie das zum voraus ahnden ließ, was bald darauf wirklich geschehen ist.

Der Magistrat öfnete hierauf die reichen Vorrathskammern der Stadt, und gab den Beckern und jedem Bürger das Fürtel Frucht für 7 Schilling 6 Pfenning; und den Armen einen Sester Mehl um 17 Pfenning. Es mußte aber jeder Käufer Versicherung geben, daß er keine Früchte habe; daß er diese nicht verhandeln, sondern für seine Haushaltung gebrauchen wollte. Fünfzig tausend Fürtel Korn wurde nur den Bürgern, in dem wohlfeilen Preiße, gegeben. Was die Stadt in zwey Jahren an Fremde, das Fürtel zu 18 Schillinge verkaufte, soll, wie **Wenkers** geschriebene Chronik versichert, 362,962 Fürtel ausgemacht haben; ohne

das was aus den Stiftern ausgeführt wurde. Die Stadt Straßburg führte in jenen Zeiten immer einen starken **Fruchthandel.** In den wohlfeilen Jahren, da das Fürtel oft nur 3 oder 4 Schillinge galt, füllte sie ihre Speicher dergestalt an, als ob sie das ganze Land zu versorgen hätte; hingegen in den Zeiten des Mangels öffnete sie ihre Kästen; versorgte die Bürgerschaft, und half auch den Fremden aus der Noth. So war Straßburg vor wirklichem Mangel geschützt; gewann große Summen ohne Wucher zu treiben, und ihre Nachbarn zollten ihr Ehrfurcht und Dank.

Wimphelings letzter Brief an den Kayser Maximilian 1518.

Bekanntermaßen wurde im Jahr 1518 ein Reichstag zu Augspurg gehalten, bey welcher Gelegenheit sich **Luther** vor dem **Cardinal Cajetan** seiner Lehre halben verantworten mußte; welches er mit so viel Muth und Klugheit ausrichtete, daß der Kayser darüber erstaunte, und sich gegen den Chursächsischen Gesandten, **Degenhard Pfeffinger**, vernehmen ließ: „Saget meinem lieben Herrn Oheim, daß er „uns den Mönch, **Luther**, wohl bewahre; „denn es könnt sich bald zutragen, daß wir

„sein bedürfen.„ Er schrieb auch von Augspurg aus an **Jakob Wimpheling** nach Straßburg; schickte ihm Luthers neueste Schriften, und begehrte ein Bedenken darüber. Darauf antwortete **Wimpheling** dem Kayser unter anderm:

„Euer Majestät haben es in die 20 Jahre her wohl erfahren, daß nichts an den Geistlichen zu reformiren ist. Sie leidens nicht; und sollten auch viel fromme und redliche Leute, ja Gottes Wort selbst darüber zu Grunde gehen. Aber dieser Mönch greift nicht ihre Person, sondern ihre Lehre an, die mit großem Aergernis in der Kirche geduldet wird; und das thut er aus Gottes Wort; daher die ungelehrten Mönche nicht viel mehr gelten werden, die sich blos auf die Autorität der Kirchen berufen; die gar viel Dings ohne Gottes Wort eingeführet hat .... Es wird auch nicht fehlen, daß Euer Majestät als ein Sohn und Beschirmer der Kirchen um Hülfe wird angerufen werden. Alsdann könnten Euer Majestät antworten: daß es Euer Majestät nicht wolle gebühren, in geistlichen Sachen etwas zu sprechen. Hiemit könnten Euer Majestät eine Weile zusehen, wie sie einander die Köpfe zerstoßen. Dann Doktor Luther wird nicht gern von dem gewissen Grunde abweichen; (wie ich von denen höre die ihn kennen); so wird auch unser heiliger Vater Pabst von der Kirche noch weniger weichen: so muß dann gewiß folgen, daß,

wenn die Lehre sich ändert, die Personen auch darnach leben müssen. Ich hoffe aber, Gott werde alles zu seiner Kirchen Nutz und Frommen richten.„

Im Jahr 1520 stand der **erste Prediger** in Straßburg im alten St. Peter auf, der nicht mehr päbstisch, sondern **biblisch** predigte; er hieß **Petrus Philippus.** Dieser Mann las Doktor Luthers Schriften; redete gewaltig auf der Kanzel, und ward allgemein geliebt. Aber den Stiftsherren war er nicht anständig; derowegen dankten sie ihn ab; worüber das Volk ungemein schwierig wurdr.

Bald nach diesem wurde **Matthäus Zell,** von Kaysersberg gebürtig, als Pfarrer bey St. Laurenzen Kapelle im Münster berufen; welches Amt er 26 Jahr, mit großem Eifer verwaltete. Dieser nahm aber auch Lutheri Grundsätze an; die er dem Volk öffentlich und beständig vortrug. Zu der nemlichen Zeit war M. **Wickram,** Domprediger im Münster, der schon im Jahr 1510 an die Stelle des eifrigen D. Geilers gekommen war; als nun die Domherren über **Matthäus Zellen** sehr erbittert waren, trat auch **Wickram** öffentlich auf seine Seite; predigte und vertheidigte die nemlichen Grundsätze. Gerne hätten die Domherren **Zellen** den Abschied gegeben;

aber sie mußten sich vor dem Volk fürchten; **Wickram** hingegen mußte fort.

An dessen Stelle ordneten sie, im Jahr 1523, **Simphorian Pollio**, den der gemeine Mann nur Herr Ziprian nannte, ehemaliger Pfarrer bey **St. Stephan**; und damit er desto besser auf ihrer Seite bleiben, und **Zellen** das Gegengewicht halten könnte, so machten sie ihn auch zum Pfarrer bey **St. Martin**. Es stand aber nicht lange an, so trat auch dieser auf **Zellens** Seite; und eiferte gewaltig gegen die Misbräuche in der Religion. Nun wußten sich die Domherren fast nicht mehr zu rathen; auf diesen Mann hatten sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt. Dazu kam noch, daß M. **Zell** anfieng, die Epistel an die Römer zu erklären; weil aber die St. Laurenzen Kapelle viel zu klein war, die herbeyströmende Menge von Zuhörern zu fassen, wollte sich **Zell** der steinernen Kanzel im Münster bedienen; dieses liessen aber die Domherren nicht zu, und hielten sie verschlossen. Ihr grösserer Widerstand diente indessen nur dazu, daß die Begierde des Volks nach den noch nie gehörten Wahrheiten immer mehr zunahm.

Die Schreiner in der **Kurbengasse** verfertigten indessen einen Predigtstuhl von Holz, und stellten

ihn, so oft M. Zell predigen sollte, mitten ins Münster, und nach der Predigt trugen sie ihn wieder heim. Daß bey diesen Umständen der Haß des Volks gegen die Geistlichen immer mehr zunahm, ist sehr natürlich; auch die Domherren sahen es ein, und schlossen daher, diesem Unheil auszuweichen, und sich dem Volk gefällig zu beweisen, die Kanzel wieder auf.

Alldieweil dieses vorgieng, schickte der Pabst im Jahr 1522 einen Legaten **Franciskus Cheregatus**, nach Straßburg an den Magistrat, und beschwerte sich darüber, daß die Obrigkeit dulde, daß Lutheri Schriften nicht nur gelesen, sondern auch in ihrer Stadt öffentlich gedruckt und verkauft würden; ohnerachtet sie schon lange von dem Pabst verdammt seyen. Er befahl zugleich, daß man Luthers Schriften alsbald unterdrücken und verbrennen sollte. Im Fall des Ungehorsams kündigte er Gottes Zorn, den Bann des Pabsts, und des Kaysers Ungnade an. Der Magistrat gab hierauf dem Legaten zur Antwort: „Ueber die heilige Schrift zu urtheilen stehe ihm nicht zu; dieses müsse man den Gelehrten überlassen. Straßburg wäre bisher bey der alten Religion geblieben; aber das gottlose Leben der Geistlichen seye nicht mehr

ausszustehen. D. Geiler habe schon vor mehr als 20 Jahren gegen ihren Geiz und greuliche Unzucht geeifert; und mit dem Bischof Rath gehalten; auch die besten Vorschläge gethan, wie die Geistlichkeit reformiert werden könnte: aber der Pabst hätte nie dazu helfen wollen.„

Hierauf erwiederte der Legat: der Pabst wisse es wohl, daß die Geistlichen in Teutschland ein so schändliches Leben führen; er werde auch ehestens dieserwegen ein allgemeines Concilium anstellen; bis dahin sollten sie sich gedulden, und nichts gegen die römische Kirche vornehmen oder erlauben. Was D. Geilern anlange, habe er Unrecht gehabt, daß er das unzüchtige Leben der Geistlichen habe reformieren wollen; er seye nur ein Prediger gewesen, und nicht Pabst oder Bischof. Noch viel weniger dürfe eine weltliche Obrigkeit sich so etwas erlauben. Ketzerey auszurotten, das sey ihre Pflicht; das übrige gehöre alles dem Pabst zu!

Diese ungereimten, wenigstens bey der damaligen Lage der Sachen, höchst unkluge Behauptungen des Legaten hatten auf den Verstand der Straßburger eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Unmittelbar nach seiner Abreise erlaubte der Magistrat den Predigern, auf Ansuchen der Bürger.

schaft, das Evangelium nach dem Sinn der heiligen Schrift vortragen zu dürfen. Die Freude der Bürger war unbeschreiblich, und ihre Liebe zu den, für sie, ganz neuen Wahrheiten wuchs mit jedem Tage. M. Zell bekam nun auch mehrere Gehülfen, die ihn unterstützten; diese waren D. **Wolfgang Kapito** von Hagenau; er war vorher Maynzischer Hof-Prediger und Kanzler gewesen; weil er aber die Reformation in Maynz nicht zu Stande bringen konnte, reißte er im Jahr 1523, mit **Martin Bucer** von Schlettstadt gebürtig, und Domprediger in gedachtem Maynz, nach Straßburg. Der erste wurde sogleich **Probst bey dem Stift St. Thomas**, und letzterer kam im folgenden Jahr als Pfarrer zu **St. Aurelien. Theobald Schwarz** von Hagenau, der vorher im Kloster zu Stephansfelden gewesen war, wurde zuerst als Helfer im Münster, hernach als Pfarrer beym alten St. Peter angestellt. D. **Caspar Hedio**, Domprediger in Maynz; der, als **Simphorian Pollio** von dem Domkapitel abgesetzt wurde, an dessen Stelle kam; **Pollio** blieb aber gleichwohl Pfarrer bey **St. Martin.** D. Hedio aber mußte den Domherren einen Eid schwören, daß er nicht **lutherisch** predigen wollte.

Dieses

Dieses wiederholte er in seiner Amtspredigt vor der Gemeine, und versprach, daß er, ohne Rücksicht auf irgend einen Menschen blos das reine Wort Gottes vortragen wollte. **Antoni Firn**, Pfarrer zu St. Thomas, predigte auch in diesem Geiste; **Conrad Träger**, Provinzial der Augustiner war im Anfang gleichfalls der Reformation geneigt; als er aber von einer Reise nach Rom zurücke kam, ward er anders gesinnet, und stiftete mancherley Händel und Unruhen, wie besser unten erzählt werden soll.

Ausser dem Kanzelgezänke und den mancherley Schmäh- und Lästerschriften, die unter diesen Vorfällen zu beyden Seiten herauskamen, war bisher noch alles ruhig, ohne irgend einen Auflauf oder Klage vorbey gegangen; nun aber kamen ernstlichere Auftritte, deren Folgen man noch nicht absehen konnte. **Antoni Firn, Pfarrer bey St. Thomas, heirathete seine Köchin**, die er schon einige Jahre vorher bey sich gehabt hatte. Er verkündigte es selbst seiner Gemeine, und ließ sich durch Matthäus Zell, in St. Laurenzen Kapelle, öffentlich mit ihr trauen. Die Bürgerschaft billigte diesen Schritt; aber die Geistlichkeit tobte entsetzlich. Die Stiftsherren von St. Thomas gaben ihm den Abschied,

den aber dieser nicht annahm; und als den nächsten Sonntag der neue Pfarrer schon auf der Kanzel stand, gieng Antoni Firn auch zu ihm hinauf, und wich nicht von der Stelle, bis jener wieder herab gieng. Hierauf klagten die Stiftsherren vor Rath. Der Magistrat suchte Antoni Firn zu bereden, daß er um Friedens willen weichen sollte: allein dieser wollte nicht; sondern erinnerte die Obrigkeit an ihre Pflicht, ihn gegen Gewalt und Unrecht zu schützen. Hiemit zog sich diese Sache sehr in die Länge; doch erhielt er am Ende seine Stelle als Pfarrer bey St. Thomas.

Unterdessen hatte sich M. Zell auch in den Ehestand begeben; und Martin Bucer gieng noch in diesem Jahr mit einer Nonne, die aus dem Kloster gegangen war, ein ehliches Bündnis ein. Nun schickte der Bischof zweymal nach einander seine Gesandten an die Stadt, beschwerte sich sehr, daß man die Gebote der Kirchen so frevelhaft übertrete, und den Priestern den Ehestand zulasse. Er zitierte die verehlichten Geistlichen nach Zabern, und bat den Rath, daß er ihm an Ausführung seiner bischöflichen Amtspflichten nicht hinderlich seyn wollte. Der Magistrat überschickte hierauf dem Bischof die

schriftliche Vertheidigung dieser drey Männer, und bedeutete ihm zugleich: daß diese in den Ehestand getretenen Geistlichen, welche der Stadt Bürger wären, nirgends als in der Stadt Straßburg könnten gerichtet werden; und obwohl der Magistrat den Bischof in seinen Amtspflichten nicht hindern, sondern vielmehr behülflich seyn wollte, so könnte er doch auch seinen Bürgern den Schutz nicht versagen, auf welchen sie den gerechtesten Anspruch machten.

Der Bischof verklagte hierauf die Stadt bey dem päbstlichen Legaten, der dem Reichstag zu Nürnberg beywohnte, und schickte auch den Guardian der Baarfüsser, D. Thomas Murner dahin, welcher im Namen des Bischofs, und der ganzen päbstlichen Klerisey, gegen alles, was in Ansehung der Religion bisher vorgegangen war, Klage führen sollte. Die Klagepunkte waren folgende: 1) Die Stadt wolle die Geistlichen, die doch unter keiner weltlichen Obrigkeit stünden, zwingen, den Bürgereid zu schwören. 2) Sie hindere den Bischof an seinen bischöflichen Rechten und Pflichten. 3) Sie begünstige die lutherische Ketzerey, und lasse es geschehen, daß geweihte Priester im Ehestand lebten. Darauf antworteten die Gesandten der Stadt: „Daß

die Stadt die Geistlichen zu Bürgern annehme, geschehe nach einem alten Stadtgebrauch; und der Bischof hätte ja die Stadt selbst schon darum gebethen, die Geistlichen in Schutz und Schirm zu nehmen. Dem Bischof hätte der Magistrat noch nie keinen Eintrag gethan, wäre es auch nicht Willens zu thun: aber der Bischof sollte, seinem Vertrag gemäß, der Stadt Bürger nicht an einem fremden Ort, sondern in der Stadt Straßburg vor Gericht fordern. Wenn er an die verehlichten Priester, den göttlichen Rechten gemäß, einen Anspruch habe, so möchte er solchen wohl ausführen; der Rath wollte ihm selbst behülflich seyn. Wenn aber der Rath dem Bischof diejenige, welche blos das päbstliche Recht übertreten, zur Strafe auslieferte, und die andern Geistlichen, die durch ihre öffentliche Hurerey an dem göttlichen Rechte sündigten, ungestraft blieben, so müßte ja Aufruhr und große Gefahr daraus entstehen.„

Der Cardinal **Campegius** erwiederte hierauf den Straßburgischen Gesandten: „Der Bischof habe Unrecht, daß er die Geistlichen, so in Unzucht leben, nicht strafe; er werde schon einst darüber zur Rechenschaft gezogen werden. Inzwischen gäbe dieses den andern kein Recht sich zu verheyrathen. **Ja, es wäre einem Prie-**

ster viel größere Sünde, wenn er im Ehestand lebte, als wenn er viele Huren unterhielte. Denn jener glaube, er thue recht, und denke also an keine Buße; dieser aber wisse, daß er unrecht gethan habe, und könne also leichter zur Erkenntnis seiner Sünden und zur Gnade kommen, als jener. Endlich verlangte er, daß man dem Bischof die verehlichten Priester ausliefern sollte, so wollte er selbst kommen, und die andern, so ein ärgerliches Leben führten, bestrafen, wenn es der Bischof nicht thue. Allein die Gesandten blieben bey ihrer ersten Erklärung, und nahmen ihren Abschied.

Alldieweil dieses in Nürnberg vorgieng, fuhr man in Straßburg muthig fort, an der Verbesserung des Religionswesens zu arbeiten. Bisher steckten die Geistlichen das Opfergeld in ihren Sack; nun aber wurden in allen Kirchen Opferstöcke gemacht, und das darein fallende Geld zu besserer Versorgung der Armen verwendet. M. Zell und Martin Bucer fuhren fort, unter großem Zulauf des Volks die Epistel an die Römer zu erklären; in welchem Geschäfte sie alle Wochen abwechselten, und, wie es scheint, die hölzerne Kanzel aus der Kurbengasse dabei wieder gebrauchten.

Die Domherren schickten unterdessen Notarien und Schreiber in M. Zellens Predigten, die alle verfängliche Reden sammeln mußten. Aus diesen formirten sie eine Klagschrift gegen Matthäus Zell, von 24 Artickeln; und übergaben sie dem bischöflichen Fiskal, Gernasius Sopher. Die Klage wurde bey dem geistlichen Gericht anhängig gemacht; und nun erfolgte, ohne Verhör oder Verantwortung des Beklagten, der strenge, aber ohnschädliche Urtheilsspruch: **Er, Matthäus Zell seye in den großen Apostolischen Bann verfallen, aller geistlichen Aemter und Würden beraubt, und solle nach dem Kanonischen Recht, mit Feuer verbrannt werden.**

Matthäus Zell ward also genöthiget sich zu vertheidigen. Dieses that er in einer gedruckten Schrift, die wir noch haben, mit solchem Nachdruck, und mit so gutem Erfolg, daß seine Widersacher wünschten geschwiegen zu haben. Die Domherren gaben ihm zwar den Abschied; aber die Gemeine behielt ihn für sich, und er predigte ihr eine Zeitlang in seinem Hause. Sein Ankläger, der bischöfliche Fiskal, trat hernach selbst diesem Lehrbegriff bey, in welchem er auch bis an sein Ende verharrte.

Bald darauf entstanden wieder neue Händel. D. Capito, Probst bey St Thomas, vergaß die eingebildete Würde eines Prälaten so sehr, daß er selbst etlichemal die Kanzel bestieg; wider die Laster der Geistlichkeit, und gegen die Misbräuche in der Religion eiferte, und Zellens Predigten und Christlichen Wandel rühmte. Dieses, daß ein Probst selbst predigte, war damals etwas ganz unerhörtes. Dem Volk, das freilich nur einen geraden, schlichten Menschenverstand hatte, gefiel es ganz wohl: aber Mönche und Pfaffen lästerten ihn erschröcklich, sowohl in Schmähschriften als in öffentlichen Predigten. Sie sagten: Capito hätte dem geistlichen Stande die höchste Schmach angethan. Das Predigen sey nur für Mönche und geringe Pfarrherren, die man dafür bezahlte; aber nicht für Pröbste und Prälaten. Das Kapitel zu St. Thomas dachte auch nicht heller; und Capito verlor wegen dieser Versündigung seine Probstey.

Aber die Gemeine vom jungen St. Peter übergab gleich darauf ihrem Probst und den Kapitularen daselbst eine Schrift, in welcher sie kurz und rund erklärte: „Daß sie ihren bisherigen Pfarrer nicht mehr haben wolle; daß „D. Wolfgang Capito seine Stelle ersetzen,

„ und auf den Sonntag Lätare seine erste Pre„digt halten sollte.„ Ueber diese, mit Drohungen begleitete, Erklärung äusserst bestürzt und verlegen, wandte sich Probst und Kapitel vom jungen St. Peter an den Stadtrath. Dieser sahe zwar ein solches eigenmächtiges Verfahren äusserst ungern; beschickte die vornehmsten Glieder der Gemeine; wies sie zur Ordnung, tröstete sie anbey mit einem guten Erfolg, wenn sie es ruhig dem Magistrat überlassen wollten. Diese versprachen es zu thun.

Nun that der Magistrat dem Kapitel den Vorschlag: Bey diesen gefährlichen Läuften die Besetzung der Pfarrstelle der Obrigkeit auf einige Zeit zu überlassen; dieses ließ sich das Kapitel gefallen, und bestimmte acht Jahre; aber in die Person des D. Capito wollte es nicht willigen. Als diese Uebereinkunft der versammelten Gemeine auf der Schneider-Zunftstube vorgelesen wurde, war sie auch nicht damit zufrieden; sondern verlangte, daß die Pfarrey sammt den Einkünften ihr sollte übergeben werden; dabey droheten viele unverständige, hitzige Köpfe, wenn man sie ihnen nicht gutwillg einräume, so wollten sie das Stift stürmen, und keinen Stein auf dem andern lassen; ja, einige liessen sich

gar verlauten, daß sie die Geistlichen alle todtschlagen wollten.

Hierüber wurde es den Kapitularen angst und bange. Alle, bis auf drey Vikarien, verliessen die Stadt, und nahmen das Geld und die besten Sachen mit sich. Denen vom jungen St. Peter folgten auch einige vom alten St. Peter und von St. Thomas. Als aber des Ausreissens zu viel wurde, nahm man einige in Verhaft; andere in Eid und Pflicht, nicht aus der Stadt zu weichen. Die Ausgetretenen machten schwere Prozesse wider die Stadt bey dem Reichskammergericht anhängig; die Gemeine hingegen war zufrieden, sobald sie D. Capito zu ihrem Seelsorger bekam.

Um diese Zeit ließ D. **Murner**, der eine eigene Druckerey im Kloster hatte, eine Lästerschrift von 20 Bogen wider D. Luthern ausgehen, auch viele andere spöttische Verse und Reimen, in denen aber kein vernünftiges Wort zu finden war. Dieses bewog den Rath, die Preßfreyheit zu verbieten, und eine Verordnung bekannt zu machen, nach welcher nichts gedruckt werden sollte, als was vorher auf der Kanzley durchgesehen, und gut befunden worden.

Am Dienstag nach Jubilate hielt **Diebold Schwarz** die erste teutsche Messe im Münster; unten in der Gruft, wo man zu beyden Seiten hinab gehet. Dem Volk war es sehr angenehm, das zu verstehen, was der Priester sang. Hernach hielt er eine Predigt, und **theilte das Abendmahl des Herrn unter beiderlei Gestalt aus**; das nemliche geschahe gleich darauf auch bey St. **Aurelien**, wo **Bucer** Pfarrer worden war: so wie auch in andern Pfarrkirchen. Hiemit wurde in den Pfarreyen mit einemmal alles verändert. Brennende Lichter, Chrisam, Oel, Weihwasser und die Meßgewandte wurden abgeschaft; **auch die Kindertaufe teutsch zu halten** verordnet. In den Stiftern und Klöstern hingegen ließ man alles in dem vorigen Zustande.

In der Kirche bey St. Aurelien war damals eine große Wallfahrt. Das Volk kam viele Meilen weit, und holte die Erde von dem Grabe dieser heiligen Jungfrau, als ein sicheres Mittel für das Fieber. Gegen diesen Aberglauben predigte **Bucer** heftig. Da aber das Geläuf gleichwohl kein Ende nehmen wollte; fuhr er, mit Hülfe einiger Männer aus der Gemeine, zu; zerstörte das Grab der heiligen **Aurelia**, und öfnete den Sarg, in welchem man mancherley

Gebeine, die nicht zu einem menschlichen Körper gehören konnten, gefunden haben soll. Wegen dieser eigenmächtigen That bekam Bucer vieles zu leiden, und wurde noch im Jahr 1549 von dem Bischof dieser Ursache wegen, verfolgt.

Nach geendigtem Reichstag zu Nürnberg versammelten sich viele katholische Fürsten und Bischöffe zu Regensburg, um zu berathschlagen, wie den einreissenden Religions-Neuerungen könnte gesteuert werden. Darauf kamen des Bischofs Gesandten abermal nach Straßburg, und brachten eine Reformations-Akte für die Geistlichen mit, welche von dem Cardinal Campegius im Namen des Pabsts, und von dem König Ferdinand im Namen des Kaysers unterschrieben war. Nach derselben sollten die Geistlichen ihre Huren abschaffen *); sich nicht mehr voll sauffen; nicht in die Wirthshäuser gehen; nicht geitzig seyn; ehrbar geklei-

*) Folgender Vers, der mir sehr wohl gefällt, stehet am Rand bey dieser Stelle, in Trauschens geschriebener Straßb. Chronik, wodurch der Verfasser, wie es mir vorkommt, die Geistlichen zum ehlichen Leben aufmuntern will.

Dein ehlich Weib und auch dein Kind
Mit nichten dir schad g'wesen sind;

det, und fleißig zur Kirchen gehen. Die Stadt aber sollte, weil ihren Klagen über das ärgerliche Leben der Geistlichen nunmehr abgeholfen seye, alles in den vorigen Stand stellen. Allein diese Verordnung war den Geistlichen so wenig als den Bürgern anständig. Jene behielten ihre Konkubinen, und diese fuhren in der angefangenen Reformation fort. Zugleich wurde allen ungelehrten Layen aufs strengste verboten, die Bibel oder ein anderes geistliches Buch zu lesen; aber in Straßburg achtete man nicht darauf. Die verehlichten Geistlichen wurden nun auch feyerlich von dem Bischof in den Bann gethan; diese hingegen schlugen eine Protestation an alle Kirchen an, und beruften sich auf ein freyes allgemeines Concilium; erboten sich auch zugleich, wie vorher schon öfters geschehen war, zu einer öffentlichen Verantwortung ihrer Lehre und ihres Lebens. Letzteres wurde aber niemals angenommen.

Indessen giengen immer mehrere Mönche

Denn Gott hat zu derselben Zeit
Kein Abscheu g'habt an ehlich Freud
Wiegen und darinn Kinderlein
Ihm allzeit lieb gewesen seyn.

und Nonnen aus ihren Klöstern. Manche heiratheten einander; andere begaben sich zu ihren Freunden. Unter diesen war **Matthäus Kreuter**, ein guter Musikus, und **Egnolf Dachstein**, Vikarius bey St. Thomas, und Organist im Münster. Diese beyden Männer verfertigten die ersten teutschen Psalmen-Lieder, die hernach bey dem öffentlichen Gottesdienst gesungen wurden.

Am Sonntag **Invokavit**, in der Fasten, predigte Martin Bucer des Nachmittags im Münster. Währender Predigt hatten sich viele Geistliche, mehrentheils Mönche, in dem Chor versammelt, diese fiengen nun mit großem Geschrey ihr Complet an. Ein Schreiner, genannt **Strubelhanß**, den es verdroß, daß sie nicht warteten, bis die Predigt aus wäre, gieng zu ihnen hinauf, und hieß sie stille seyn; hierüber kam er mit den Mönchen in Wortwechsel, der aber bald in eine Schlägerey ausbrach, wobey der Schreiner zwey Wunden am Kopfe bekam. Dieß gab zu einem großen Auflauf, bey dem Mord und Todtschlag zu fürchten war, Gelegenheit. Zum Glück kam eben der regierende Ammeister dazu; der machte Frieden, und beschied beyde Partheyen auf den folgenden Mon-

tag vor Rath. Daselbst wurde die Sache verglichen; und weil auf beyden Seiten gefehlt worden war, so wurde beyden Theilen ein Stillschweigen auferlegt.

Nach diesem Vorgang verbreitete sich das Gerüchte, als ob Mönche und Nonnen ihre besten Schätze auf die Seite schaften und fortschickten; man hatte auch wirkliche Beweise davon in Händen. Dieses bewog den Magistrat in allen Klöstern zu inventiren. Bey den Augustinern befand es sich wirklich also. Zehn Tage gab man ihnen Zeit, die verborgenen Kleinodien wieder herbei zu schaffen; ob es aber geschehen ist, finde ich nicht aufgezeichnet.

So sehr der Magistrat bemühet war, Friede und Ordnung zu erhalten, so ereigneten sich doch mancherley unangenehme Vorfälle. Einer, Namens **Hanß Karst**, hetzte die Bürgerschaft unabläßig an, alle Pfaffen zu ermorden; und da er keinen Vorstellungen Gehör geben wollte, wurde ihm auf Lebenslang die Stadt verboten; ein gleiches wiederfuhr ihm zu Basel. — Als in der Charwochen in dem jungen St. Peter der gewöhnliche Ablaß ausgestellt wurde, haben etliche muthwillige Leute das große Kreutz von dem Lättner hinweg genommen; die Lichter aus-

gelöscht, und das Opfergeld vom Altar in die Allmosenstöcke gestoßen. Darauf, weil man die Thäter nicht wußte, erfolgte ein obrigkeitlicher Befehl, von solchen Thätlichkeiten, welche nur zu größerer Verbitterung anreitzten, abzustehen. — Am Tage St. Marx, oder Markus war Prozeßion im Münster; ein muthwilliger Bursche, ein Schneidergeselle, schloß die Thüre bey St. Laurenzen Kapelle, wo sie wieder herein kommen sollte, zu: dafür wurde jener 14 Tage bey Wasser und Brod gefangen gesetzt. Dergleichen Neckereyen gab es, bey dem rohern Theil des Volks viele.

Aber den grösten Lärmen verursachte der schon oben genannte Provinzial der Augustiner, **Conrad Träger.** Trotz der obrigkeitlichen Verordnung, ohne Censur nichts drucken zu lassen, gab er ein scharfes Buch, wider den Rath und die evangelischen Prediger heraus, welches im Kloster gedruckt worden war. Darüber wurde die Bürgerschaft äusserst aufgebracht, und klagten gegen ihn vor **Rath** und **Ein und Zwanzig.** Der Rath schickte sogleich drey Commissarien und einen Notar, ihm den Arrest im Kloster anzukündigen; allein ehe diese Deputation dahin kam, hatten schon einige hundert Bürger das

Kloster eingesprengt, und den Provinzial gefangen genommen; denselben übergaben sie den Deputierten am alten Zollthor, (zunächst dem alten St. Peter) mit der Erklärung: daß sie ihn einem ehrsamen Rath in Verwahrung übergeben. Man weiß es, daß das aufgebrachte Volk nicht leicht bey einer Handlung dieser Art stehen bleibt; auch diesmal gieng es so. Ein anderer Hauffe drang in das Prediger-Kloster ein, und nahm daselbst ebenmäßig den Prior in Verhaft. Dabey gieng auch mancher Unfug vor; sie sprengten die Zellen auf; liefen in den Keller, und soffen auf eine unrühmliche Weise. Der Magistrat legte die beyden Geistlichen auf die Allmendstube in Verwahrung, und sandte zugleich zwey Herren ab, welche die Bürger von weitern Thätlichkeiten abmahnen, und ihnen das obrigkeitliche Misfallen zu erkennen geben sollten.

Die Bürger gaben hierauf zur Antwort: „Was sie gethan hätten, das hätten sie dem Magistrat zum Besten gethan; sie wollten auch für alles verantwortlich bleiben; sie giengen aber nicht eher auseinander, bis sie wegen den unruhigen Geistlichen, die nur immer schimpfen und lästern, sicher wären. Hierauf gieng der Zug nach

nach St. Andreas; woselbst sie die beyden Geistlichen gefangen nahmen; und endlich holten sie auch noch den Beichtvater von St. Margarethen, aus seinem Hause, und führten sie alle auf die Allmendstube. Auf dem Roßmarkt waren noch bey 400 Personen, aber ohne Waffen, versammelt. Der Magistrat ließ ihnen, bey Strafe des Ungehorsams, befehlen, auseinander zu gehen, welches auch augenblicklich geschahe. Die gefangenen Geistlichen wurden alle auf die Münze gelegt; aber nach geschehener Untersuchung dieses Handels wieder frey gelassen; wiewohl es bey dem Provinzial, welcher sehr trotzig und eigensinnig war, etwas länger angestanden.

Nun versammelte der Magistrat die ganze Bürgerschaft auf den Zünften; hier las man ein weitläufiges Dekret vor, welches in **Wenkers** geschriebener Chronik bey dem Jahr 1524, pag. 85. wörtlich zu finden ist. In demselben legte der Magistrat zuerst seine Gründe dar, warum er die an den Geistlichen verübte Gewaltthätigkeiten nicht billigen könne. 2. Zeigte er die schröcklichen Folgen die ein solches Betragen, wenn es noch öfters geschehen sollte, nothwendig nach sich ziehen würde.

3. Fordert er die Bürger auf, ihre Gegengründe und Einwendungen auf der Kanzley schriftlich einzugeben; damit er die Sache mit dem Schöffen-Kollegium in Ueberlegung ziehen könne. 4. Unterdessen verlangte der Magistrat völligen Gehorsam; und befahl endlich bey schwerer Strafe, daß die Bürger ihre Knechte und Gesellen warnen, und durchaus nicht zu dergleichen bürgerlichen Zusammenrottungen lassen sollten.

Die Bürger erkannten bald, daß die Obrigkeit recht habe; dankten für ihre väterliche Sorgfalt, und stellten unter sich selbst Untersuchungen an. Da befand sichs, daß einige hitzige Köpfe, mit Hülfe der Knechte und Handwerks-Gesellen, zu welchen sich mancherley lüderliches Gesindel rottete, den ganzen Lärmen verursacht haben. (Wer denkt nicht hiebey an die Plünderung der ehemaligen Pfalz, 1790?) Die guten Bürger misbilligten hierauf in einer feyerlichen Protestation alles was vorgegangen war; versprachen der Obrigkeit neuen Gehorsam und Unterstützung. Indessen obgleich die Obrigkeit und Bürgerschaft diese Gefangennehmung der Geistlichen misbilligten, so hatte dieser Vorgang doch leidige Folgen; freylich erst nach

24 Jahren, als das Interim eingeführt wurde, und es bey den evangelischen Ständen allenthalben betrübt aussahe.

Indessen erhuben sich allenthalben, und besonders auch im Elsaß, heftige Verfolgungen wider die Evangelischen. Alldieweil man in Straßburg die evangelische Lehre beschützte und förderte, suchte sie der Bischof und das Domkapitel allenthalben im ganzen Bisthum mit Macht zu unterdrücken, und ihre Ausbreitung, auch in der Stadt, so viel möglich zu verhindern. Die Oesterreichische Regierung zu Ensisheim im Sundgau, verfolgte die Bekenner dieser Lehre mit Feuer und Schwerdt. Beyspiele, daß evangelische Prediger erhenkt, verbrannt, verstümmelt, oder ihnen die Zungen ausgeschnitten worden sind, sind in den Geschichtbüchern des Sundgaues nicht selten anzutreffen. In Schlettstadt wurde den Evangelischen ein ehrliches Begräbnis verweigert. In Kaysersberg wurde der Stadt-Pfarrer, Simson Hülner, in der Stille auf dem Rathhaus enthauptet. In Colmar hatten die Bekenner des biblischen Lehrbegriffs ungemein viele Drangsalen auszustehen; welches in der Geschichte der Reformation der ehemaligen

Reichsstadt Colmar, und ihren Folgen, bis 1632, umständlich kann gelesen werden. (Dieses sehr gründlich geschriebene Buch ist ausserhalb Colmar noch wenig bekannt, welches ich sehr bedaure).

In diesen Umständen war Straßburg der Zufluchtsort der Verfolgten in unsern Gegenden. Den 24. Junius kamen etliche Bürger von Kinzingen, mit ihrem evangelischen Pfarrer, Johannes Otter, hieher, und wurden sechs Wochen lang unterhalten; da unterdessen die österreichische Regierung in Kinzingen schröcklich wüthete. Die Weiber der Entwichenen wurden an das Halseisen gestellt; bey dem Stadtschreiber fand man ein Neues Testament; darauf sammelte man alle Bibeln und evangelische Bücher zusammen, und verbrannte sie vor des Stadtschreibers Haus; er aber mußte auf dem Aschenhauffen niederknien, und da schlug man ihm, im Angesicht seiner Frau und seiner Kinder, den Kopf ab. Ich könnte mich nicht entschliessen, dergleichen Greuelthaten, da Brüder gegen Brüder, und Christen gegen Christen mit Tiegergrimm wütheten, noch einmal zu erzählen, wenn es nicht deswegen geschähe: um unserer Jugend das

Glück unserer Tage empfindbarer zu machen; — da jeder, als ein freyer Mann, frey glauben, denken, reden kann.

In diesem Jahr, den 15. Juli, schrieb Kayser Carl V. aus Spanien an den Magistrat in Straßburg: „Es nähme ihn Wunder, daß die Stadt dem Reichsschluß von Worms, wegen der Achts-Erklärung des Luthers, und Verbrennung seiner Schriften nicht nachkäme; daß sie zugäbe, daß ihre Geistlichen in verbotener Ehe lebten; daß sie den Bischof hinderten, sein Amt an denselben zu thun. Daß sie ein allgemeines Concilium verlangten, welches nur ihme und dem Pabst zu bestimmen gebühre; er wolle aber, weil er es zum gemeinen Frieden für nützlich erkenne, den Pabst dazu zu bereden suchen. Daß sie aber mit andern Ständen, auf den 11ten November, einen Reichstag nach Speyer angelegt, auf welchem durch gelehrte Leute ausgemacht werden sollte, wie es in der Religion, bis zu einem Concilium solle gehalten werden — könne er nicht billigen. Er seye ein Patron und Beschützer der Kirche, und wolle nicht Gottes und des Pabsts Zorn auf sich laden. Hierauf begehrte er, daß sie in der Religion alles

wieder auf den alten Fuß stellen, und bis zu einem allgemeinen Concilium dem Pabst gehorsam seyn sollten.

Die Gemeine vom alten St. Peter, welche damals aus 834 Personen bestand, hatte schon zuvor um einen evangelischen Prediger gebeten, ist aber damals zur Geduld verwiesen worden. Jetzt aber gieng ihr die Geduld aus. Sie erwählte sich selbst **Theobald Schwarz** zu ihrem Pfarrer, und übergab hierauf eine von allen Gliedern der Gemeine unterschriebene Bittschrift, in welcher sie den Rath bat: „Die Canoniker dahin zu vermögen, ihrem Pfarrer und seinem Gehülfen eine bequeme Wohnung und eine ehrliche Besoldung zu geben. Dieses Begehren, sagte sie, seye äusserst gerecht, und sie würde sich auch schlechterdings nicht abweisen lassen; denn die Gemeine hätte von Alters her das Recht gehabt, ihren Pfarrer zu bestellen; und Einkünfte genug, ihn zu versorgen; als aber im Jahr 1398 die Stiftsherren von Rheinau sich bey ihnen eingenistet, hätten sie durch einen ungerechten Vertrag der Gemeine dieses Recht, sammt den Einkünften, entzogen; hätten an die Stelle der Pfarr-Häuser einen Speicher und

den Kreuzgang gebauet; der Gemeine aber schlechte Männer zu Pfarrern gegeben. Wenn die Stifts-Herren ihrem Begehren ein Genüge leisteten, so wollte die Gemeine gleichwohl auf ihre übrigen Ansprüche Verzicht thun.„

Dergleichen Forderungen machten auch andere Gemeinen. Indessen da die Stiftsherren lieber **nehmen** als **geben**, so zogen sich alle dergleichen Prozesse in die Länge, und wurden erst im Jahr 1529, verglichen.

Um diese Zeit rechnete man eine feine Mark Silber (16 Loth) für 10 rheinische Gulden.

Einem Taglöhner gab man zehen Pfenninge Lohn.

Ein Fürtel Frucht galt 7 Schilling; und ein Ohmen Wein 7 Schilling 11 Pfenninge. Ein Pfund Ochsenfleisch galt einen, und einen halben Pfenning. Alle Lebensmittel, Baumaterialien, und beynahe alle Arbeiten wurden taxirt. Für den Unterricht eines Kindes in der öffentlichen Schule zahlte man, (**wie jetzt noch!**) des Monats 1 Schilling; das war aber damals eine ansehnliche Bezahlung; denn mit 50 Thalern jährlich konnte man eine Familie mit 5 Kindern reichlich versorgen.

Begebenheiten des Jahrs 1525.

So ruhig und glücklich die große **Religions-Veränderung** in Straßburg angefangen hatte, so schwere Stürme standen ihr noch für die Zukunft bevor: Stürme, die ihr, wenn sie nicht **Plan der Vorsehung** gewesen wären, unfehlbar den gänzlichen Umsturz hätten zuziehen müssen. Aber unsere Väter blieben sich auch immer gleich; **weise**, **bieder** und **muthvoll** handelten sie in jeder Lage.

An dem ersten Tage dieses Jahres erhielt der Magistrat von Straßburg ein scharfes Schreiben vom Pabst, in welchem sich derselbe höchlich beschwerte, daß die Stadt der neuen Ketzerey anhienge, und dieselbe öffentlich vertheidigte. Nach einigen väterlichen Ermahnungen, wieder zu der Religion ihrer Väter zurücke zu kehren, drohete er endlich mit den schwersten Flüchen, wenn sie halsstarrig auf ihrem Irrthum bestehen würde. Allein der Magistrat nahm gar keine Rücksicht auf dieses Schreiben, legte es beyseit, und fuhr in seinem Eifer, verjährte Misbräuche abzuschaffen, nach dem Wunsch der Bürger, muthig fort.

Die Stifts-Herren und Kloster-Geistlichen hingegen suchten durch allerhand Ränke ihre

Reichthümer aus der Stadt zu bringen, denen sie alsdann selbst im Stillen nachzufolgen gedachten. Dieses bewog den Rath, allen Stiftern, Kirchen und Klöstern **Pfleger** vorzusetzen, welche die Kirchengüter verwalten und verwahren sollten. Als aber diese, ihrer Pflicht gemäß, Untersuchungen anstellten, fand sichs, daß an manchen Orten nichts mehr zu verwalten da war.

Die Stifts-Herren vom jungen St. Peter hatten, mit Hülfe eines gewissen Kämmerers, **Bonaventura**, der bey allen ihren heimlichen Zusammenkünften gegenwärtig war, alle Schätze und Kostbarkeiten auf die Seite geschaft. Bonaventura wollte nun mit den wichtigsten Briefschaften, den schon ausgetretenen Geistlichen, nachfolgen; allein auf der Straße nach Oberhausbergen wurde er von den Einspännigern der Stadt ertappt, und gefänglich zurücke gebracht. Man nahm ihm die Briefschaften ab; nöthigte ihn die verborgenen Schätze herbey zu schaffen, und nachdem er hinlängliche Bürgschaft geleistet hatte, entließ man ihn des Arrests.

Die Stifts-Herren von St. Thomas waren auch alle ausgetreten, nachdem sie vorher ihre beweglichen Güter hinweg gethan hatten. Aller Nachforschungen ungeachtet, konnte man doch

nicht auf die Spur kommen, wo sie ihre Schätze hingebracht hätten; man wußte aber daß einer von den Stifts-Herren, Jakob Monhard, eine schöne Köchin zurücke gelassen habe, welche er von Zeit zu Zeit besuchte; man lauerte also auf ihn; und als er den 22. Januar verkleidet in die Stadt kam, nahm man ihn des Nachts sammt seiner Haushälterin gefangen, und brachte sie beyde in sichere Verwahrung. Um wieder in Freyheit zu kommen, entdeckte er nicht nur die verborgenen Reichthümer, sondern auch alle geheimen Anschläge der ausgetretenen Geistlichen; und so wurde er auf Bürgschaft des Arrests entlassen.

Darauf erfolgte ein neuer geschärfter Befehl, daß alle noch anwesenden Geistlichen der Stadt Bürger werden, und schwören sollten: **Der Stadt treu und hold zu seyn; ihren Schaden abzuwenden, und ihren Nutzen fördern zu helfen**; welches denn auch von den mehrsten geschahe; wer nicht Bürger werden wollte, mußte die Stadt räumen. Auch wurde in allen Pfarrkirchen die Messe abgeschaft, und nur in den vier Stiftern, jeden Tag eine Messe zu lesen, erlaubt. Die überflüßigen Feyertäge wurden ebenfalls aufgehoben; das Fleischessen in der

Fasten gestattet; den Klosterleuten erlaubt aus den Klöstern zu gehen, sich bürgerlich zu kleiden, und sich zu verheyrathen. Diese Freyheit machten sich viele zu Nutz. Einige bekamen einen lebenslänglichen Gehalt; andere von den Geistlichen, lernten Handwerker; Mönche nahmen Weiber, und Nonnen traten in den Stand der heiligen Ehe.

Im Anfang des Februars kam eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich nach Straßburg, und lud die Stadt zu einem Bündnis wider den Kaiser ein; allein der Magistrat entschuldigte sich, daß er in einer so wichtigen Sache keine Entschliessung fassen könnte, ehe die Repräsentanten der Bürgerschaft, die 300 Schöffen, darüber berathschlagt und erkannt hätten. Er dankte dem König der hohen Ehre, und versprach den Entschluß der Bürgerschaft den Gesandten, die sich nicht aufhalten wollten, nachzuschicken. Als aber darauf, den 24. Februar, der König von Frankreich in der Schlacht bey **Pavia** gefangen wurde, blieb die Sache ganz vergessen.

Im Monat März schickten die Klosterfrauen von **St. Clara auf dem Wördt**, wo heut zu Tage der Zimmer- und Maurerhof ist, eine

Bittschrift an den Magistrat, in welcher sie ihren Entschluß das Klosterleben zu verlassen, bekannt machten; ihre Kirche und Kloster dem Magistrat übergaben, und denselben ersuchten, für ihre ehrliche Verheyrathung besorgt zu seyn. Ersteres gefiel gemeiner Stadt ganz wohl, da dieses Kloster ohnehin, seiner Lage und Stärke halben, der Stadt bey einer Belagerung sehr gefährlich werden konnte; aber für ihre Verheyrathung zu sorgen, glaubte der Magistrat keinen Beruf zu haben. Sie wurden also in das Kloster, gleiches Namens, auf dem Roßmarkt, wo jetzt das Zeughaus ist, verlegt; ihre Kirche mit dem Kloster abgebrochen, und der Platz zu den Vevestigungen der Stadt gezogen. Bey Wegräumung des Schuttes fand man einige Töpfe voll Engels-Pfenninge, deren innerer Gehalt jede Mark 14 Loth, 6 Gran an feinem Silber enthielt.

Unterdessen hatten die ausgetretenen Canonici eine Zusammenkunft in Molsheim gehalten, und drey ihrer Mitglieder an das Reichs-Gericht in Eßlingen geschickt, die Stadt daselbst zu verklagen. Letztere erhielt hierauf ein scharfes Schreiben von dem Reichsrath, welches aber die Stadt so gründlich beant-

wortete, daß die Sache keine weitere Folgen hatte *).

Acht Tage vor dem Palmsonntage wurde allen katholischen Geistlichen auf die Kanzley zu kommen geboten, daselbst wurde ihnen das, auf den Palmtag gewöhnliche Palmschießen, Eselreiten, Fußwaschen, Chrisam beschwören, den hölzernen Herr Gott ins Grab legen, die Weiber heimlich Beicht zu hören, oder heimliche Messe zu lesen, ernstlich und bey hoher Strafe verboten; auch die Prozession am St. Markus-Tage von welcher man glaubte, daß, wer derselben beywohne, vor einem jähen Tode gesichert seye, wurde abgeschaft.

Der Bauern-Krieg im Elsaß.

Die Ordnung der Zeit leitet mich jetzt auf eine Geschichte, vor welcher die Menschheit zurücke bebt, und worüber der Menschenfreund mitleidige Thränen fließen läßt, die aber wegen ihrem lehrreichen Inhalt gleichwohl verdient umständlich erzählt zu werden.

---

*) Diese Antwort des Magistrats ist beym Sleidan im vierten Buch, Seite 100. nachzulesen. Ich bedaure es ungemein, daß ich solche Aktenstücke meinen Lesern nicht mittheilen darf, weil ich allzu weitläufig werden müßte.

Meine Leser kennen die Bedrückungen, welche das arme Landvolk von dem schwelgerischen Adel und der wollüstigen Geistlichkeit erdulden mußte; sie wissen es, daß die arme Bauerschaft im Elsaß schon zweymal Versuche gemacht hatte, ihr Joch mit Gewalt abzuschütteln *); da aber ihr Anschlag jedesmal verrathen, und es folglich ihren Unterdrückern leicht war, den Aufruhr zu stillen, so nahmen leztere daher Anlaß, das schon unterdrückte Volk ganz zu unterjochen. Dadurch wurde aber das Uebel nur ärger gemacht, und der schon lange glimmende Funken des Aufruhrs brach endlich in diesem Jahr in volle Flammen aus.

Schon im Herbst des vorigen Jahrs hatten sich die Einwohner der Grafschaft Lüpfen gegen ihren kleinen Tyrannen empört: aber bald darauf bemächtigte sich der Geist des Aufruhrs, in einer fast unglaublich kurzen Zeit, des Landvolks in allen Provinzen des teutschen Reichs. Man hörte von nichts als von Empörungen, von Raub, Mord und Brand; wenigstens viermal hundert tausend Bauern standen unter den Waffen; zerstörten eine Menge adelicher Schlösser, Kirchen und Klöster, und übten an ihren bisherigen

*) Siehe Seite 107 und 126.

Herrschaften die unmenschlichsten Grausamkeiten aus.

Im Elsaß waren Ittel Jörg, Schultheiß in Rosheim und zwey Bürger von Molsheim die Herolde des Aufruhrs. Sie machten sich einen Anhang, warfen sich zu Häuptern auf, und schickten über hundert Boten in alle Dorfschaften mit dem Befehl: „Daß jedes Dorf seine „Mannschaft aufbieten, und von 20 bis 60 „Jahren den vierten Mann stellen sollte; diese „sollten sich in der Osterwoche bey Molsheim „versammeln, und eine Armee von 50,000 „Mann bilden, welche der Tyranney des Adels „und der Geistlichkeit ein Ende machen sollte. „Welches Dorf seine Leute nicht schicken würde, „sollte geplündert und verbrannt werden.„ Nach diesem Aufgebot entstand eine große Bewegung unter dem Landvolk; alles drängte sich herzu; in der Osterwoche waren schon 15,000 beysammen. Ein Gartner von Straßburg, Klemens Seich war ihr Prediger zu Rosheim.

So wenig die Reformation Lutheri an diesem Aufstand Schuld hatte, indem ja schon lange vor dieser Zeit dergleichen Verschwörungen des Landvolks Statt fanden, welche, wenn sie zum Ausbruch gekommen wären, eben so greuliche

Verwüstungen angerichtet haben würden; so wurde ihr gleichwohl dieser Vorwurf nicht selten gemacht, und zwar mit desto größerer Wahrscheinlichkeit, als diese Rebellen sich immer auf eine **übel verstandene**, und dem Geist des Evangeliums gerade entgegen laufende Erklärung der Christlichen Freyheit beriefen. **Niklaus Ziegler**, Freyherr von **Barr**, versprach seinen Unterthanen, wenn sie von der neuen Lehre abstehen wollten, so wollte er ihnen etwas von ihren Zinsen und Gülten nachlassen; allein diese trauten ihm nicht, und beruften den neuen Prediger, **Klemens Seich**, der hielt ihnen über die Worte: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflantzet hat, werden ausgereutet„ — eine erwünschte Rede. Nach seiner Erklärung waren diese Pflanzen keine andere, als die geist- und weltlichen Herrschaften. Auch ein Schneider von Molsheim, ein getaufter Jude, predigte ihnen in dem nemlichen Geiste. Letzterer wurde auf Anstiften des **Abts** von **Altdorf** bey Dorlisheim gefangen gesetzt; dieses gab den Bauern Gelegenheit, das reiche Kloster **Altdorf** zuerst ihre Rache empfinden zu lassen. Das Hauptquartier der Bauern zog sich alsbald dahin, und nun gieng es an ein Fressen,

Sauffen

Sauffen und Banquetieren, alldieweil andere Hauffen in den adelichen Schlössern und andern reichen Klöstern sich gute Tage verschafften.

Die Obersten der Bauern beriefen indessen den D. Capito, Bucer und M. Zellen nach Altdorf; als diese ankamen, stellte man sie auf die eine, und die gefangenen Geistlichen auf die andere Seite; nun sollten sie mit einander disputiren, und die Bauern wollten dann richterlich entscheiden, wer Recht hätte. Allein Bucer zeigte ihnen, daß der Abt und die Geistlichen nicht schuldig wären, ihnen von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen, und daß ihre ganze Aufführung allen göttlichen und menschlichen Rechten zuwider wäre; er ermahnte sie zur Ruhe und Ordnung, und bat, daß man ihn und seine Kollegen heute noch unter sicherm Geleit nach Straßburg bringen wolle. Letzteres geschahe sogleich, aber das Kloster wurde rein ausgeplündert.

Unter diesem Lärmen kamen über 2000 Weiber und Kinder nach Straßburg; diese legte man in das Barfüsser-Kloster, und versorgte die Armen, bis zu Ausgang des Kriegs. Auch war die Geistlichkeit und der Adel ausserordentlich bemüht, ihre Güter und Schätze hieher in

Sicherheit zu bringen; alle Gewölber waren angefüllt, alle Gassen standen voll Vieh und Geräthschaften, oft mußte ein Wagen einen halben Tag unter dem Thore stehen, ehe er weiter kommen konnte. Es war ein solches Retten und Fliehen nach Straßburg, davon man sich keinen Begriff machen kann.

Indessen war es dem Magistrat auch nicht ganz wohl bey der Sache. Man hatte bey dem Auflauf im vorigen Jahr genug erfahren, wie viel Ausgelassenheit und zügelloses Wesen bey dem gemeinen Volk anzutreffen seye, und wie leicht in obwaltenden Umständen, und durch die viele tausend Fremde ein gefährlicher Aufstand in der Stadt angezettelt werden könnte. Aber auch in dieser mißlichen Lage betrug sich unser Magistrat sehr weislich, und nahm solche Maaßregeln, durch welche die öffentliche Ruhe vollkommen gesichert werden konnte. Nicht nur wurden alle Mauern und Thürne mit Geschütz und bewaffneten Leuten besetzt; sondern auch noch zwey Fahnen Kriegsvolk aufgerichtet; auch alle Knechte und Handwerks-Gesellen, von denen das meiste zu besorgen war, in Beschlag genommen, dergestalt, daß sie zwar bey ihren Meistern fort arbeiten, aber sobald man es nöthig

stände, Kriegsdienste thun sollten; und dafür gab man jedem die Woche zween Schillinge. Damit aber der Rath und die 300 Schöffen, welche jetzt immer mit einander berathschlagten, auch die wahre Gesinnung der Bürgerschaft erfahren möchten, so wurden alle Bürger auf ihren Zünften zusammen berufen. Hier las man ihnen ein **Bedenken** *) vor, des Inhalts: „Daß das Betragen der Bauern dem Evan„gelium und der gesunden Vernunft zuwider „wäre — daß sie sich selbst schadeten, indem „sie den reichen Vorrath der Edelleute und Geist„lichen verpraßten oder verderbten, und bald „selbst Mangel leiden würden — daß zu besor„gen wäre, daß wenn auf dem Lande alles „aufgezehrt seyn würde, sie sich der Stadt „nähern, und entweder eingelassen zu werden „verlangen, oder begehren würden, daß man „ihnen die Güter der Geistlichen ausliefern „sollte. Nun wären aber letztere erst neulich „gezwungen worden der Stadt Bürger zu wer„den, man seye ihnen folglich Schutz und Sicher„heit schuldig — der Magistrat wäre entschlos„sen, die Ehre und den Nutzen der Stadt zu

*) Wenker, geschriebene Chronik zweyter Band, Seite 37.

„handhaben, wünsche aber eines jeden, auch „des geringsten Bürgers Meynung dar- „über zu vernehmen.„ Dieses Benehmen des Magistrats that gute Würkung. Die Bürgerschaft erklärte sich nach Wunsch; und diese glückliche Eintracht setzte die Obrigkeit in den Stand, der Nachbarschaft durch ihre Vermittelung vieles zu nützen.

Im Breisgau und in des Marggrafen Land hatten sich die Bauern in den Osterfeyertagen auch in Bewegung gesetzt. Schon hatten sie **Oberkirch** eingenommen und die reichsten Klöster geplündert, als der gröste Hauffen, 15,000 Mann stark, nach **Lahr** kam, um über den Rhein herüber, zu denen nach Altdorf zu marschieren. Straßburg, das in der Mitte lag, suchte diese Vereinigung zu verhindern, und schickte Gesandte nach Lahr, mit den Bauern in gütliche Unterhandlung zu treten. Die Abgeordneten des Marggrafen kamen auch dazu; und nun gelang es ihnen, mit den Bauern einen gütlichen Vergleich zu treffen, und siehe, die 15,000 Mann giengen ruhig nach Hause.

In **Cappel** waren zween andere Abgesandten von Straßburg ebenfalls so glücklich, einen Hauffen rebellischer Bauern zu besänftigen.

Hingegen bey denen in Altdorf war gar nichts auszurichten. Viermal mußten sich die Abgeordneten der Stadt anmelden lassen, ehe sie vor die, am Tische sitzende Bauern vorgelassen wurden, und stehend mußten sie ihr Anbringen vortragen. Als diese sie zum Frieden und zur Ordnung ermahnten, und ihnen die nemlichen Vergleichs-Vorschläge vorhielten, bekamen sie zur Antwort: Sie wüßten besser was sie zu thun hätten, als die von Straßburg. Sie wollten einmal ihrer Beschwerden loß seyn; und wenn sie mit ihren Tyrannen fertig wären, so wollten sie sich mit denen von Straßburg schon wissen zu finden.

Endlich erfuhren die Bauern, daß der Herzog **Anton** von **Lothringen** sich zum Krieg gegen sie rüste. Nachdem sie hierüber berathschlagt hatten, wurde beschlossen: daß 20,000 Mann nach **Zabern** ziehen, und daselbst die Päße besetzen sollten; die andern Hauffen hingegen sollten das Land hinab streifen. Von der Stadt Straßburg verlangten sie Pulver und Geschütz, welches ihnen aber abgeschlagen wurde. In Zabern wollte man sie anfangs nicht einlassen; aber ein Bürger, **Vix** von **Zabern**, der eben die Wache hatte, öffnete ihnen das Thor das er

bewahren sollte, und nun drangen sie mit Gewalt hinein; plünderten, frassen und soffen wie in Altdorf, bis der Herzog den 17. May mit einer wohl gerüsteten Armee vor Zabern ankam. Die Bauern, welche sich ausserhab der Stadt postirt hatten, flohen nun alle in die Stadt, welche von des Herzogs Völkern eingeschlossen wurde. Vier tausend Bauern aus der Landvogtey Hagenau hatten sich indessen bey **Ingweiler** zusammen gezogen, welche denen in Zabern zu Hülfe kommen wollten, aber der Herzog schickte 2000 Reiter gegen sie aus. Die Bauern zogen in das Dorf **Lupstein**; aber die Reiter umringten dasselbe; steckten es in Brand, und schlugen die Bauern, welche dem Feuer entfliehen wollten, darnieder, daß ihrer kaum 20 mit dem Leben davon kamen.

Unterdessen handelte der Herzog mit denen in Zabern betrüglich. Er schickte dem Obersten der Bauern, **Asmus Gerber** von Molsheim ansehnliche Geschenke, und versprach einen Ehrenvollen Frieden, wenn sie ihre Waffen niederlegen, und mit weißen Stäben in den Händen nach Hause ziehen wollten. Unter dieser Bedingung wurde der Friede wirklich geschlossen, als eben zween Gesandte von Straßburg ankamen,

und den Herzog baten, daß er der armen Leute schonen möchte, damit das Land nicht seiner nützlichsten Bewohner beraubt würde; man gab ihnen aber zur Antwort: es seye keine Gnade mehr nöthig, der Friede sey bereits unterschrieben, und werde heilig gehalten werden. Als aber die Bauern ihre Wehre niedergelegt, und mit ihren Stäben ganz beruhigt aus der Stadt zogen, überfielen sie die Lothringischen Völker, welche auf beyden Seiten in Schlachtordnung standen, plötzlich; stachen und hieben in die bestürzten Bauern, daß in zwo Stunden achtzehn tausend auf dem Platz blieben; zwey tausend wurden noch in der Stadt ermordet; die beeden Obersten, **Asmus Gerber** und **Peter** von Molsheim, mit vielen Pfaffen und andern Gefangenen wurden an Bäume gehenkt; viel unschuldige Bürger von Zabern, auch Weiber und Kinder umgebracht; die Stadt und des Bischofs Schloß rein ausgeplündert, und schöne Frauen und Jungfrauen mit fort geschleppt.

So verließ dieser Wüterich das unglückliche Zabern, und zog mit 3000 Wagen voll geraubten Guts am Gebirge hinauf; brandschatzte und plünderte allenthalben des Bischofs Land, dem er doch zu Hülfe gekommen zu seyn, vorgab.

Bey Dambach wollte er durch das Weilerthal wieder nach Lothringen ziehen, allein 16,000 Bauern hatten den Paß besetzt. Hier kam es also zur Schlacht; die Bauern stritten männlich, konnten aber den lothringischen Reitern nicht widerstehen; verloren also die Schlacht, in welcher 6000 Bauern und 900 Lothringer todt blieben, welche in dem Feld bey Dambach, wo die Kapelle steht, begraben wurden.

So endete sich dieser aufrührerische Krieg, durch welchen in einer Zeit von zwey Monaten, nur im Elsaß, wenigstens 36,000 Menschen das Leben verloren; viele tausend zu Wittwen und Waisen gemacht, und das ganze Land ausgeplündert, verbrannt und verwüstet wurde. Bischof Wilhelmen, der nun wieder nach Zabern kam, gieng das Elend tief zu Herzen. Er stellte aber keine weitere Untersuchungen an, und strafte keinen von den aufrührerischen Bauern; doch wurde jedem Landmann, wegen dem angerichteten Schaden, 6 Gulden auferlegt, welche in einem Jahr bezahlt werden sollten. Das folgende Jahr gab es eine sehr reiche Erndte; die Bauern, welche kein Geld hatten, wollten für diese 6 fl. zwanzig Fürtel Waitzen geben, man nahm es aber nicht an. So groß war der Ueberfluß an

Getraide auf der einen, und der Mangel an Geld auf der andern Seite. Aber die Oestreichische Regierung zu **Ensisheim** ließ auf Befehl des Königs **Ferdinand**, viele hundert Bauern hinrichten; andere wurden um Geld gestraft, und mußten die verstörten Schlösser und Klöster durch starkes Frohnen wieder aufbauen helfen. **Ittel Jörg** von Rosheim, welcher eigentlich der erste Aufwiegler unter den Bauern gewesen, und bey Zabern entronnen war, wurde mit noch drey andern den 23. Juni zu Straßburg hingerichtet.

Fortsetzung der Religions-Begebenheiten in den Jahren 1526, bis 1529.

Es ist fast unbegreiflich, daß die römische Geistlichkeit, welche durch ihr lasterhaftes Leben die übrige Menschheit schon lange gegen sich empört hatte, — durch die Reformation Lutheri so erschröcklich gebrandtmarkt — und durch den Aufruhr der Bauern aufs höchste geängstiget und angegriffen ward, — daß sie, sage ich, ihren Lastern nicht, wenigstens zum Schein, und um ihres eigenen Nutzens willen, entsagte. Nein, aller Welt zu Troz fuhren sie in ihrer schändlichen Lebensart ohne Scheu öffentlich fort. Wenn hie oder da einer aus ihrem Mittel sich eines

stillen gottseligen Wandels befleißigte, und sie ihrer Gottlosigkeit halber zur Rede setzte, so wurde er, zur Ehre der Protestanten, gleich vor einen Ketzer gehalten, und aufs grimmigste verfolgt.

Diese Gesinnung äusserten sie in diesem Jahr gegen den **Dom-Dechant** vom hohen Stift, **Sigmund**, Graf von **Hohlach**, (vermuthlich von **Hohenlohe**). Dieser Herr, der für sich selbst ein frommes Leben führte, unterstund sich das ärgerliche Wesen der andern Stiftsherren öffentlich zu strafen. Aber anstatt sich zu bessern oder sich zu verantworten, beschuldigten sie ihn der Ketzerey, und wollten ihn aus dem Kapitel verstossen. Er vertheidigte sich, und der Streit wurde immer heftiger. Bischof **Wilhelm II**, der selbst ein guter, verständiger Herr war, und mit den unartigen Geistlichen seine große Noth hatte, entschuldigte ihn aufs beste; willigte nicht in seine Verstossung, und redete den Halsstarrigen, die sich an den Pabst wenden wollten, gütlich zu, bis endlich die Sache verglichen wurde; er befahl auch dem Kapitel, daß sie **Bucern** und den andern evangelischen Predigern ihre Besoldungen ordentlich reichen sollten; damit nicht die Stadt Ursache suche dieselbe mit Gewalt zu nehmen.

Er schrieb auch einen sehr bescheidenen Brief an den Magistrat, in welchem er bat, daß sich derselbe ja nicht sollte bewegen lassen, die heil. Messe ganz abzuschaffen, wie es manche Bürger und ihre Prediger begehrten. Der Magistrat antwortete dem Bischof in eben dem Tone: „Wenn der Bischof glaube, daß in dem, was „bisher in der Religion vorgenommen worden, „geirret worden seye, so möchte sie der Bischof, „wegen seinem tragenden Amte, aus Gottes „Wort eines Bessern belehren; zu dem Ende „sollte er einen Tag bestimmen, an welchem „der Stadt Prediger ihre Lehre öffentlich vertheidigen „könnten.„

Indessen fuhr der Rath immer fort, mancherley gute Einrichtungen zu treffen; insonderheit ließ sich derselbe den Unterricht des jungen Volkes sehr angelegen seyn. Zu diesem Ende wurde bey jeder Kirche eine gute Schule, und am Sonntage die **Kinderlehre** angerichtet; das Begraben der Todten in der Stadt ohne Unterschied verboten, und die Begräbnis-Plätze zu **St. Gallen, St. Helenen** und **St. Urban**, ausserhalb der Stadt, eröffnet; die kostbaren Altäre in den Kirchen, und die Bilder der Heiligen wurden hinweg gethan, und die Lichter im Chor ausgelöscht.

Während der Zeit daß diese Religions-Veränderungen in Straßburg vorgiengen, geriethen die **Sächsischen** und **Schweitzerischen** Gottesgelehrten wegen der Lehre vom **heiligen Abendmahl** in einen heftigen Streit, an welchem die Straßburgischen Prediger großen Antheil nahmen, und aus welchem hernach die leidige Spaltung erfolgte, welche noch jetzt beyde Kirchen von einander trennet. Als Doktor **Carlstadt**, der eigentliche Stifter dieser Unruhen, aus Wittenberg vertrieben wurde, hielt er sich im Jahr 1524 einige Zeit in Straßburg auf; gab einige Schriften über seine Meynung vom Nachtmahl im Druck heraus, und fand an **Otto Brausfels** einen Mann, der völlig mit ihm übereinstimmte. **Bucer** hingegen und die übrigen Prediger waren damals noch gegen ihn, und bewirkten bey dem Magistrat ein Verbot, daß Carlstadts Schriften nicht öffentlich verkauft werden durften. Damals schrieb auch Lutherus einen sehr merkwürdigen Brief an die Straßburgischen Christen, in welchem er unter anderm sagte: „Bilderstürmen, Sakramente „läugnen, Taufe-Strafen macht ja keine Chri„sten nimmermehr. Darum ist dieß mein „treuer Rath und Warnung, daß ihr auf der

„ einzigen Frage beharret: was doch einen zum „ Christen macht? laßt bey Leibe keine andere „ Frage noch Kunst dieser gleich seyn. Bringt „ jemand etwas Neues auf, so fraget gleich: „ Lieber, macht dasselbe auch einen Christen „ oder nicht? wo nicht, so laßt es ja nicht das „ Hauptstück seyn, noch den Sinn mit allem „ Ernst darauf fallen.„

Nichts desto weniger nahmen **Bucer, Capito, Hedio** und endlich alle Straßburgischen Prediger den Lehrsatz an, **daß der Leib und das Blut Christi im heiligen Abendmahl nicht gegenwärtig, sondern blos geistlicher Weise im Glauben genossen werde**; auch die Obrigkeit und die Bürgerschaft stimmte diesem neuen Lehrbegriff bey, und hiemit trat Straßburg ganz auf die Seite der Schweitzerischen Gottesgelehrten, von welchen **Ulrich Zwinglius**, Prediger in Zürch, ein gelehrter, frommer und eifriger Mann, der fürnehmste war. Es ist bekannt genug, mit welcher Hitze dieser Abendmahlsstreit zu beyden Seiten geführt wurde; auch die Straßburgischen Gelehrten mischten sich in diese so äusserst schädliche Fehde. Bey einer großen Disputation zu **Bern**, im Jahr 1527, vertheidigten **Bucer** und **Capito** die Lehre des

Zwinglius vom Nachtmahl mit dem grösten Eifer. Luther und Bucer kamen hernach in ihren Schriften auch heftig an einander. Bey diesem unseligen Abendmahlsstreit handelte wohl niemand weiser als **Johannes Bader**, ein Prediger in Landau. Dieser that den Vorschlag: **daß man über die leibliche oder geistliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl nicht streiten, sondern auf den Nutzen des Sakraments sehen solle.** Heil dir, würdiger Mann! du fandest zwar kein Gehör, — beyde Partheyen waren zu erhitzt, um deiner klugen Mäßigung Gehör zu geben; aber du riethest zum Frieden — und zeigtest den rechten Standpunkt, aus welchem alle theologische Streitigkeiten betrachtet werden müssen.

Die schwärmerische Sekte der **himmlischen Propheten**, von welcher **Thomas Münzer** das Haupt gewesen war, breitete sich unter dem Namen der **Wiedertäufer**, wie an andern Orten, also auch besonders im Elsaß aus. Da diese fanatischen Leute in dem Bauern-Kriege vieles Unheil angerichtet, und manche von ihren Lehrsätzen für die öffentliche Ruhe seht gefährlich waren, indem sie **alle obrigkeitliche Gewalt als gottlos und sündlich erklärten, und**

daher schlechterdings abgeschaft wissen wollten; die Vielweiberey für erlaubt, und die Gemeinschaft der Güter für nothwendig hielten; so wurden sie fast allenthalben grausam verfolgt. Zu **Ensisheim** ließ König Ferdinand über 600 derselben hinrichten. In Straßburg tödtete man sie wohl nicht, aber man verwieß ihnen die Stadt bey Todesstrafe. Indessen traf die schon oft gemachte Bemerkung, **daß eine gedrückte und verfolgte Religionspartthey in eben dem Grade gestärkt und vermehrt werde, indem man sie durch Verfolgung zu schwächen sucht**, auch bey den Wiedertäufern richtig ein; jemehr man sie drückte, jemehr Anhänger gewannen sie, besonders auf den Dörfern. Während den Verfolgungen hielten sie nächtliche Zusammenkünfte; als aber die Obrigkeiten, des Würgens müde, ihnen ein wenig Luft liessen, kamen sie in den Wäldern zusammen. In dem **Eckbolsheimer Wald** versammelte sich gewöhnlich ein großes Volk aus allen umliegenden Dörfern; sie ermahnten sich unter einander, genoßen das Mahl der Liebe unter beyden Gestalten; am Ende wurde die Zeit der nächsten Zusammenkunft öffentlich bekannt gemacht, und viele Straßburgische Bürger

wohnten ihren gottesdienstlichen Versammlungen bey, ohne gestraft zu werden. Nach und nach hat diese Parthey sich immer mehr und mehr gereinigt, und ihre fanatischen Grundsätze abgelegt; so, daß man von unsern **heutigen Wiedertäufern** mit Wahrheit sagen kann, **daß sie gute, arbeitsame, ruhige und dem Staat nützliche Leute seyen.**

Verhandlungen wegen gänzlicher Abschaffung der Messe 1528.

Die Messe, welche in der katholischen Kirche noch auf den heutigen Tag für die heiligste aller gottesdienstlichen Handlungen, ja für die Seele aller äussern Religions-Uebungen gehalten wird, in welcher der fromme, einfältige Christ Trost seiner Seelen findet, war unsern Vätern zur Zeit der Reformation im höchsten Grade anstößig; nach ihrer Ueberzeugung war dieselbe nichts geringers als eine Abgöttereysünde; und obwohl die Messe in den Pfarrkirchen schon lange abgeschaft war, und nur noch in den vier Stiftern gehalten werden durfte, so wollten sie doch dieselbe auch da nicht mehr leiden, und drangen auf ihre gänzliche Abschaffung. Schon mehrmalen hatten verschiedene Bürger dieser Ursache wegen, Bittschriften an den Magistrat

gelangen

gelangen lassen; weil aber derselbe die Sache für sehr bedenklich ansah, und sich vor den Folgen fürchtete, so entstand ein großes Misvergnügen zwischen dem Rath und der Bürgerschaft; man hörte nichts als ungestümme Reden und Drohungen auf allen Seiten; und wie es scheint, so waren die Evangelischen Prediger zum Theil selbst an diesen Unruhen schuld, und zwar aus folgender Ursache:

Nach der Disputation zu **Bern** hatte der dasige Magistrat die Messe in seinem ganzen Gebiet abgeschaft; als nun **Bucer** und **Capito** von da wieder nach Straßburg zurücke kamen, suchten sie die Sache dahin zu leiten, daß sie auch hier abgeschaft würde. Zu dem Ende predigten sie, und ihre Collegen, scharf gegen die Messe; (das alte Manuscript sagt: ihre Predigten, der Meß halben, wären **gar zu räß**) dabey behaupteten sie, daß es ganz in der Obrigkeit Gewalt stünde dieselbe abzuschaffen, und sie müsse es thun, wenn sie eine Christliche Obrigkeit heissen wolle. Durch dergleichen Predigten wurde nun die Bürgerschaft schwierig gemacht, und gegen den Magistrat mit Vorurtheilen eingenommen.

Der Bischof, der von allem wohl unterrichtet

war, schickte abermal eine Gesandtschaft mit einem Schreiben an den Magistrat, in welchem er wegen Beybehaltung der Messe in den vier Stiftern Vorstellungen machte. Diesem Schreiben fügte er noch ein anderes bey, welches an die Constoffler, (Edelleute, die im Regiment waren) welche vom Bisthum Lehngüter besassen, gerichtet war; diese erinnerte er an ihren Eid, mit dem sie ihm und dem hohen Stift verbunden wären; und ermahnte sie, alles anzuwenden, daß den vier Stiftern die Freyheit, Messe zu lesen, erhalten würde. Nachdem nun der Magistrat alle Umstände in einer besondern Session wohl erwogen, ist darauf folgender Schluß abgefaßt worden: „Die Messe könne „und dörfe mit Gewalt nicht abgeschaft wer„den, man wolle aber bey dem Kayser, den „Ständen des Reichs und dem Bischof daran „arbeiten, daß die Misbräuche bey der Messe, „und was dem Worte Gottes zuwider wäre, „abgeschaft, hingegen gute Ordnung mit Ge„sang und andern Gott gefälligen Diensten „angerichtet würde; auch sollte mit den Stif„tern deswegen gehandelt werden, daß sie die„selben annehmen und üben. Zugleich wurde „erkannt: den Predigern zu befehlen, daß sie

„ sich der anzüglichen Reden gegen die Obrig-
„ keit, wegen Abstellung der Messe, enthalten,
„ und dagegen ihre Predigten dahin richten
„ sollten, daß sie zu der Ehre Gottes, zur
„ Erhaltung gebührenden Gehorsams und Ei-
„ nigkeit dienstlich seyen.„ Dieses alles geschahe noch in dem Jahr 1527. Von dieser Zeit an, bis auf den 20. Februar 1529 dauerte dieser Streit unaufhörlich fort, und wurde immer hitziger. Während vierzehn Monaten war nicht eine einige Raths-Session, in welcher nicht auch von Abschaffung der Messe gehandelt worden wäre. Sollte ich alle diese Verhandlungen und Berathschlagungen, Vorfälle, Klagen, Gründe und Gegengründe, Verordnungen und Schlüsse nach einander her erzählen, so würde ich ohne Noth allzu weitläufig werden. Es wird also genug seyn, wenn ich von dem Ausgang dieses Streits noch etwas melde. Nachdeme vorher eine Deputation des **Kirchen-Konvents**, und bald darauf eine andere von den 20 **Zünften** im Namen der Bürgerschaft vor Rath erschienen war, und um endliche Abschaffung der Messe dringend angehalten hatte, so versammelte der Magistrat, Montags den 20. Februar 1529, Morgens um 8 **Uhr** die 300 **Schöffen**, und

legte ihnen die Sache zur Entscheidung vor. Alle dahin einschlagenden Schriften, Briefe und Bedenken *) wurden ihnen vorgelesen, und darauf eine völlig freye Umfrage gehalten. Vier und neunzig Stimmen verlangten: daß man stille stehen und die Messe bleiben lassen sollte, bis zu Ende des bevorstehenden Reichstags. Hingegen erkannten ein hundert vier und achtzig Personen, daß man die Messe so lange abstellen solle, bis bewiesen wäre, daß sie ein Gott gefälliges Werk seye; und eine Stimme begehrte: daß man weder jetzt noch künftig die Messe ganz abschaffen solle. Durch die große Mehrheit der Stimmen wurde also die gänzliche Abschaffung der Messe beschlossen. Leser! wozu hättest du deine Stimme gegeben? Ich hätte der letzten Meynung des Einzigen beygepflichtet! Warum? soll ich meinem Bruder den Trost seiner Seelen rauben? kann ich sein Gewissen zwingen? Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, so thut ihr ihnen auch!

*) Bedenken sind Aufsätze, in welchen alles, was für und wider eine Sache gesagt werden kann, gleichsam neben einander gestellt, und gegen einander abgewogen wird.

Nun war also dieser Prozeß unwiderruflich entschieden. Der Magistrat berichtete diesen **Schluß** des großen Raths an das **Reichs-Regiment**, welches kurz vorher auch an die Stadt geschrieben, und die Beybehaltung der Messe empfohlen hatte. Auch wurde eine Gesandtschaft an den **Bischof**, und eine andere an die **vier Stifter** abgefertiget. Letztere stattete am folgenden Montag dem Magistrat Bericht ab, was sie an jedem Ort ausgerichtet: **Das hohe Stift** beschwerte sich sehr, und verlangte 8 Tage Bedenkzeit, welche ihm aber nicht zugestanden wurde. Darauf erklärten die anwesenden Domherren: daß sie wider eines Raths Erkanntnis nicht handeln könnten; es stehe aber auch nicht bey ihnen den Gesang zu ändern, sondern bey dem Bischof und dem Kapitel. Die andern **drey Stifter** sind wegen Abstellung der Messe zufrieden gewesen, nachdem man ihnen erklärt hatte, daß es ihnen an ihren Zinsen und Gefällen keinen Nachtheil bringen sollte. **St. Thomas** und **Alt St. Peter** hat sogar versprochen, daß sie zu Anrichtung einer neuen Kirchenübung Deputirte ernennen wollten; **Jung St. Peter** erklärte, weil sie kein Kapitel hätten, so könnten sie wegen der neuen Einrichtung

des Kirchen-Gesangs nichts beschliessen. Der Bischof gab zur Antwort: Es seye ihm leid, daß man seinen väterlichen Ermahnungen kein Gehör gegeben; er werde nun auch thun was sein Amt erheische. Das Reichs-Regiment hingegen, welches seit kurzem nach Speyer verlegt worden war, tobte entsetzlich; **Daniel Miegen**, der im Namen der Stadt Straßburg Beysitzer und Mitrichter bey diesem höchsten Reichsgerichte war, wurde, wegen Abstellung der Messe, sogleich daraus verstossen. **Jakob Sturm**, der eben als Gesandter der Stadt auf dem Reichstag, der, in diesem Jahr zu Speyer gehalten wurde, zugegen war, sagte: „Wenn die Stadt Straßburg, wider des „Reichs Grundgesetze, so behandelt und entsetzt „würde, so dürfte man auch künftig keine gemeine „Reichssteuer mehr von ihr erwarten.„ Einige Fürsten versetzten darauf: „woher dann die Straß„burger Schutz und Schirm bekommen wollten, „wenn sie nichts mehr an das Reich bezahlten?„ „Denen antwortete **Jakob Sturm** *): „Der

*) Diese Antwort unsers Sturms erzählt Jakob Trausch in seiner geschriebenen Chronik, bey dem Jahr 1529, am 121ten Blatt, hingegen Sleidan weiß nichts davon.

„ König von **Frankreich** begehrt schon lange ein
„ Bündnis mit uns, und bietet uns noch dazu
„ jährlich viel tausend Kronen an; und unsere
„ Nachbarn, die **Schweitzer**, nehmen uns auch
„ gerne in ihre Mitte auf, (wie sie die Stadt
„ Basel vor 29 Jahren aufgenommen haben). „
Diese muthige Antwort erschröckte die Fürsten und die Gesandten der Städte; sie machten also dem König Ferdinand dieserwegen Vorstellungen, und baten: daß man denen von Straßburg keinen Anlaß geben möchte, mit andern Mächten Bündnisse eingehen zu müssen, welches dem Reich zu dem grösten Schaden gereichen würde; man habe so schon genug mit den Türken zu thun; wenn erst der König von Frankreich bis an den Rhein, und über denselben, freyen Paß hätte, wie groß würde die Gefahr da erst werden. „ — Allein **Ferdinand** achtete wenig darauf, und verordnete, daß eine andere, dem Kayser gehorsame Stadt, Straßburgs Stelle bey dem Reichs-Regiment ersetzen solle. Dieser Befehl wurde denn auch vollzogen, und unsere Vaterstadt wurde bis auf das Jahr 1541 von allen Reichs-Konventen ausgeschlossen; zwar ließ sie sich ihr Recht nicht ganz abdringen; ihre Gesandten erschienen gleichwohl auf allen

Reichstägen, doch findet man nicht, daß sie einem Reichsrath beygewohnt hätten.

Mit den drey Stiftern, St. Thoma, alt- und Jung St. Peter wurde nun auch in diesem Jahr, unter Vermittlung des Bischofs von Hildesheim, kayserlichen Vicekanzlers, ein merkwürdiger Vertrag geschlossen, wie es theils wegen Einrichtung des Gottesdiensts in diesen Stiftern, theils wegen Besoldung der evangelischen Geistlichen sollte gehalten werden. Die fürnehmsten Punkten dieses Vergleichs waren folgende:

1. Ein ehrsamer Rath soll die Stiftsherren schützen, auch mit Singen und Lesen, bey alle dem was göttlich, christlich und recht wäre, bleiben lassen.

2. Die Chorherren können ihre Güter selbst verwalten, es sollen aber dieselbe inventirt, und ohne Wissen der Stadt nicht veräussert werden.

3. Auch die abwesenden Stiftsherren sollen den Genuß ihrer Pfründen empfangen.

4. Jedem Pfarrer und seinem Helfer wollen die Stifter Alt- und Jung St. Peter 150 fl. Besoldung, und ein Haus zur Wohnung geben; doch solle man sie nicht weiter steigern oder treiben können; das Stift St. Thomas machte einen eigenen Vertrag mit dem Magistrat.

5. Alle Häuser und Güter, so man den Stiftern entzogen, sollen ihnen wieder eingeräumt werden.

6. Alle Personen in den Stiftern sollen ihrer Gelübde frey seyn, und freyen Abzug haben.

7. Der Bauern halben sollen sie sich mit einem ehrsamen Rath vergleichen; dieser aber soll ihnen die Briefe darüber wieder herausgeben.

8. Was der Rath während dieses Streits zur Besoldung der Pfarrer hergeben, soll ihm von den Stiftern wieder erstattet werden.

9. Wegen Kostens und Schadens soll von jedem Stift 1500 fl. auch noch im folgenden Jahr bezahlt werden.

10. In diesen Vertrag sollen auch alle und jede Stiftsherren eingeschlossen, und alle Klagen aufgehoben seyn.

Nach diesem fieng man auch an, die Klöster zu reformiren. Alle Mönchs- und Nonnen-Klöster, von welchen man wußte, daß sie ein ärgerliches Leben führten, wurden aufgehoben, und ihre Einkünfte zu Verpflegung der Armen und Kranken angewendet; aber den ausgetretenen Mönchen und Nonnen gab man 50 fl. jährlichen Gehalt. Hingegen die drey Frauen-Klöster zu St. Margarethen, St. Klauß

in Undis und zu den Reuerinnen, ließ man bleiben, weil sie sich immer wohl gehalten hatten; doch wurde verordnet, daß alle Sonntag eine Mittags-Predigt in diesen drey Kirchen gehalten, und die Kloster-Frauen verbunden seyn sollten, diesen evangelischen Predigten beyzuwohnen. Aber die Frauen von St. Margarethen stellten einige Bilder, wie Nonnen gekleidet, auf ihren Lettner ans Gegitter; und als dieser Betrug entdeckt, und sie gezwungen wurden, in Person zu erscheinen, verstopften sie ihre Ohren mit Baumwolle.

Das Klöster St. Klara auf dem Roßmarkt wurde zum Zeughaus gemacht, die Kirche abgebrochen, und die Einkünfte dem Blatterhaus zugeordnet. Bey St. Katharina wurde das Waysenhaus gestiftet, und die Kirche für einen Kornspeicher gebraucht. Die adelichen Chor-Frauen von St. Marx oder Markus wurden aufgehoben, und das allgemeine Allmosen für alte oder unvermögende Personen daselbst angerichtet; auch die Einkünfte des Klosters St. Johann in Wassersnöthen, in der Krautenau, wurden mit diesem Stift verbunden. So wurde, nebst vielen andern Kirchen und Kapellen auch die Pfarr-

Kirche **St. Martin**, auf dem **Gartners-Markt**, abgebrochen, und die Einkünfte dem großen Spital zugeschlagen; aber die Steine von allen diesen Gebäuden wurden, nebst unzählich vielen Grabsteinen aus allen Kirchen zum Festungsbau vor dem **Juden-** und **Weisthurn-Thor** verwendet. **St. Andreas-Kirche** wurde geschlossen, und überhaupt **sieben Pfarr-Kirchen** angeordnet, diese waren: das **Münster**, **St. Thomas**, **Alt- und Jung St. Peter**, **St. Aurelien**, **St. Niklauß**, welche damals die Spitalkirche war, und **St. Wilhelm**. Die Kirche **St. Stephan** wurde geschlossen, und die Gemeine mit der von St. Wilhelm verbunden. Die adelichen Stiftsfrauen daselbst ließ man bey ihren Renten bleiben, so wie auch den **Gürtlers-Hof** und das Stift **Allerheiligen**; und damit waren sie vollkommen zufrieden. Statt der aufgehobenen Messe wurden nun in allen Pfarrkirchen die sogenannten **Frühgebethe** oder Frühpredigten, welche in unsern Tagen so wenig besucht werden, und fast überflüßig worden sind, eingeführt. Der Bischof und die Geistlichkeit waren bey allen diesen großen Reformationen sehr betreten, und wurden nach und nach geschmeidiger.

Große Theurung befördert den Bau der Festungswerke 1529.

So sehr dem Magistrat die Verbesserung der Religion am Herzen lag, so eifrig war er auch besorgt, die Stadt in den besten Vertheidigungs-Stand zu setzen. Nicht nur hatte Straßburg der Religion halben vieles zu fürchten, sondern die allesverschlingende Macht der Türken, welche bereits eine Reihe von Siegen erfochten, **Ofen**, die Hauptstadt des Königreichs **Ungarn** erobert, und die kayserliche Residenz **Wien** belagert hielt, hatte ganz Teutschland in Furcht und Schrecken gesetzt. Zudem wurde das ganze teutsche Reich von einer schweren Hungersnoth gedrückt, welche drey volle Jahre anhielt und immer höher stieg. Da nun der Reichthum und die Barmherzigkeit der Straßburger weit und breit berühmt war, so kamen ganze Heere ausgehungerter Menschen, sowohl aus Frankreich als aus Teutschland nach Straßburg.

In der **Elenden Herberge**, welche damals rechter Hand neben dem Kronenburger-Thor stand, beherbergte man in diesem Jahr allein 18,000 Menschen, und im folgenden (1530) machten sich 23,548 Personen diese Wohlthat zu Nutz. In dem **Barfüßer-Kloster**, welches

die Mönche schon im Jahr 1525 freywillig verlassen, und dem Magistrat übergeben hatten, versorgte man 1,400 Seelen, lauter Elsäßisches Landvolk, ein ganzes Jahr; und im folgenden stieg ihre Zahl auf 1,600 Personen. Den Bürgern gab der Magistrat, nachdem eines jeden Haushaltung stark war, wöchentlich einen, zwey bis drey Sester Mehl, je einen um 14 Pfenninge, hernach um 18, und zuletzt um zween Schillinge; aber der Preiß des Getraides stieg in diesen drey Jahren von 16 auf 34 Schillinge.

Müßiggänger wollte Straßburg keine ernähren; wer der Stadt Brod essen wollte, mußte auch der Stadt Nutzen befördern helfen. Man hielt also das Elsäßische Landvolk, so viel ihrer gesund und stark waren, zur Arbeit bey den Festungswerkern an; und diese arbeiteten recht gerne, weil sie aus Erfahrung wußten, daß die Sicherheit der Stadt zugleich die Sicherheit des ganzen Landes wäre. Man gab den Arbeitern jeden Tag zwo Suppen, Gemüse und Fleisch, Brod so viel sie essen mochten, und zur Noth auch Kleidungsstücke. Die Bürger, vornehme und geringe, arme und reiche mußten Fronsweise neben ihnen arbeiten; und wer an dem bestimm-

ten Tag nicht erschien, mußte einen Schilling bezahlen. Auf diese Weise wurden in 3 Jahren Arbeiten vollendet, welche man unter andern Umständen in 20 Jahren kaum würde zu Stande gebracht haben.

Bisher war Straßburg nur mit Mauern und Graben befestigt; nun aber warf man **bey allen Thoren Wälle** auf; doch waren sie noch nicht zusammenhängend, wie jetzt, sondern nur hie und da, wo man eine Gegend besonders decken wollte, angebracht. In die Mauern brach man eine Menge neue **Schuß=löcher**; die **Stadtgräben** wurden erweitert und tiefer gemacht; das **große Gewölbe** unter dem **Kronenburger=Thor**, wie auch der innere **Thor=Thurn** neu erbaut, über dessen steinernem Gang, auf dem Wall, eine lateinische Inschrift zu lesen ist, welche auf teutsch ohngefähr also lautet:

Um Macht und List zurück zu treiben,
Nicht aber andre aufzureiben,
Hieß Straßburg diesen Bau entstehn,
1532.

Umständlichern Bericht findet man in Silbermanns Lokal=Geschichte, Seite 94—96.

Auf dem Reichstag, der im Jahr 1526 zu Speyer gehalten wurde, nahm die Sache der evangelischen Stände eine sehr üble Wendung. Nach dem daselbst gegebenen Abschied, oder Reichs-Schluß sollte „in der Religion keine „Aenderung mehr vorgenommen werden; „die Messe allenthalben erlaubt, und so „viel es ohne Aufruhr geschehen könnte, „alles wieder in den vorigen Zustand ge„bracht werden.„ Gegen diesen, der Reformation so nachtheiligen Schluß, legten die vereinigten Stände eine feyerliche **Protestation** ein, von welcher sie hernach den Namen **Protestanten** erhalten haben, welcher auch noch auf den heutigen Tag üblich ist. Die Ungnade des Kaisers, welche er sie bey allen Gelegenheiten empfinden ließ, und das Drohen der katholischen Stände, daß sie der Kaiser durch die Gewalt der Waffen zum Gehorsam zwingen werde, verkündigten ihnen die nahe und große Gefahr, die ihnen bevorstände.

Sie machten also auch ihrer Seits Anstalten zu einer nähern Verbindung mit einander. Zu dem Ende wurde gleich nach Vollendung des Reichstags eine Zusammenkunft der protestirenden Stände, im Monat Okt. zu Schwabach

gehalten; und auf demselben beschlossen, „sich „mit niemand in ein Bündnis einzulassen, „der nicht eines rechten christlichen Glau„bens mit ihnen wäre, und jetzt und künf„tig einerley Tauf und Sakrament mit „ihnen halten würde. Im übrigen wollten „sie für das Evangelium alles wagen, weil „Rettung und Gegenwehr in allen natürlichen „und kaiserlichen Rechten männiglich erlaubt „und zugelassen seye.„ Diesem Schluß gemäß, durften also die Schweitzer und die Stadt Straßburg nicht in dieß Bündnis aufgenommen werden, so lange die schädliche Spaltung, wegen der Lehre vom heil. Abendmahl dauerte.

Dem Landgrafen, Philipp von Hessen, schien es sehr unklug gehandelt, daß man um einer so unwichtigen Ursache willen solche mächtige Stände, als die Schweitzer und die Stadt Straßburg seyen, von diesem Bruder-Bunde ausschliessen wollte; da man sich vielmehr alle Mühe geben sollte, sie zum Beytritt zu bewegen. Der Landgraf suchte also entweder jenen Schluß zu mildern, oder eine Vereinigung zu stiften; ersteres war aber von dem Churfürsten von Sachsen nicht zu erhalten. Nun versammelten sich die Gottesgelehrten,

beyden Partheyen, zu **Marburg** in **Hessen**, um zu versuchen, ob sie sich nicht in der Lehre vereinigen könnten. **Luther** und **Melanchton**, **Zwinglius** und **Oecolampadius** waren selbst gegenwärtig, und von Seiten Straßburgs wohnten **Bucer**, D. **Hedio** und der berühmte **Jakob Sturm** diesem Religions-Gespräche bey. Dreyzehn Artickel wurden ohne Mühe verglichen, aber bey dem 14ten vom heiligen **Abendmahl** wollte kein Theil nachgeben. Zwar, was die Hauptsache bey diesem Liebesmahl — **die innigste Vereinigung der Seelen mit dem Herrn Jesu im Geist und Glauben**, betrift, waren sie auch in diesem Punkt einig; nur, **ob der Leib und das Blut Christi auch mit dem Munde genossen werde oder nicht**, darüber blieben sie getrennt; doch versprachen sie sich gegenseitige Liebe und Freundschaft, welche aber nicht lange dauerte. In den öffentlichen Nachrichten rühmte sich jeder Theil eines Siegs; und, was doch das rühmlichste gewesen wäre, **keiner wollte nachgegeben haben**; beyde Theile fiengen den so schädlichen Feder-Krieg aufs neue an, und am Ende war das Uebel ärger als zuvor.

Unterdessen hatten die katholischen Schweitzer-Kantone mit dem König Ferdinand ein Bündnis errichtet, um die reformirten Städte Bern, Zürch und Basel zu bekriegen. Nachbarschaft, Einigkeit in den Religions-Meinungen und eigene Gefahr, bewog die Straßburger, sich mit diesen drey Städten in ein Bündnis einzulassen, in welches auch der Landgraf von Hessen, wiewohl einige Monate später, aufgenommen wurde. In dem Jahr 1529 den 6. Januar schwuren die Gesandten von Bern, Zürch und Basel, und der Magistrat von Straßburg einander den Eid der Treue und Freundschaft auf 15 Jahre; daß jede Stadt der andern, wenn sie der Religion halben angegriffen würde, mit Rath und Hülfe beystehen wollte. Wenn die Schweitzer in Gefahr kämen, sollte Straßburg mit Geld, alle Monate 3000 Gulden, die Schweitzer hingegen mit Volk den Straßburgern zu Hülfe kommen; doch sollte Straßburg alsdenn den halben Sold bezahlen, welcher auf 1000 Mann monatlich 2000 Gulden bestimmt wurde; auch mußte unsere Vaterstadt zum Voraus 100 Centner Pulver in Zürch, und 10,000 Fürtel Waitzen in Basel, auf die Zeit der Noth, niederlegen.

Dieser kühne Schritt der Stadt Straßburg misfiel dem Reichs-Regiment im höchsten Grade. Noch in eben dem Monat kam ein Schreiben von dem Präsidenten desselben, Pfalzgraf Friedrich, an den Magistrat, in welchem er sagte: „Es nähme ihn Wunder, „wie es eine Reichsstadt wagen dürfte, ohne „Wissen und Willen des Kaysers mit einer „fremden Macht Bündnisse zu schliessen; er „wolle es indessen noch nicht glauben, was das „allgemeine Gerücht, von einem Bündnis mit „den Schweitzern, sage: er verlange aber, im „Namen des Kaysers, klaren und deutlichen „Bericht.„ Letzteres Begehren wurde, der Wahrheit gemäß, sogleich erfüllt; hatte aber keine weitere Folgen.

Inzwischen hatte der Kayser wieder einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der schon im April seinen Anfang nehmen sollte, aber erst im Junius eröffnet wurde. Weil auf demselben die Religions-Streitigkeiten endlich entschieden, und das Schicksal der Protestanten bestimmt werden sollte, so richtete ganz Europa seine Blicke nach Augsburg, auf die Verhandlungen des Reichstags, der auch wegen der, auf demselben übergebenen Confession, oder Glau-

bens-Bekenntnis der protestirenden Stände, vor allen andern Reichstägen äusserst merkwürdig war. Dem Zweck dieser Vaterländischen Geschichte gemäß, darf ich von dieser höchst wichtigen Begebenheit nur so viel anführen, als die Stadt Straßburg, welche dabey eine ganz eigene Rolle spielte, betrift; die Hauptgeschichte dieses Reichstags können meine Leser beym Sleidan, im siebenten Buch, oder in dem Auszug der Seckendorfischen Reformations-Geschichte, Seite 253. nachlesen.

Von Seiten Straßburgs wurde unser berühmte Jakob Sturm, Reinbold Spender, beede Städtmeister, Matthias Pfarrher und Martin Härlen, Ammeister, als Gesandte nach Augsburg geschickt, denen auch noch D. Capito und Martin Bucer zugesellet wurden. Diese Straßburgischen Gesandten nahmen aber an allen Verhandlungen des Reichstags, wegen der Religion, keinen andern Antheil, als daß sie die Protestation gegen den vorigen Reichs-Schluß in Speyer nochmals feyerlich bestätigten. Das Misverständnis, welches zwischen den Sächsischen und Straßburgischen Gottesgelehrten, in der Lehre vom heiligen Abendmahl, obwaltete, hinderte sie daran; wie sie dann auch

aus eben dem Grunde die **Confession** welche die Churfürsten, Fürsten und Stände am 25. Juni übergaben, nicht unterschrieben hatten. Während dem Reichstag wurden zwar viele Versuche zu einer gänzlichen Vereinigung gemacht; und diese schien um so leichter geschehen zu können, da die Straßburgischen Geistlichen immer behaupteten, daß ihre beyderseitige Lehre **nicht wesentlich** unterschieden seye. **Bucer** reisete auch selbst nach Koburg, und hielt mit Luthern eine mündliche Unterredung. Die Folge davon war: daß Bucer den Sinn Luthers besser verstehen lernte, aber zu einer gänzlichen Vereinigung kam es nicht.

Als aber gegen das Ende des Reichstags die Sache der Protestanten immer gefährlicher wurde, der Kayser sie seine Ungnade empfinden ließ, und die Sage, daß man sie mit Krieg überziehen würde, immer allgemeiner wurde, baten die Straßburgischen Abgeordneten die Sächsischen Gesandten, daß sie die Stadt Straßburg ja nicht von ihrer Vereinigung ausschliessen möchten, da der Unterscheid ihrer Lehre ja nur in Worten, und nicht im Wesen bestehe. Die Gesandten des Churfürsten gaben zur Antwort: Wenn sie von dieser Ursache ihres Misverständ-

nisses überzeugt wären, so dürften sie nur die **Confession unterschreiben**, so wäre die Vereinigung schon geschehen; dieses wollten aber die Straßburgischen Abgeordneten auch nicht thun: und zwar unter dem Vorwand, daß sie dazu keine genugsame Vollmacht hätten.

Endlich entschlossen sich die Gesandten der vier Städte, **Straßburg**, **Costanz**, **Memmingen** und **Landau** dem Kayser eine **besondere Confession** zu übergeben, wozu freylich bey der damaligen Lage der Sachen die aller unbequemste Zeit war; indem eben auch **Zwinglius** eine eigene, und nicht sehr bescheidene Confession nach Augsburg geschickt hatte, welche nicht nur den Römisch-Katholischen, sondern auch den Protestanten äusserst misfiel. **Bucer**, der **die Confession der vier Städte** verfertigte, gab sich alle Mühe, dieselbe in dem streitigen Artickel vom heiligen Abendmahl so auf Schrauben zu stellen, daß sowohl Luthers als Zwinglius Meynung daraus hergeleitet werden konnte; im Grunde aber war sie ein Mittelding zwischen beyden. Hier sind seine eigenen Worte, im 18ten Artickel, denn die andern stimmten mit Luthern völlig überein: „**Von diesem** „**hochwürdigen Sakrament lehren, loben**

„und schärfen die Unsrigen alles das „ein, was die Evangelisten, Apostel „und die heiligen Väter geschrieben „haben. Und daher preisen sie mit son„derbarem Fleiß die Gütigkeit Christi „gegen die Seinen, da er sowohl heute „noch, als in dem letzten Abendmahl, „allen, die sich zu seinen Jüngern von „Herzen bekennen, wenn sie dieses „Abendmahl, so wie ers eingesetzt hat, „widerholen, seinen wahren Leib und „sein wahres Blut wahrhaftig zu essen „und zu trinken, zur Speise und Trank „der Seelen, damit dieselbe zum ewigen „Leben ernähret werde, durch das Sakra„ment zu geben würdiget; daß er jetzt „in ihnen, und sie in ihm leben und „bleiben, und am jüngsten Tage, zu „einem neuen und unsterblichen Leben „durch ihn erweckt werden, nach sei„nen, der ewigen Wahrheit, Worten: „Nehmet hin und esset, das ist mein „Leib; trinket alle daraus, dieser Kelch „ist mein Blut!„

Aus dieser Confession schöpften die Lutherischen große Hoffnung einer bald zu erfolgenden

gänzlichen Vereinigung; aber bey dem Kayser setzten sich die vier Städte unangenehmen Begegnungen aus. Am 15ten October wurde ihnen eine schimpfliche Widerlegung, welche die zween Hauptverfechter des päbstlichen Ansehens, D. **Faber** und **Eck**, verfertiget hatten, vorgelesen, ihnen aber weder eine Abschrift mitgetheilt, noch Bedenkzeit, oder Erlaubnis darauf zu antworten, verstattet. Man beschuldigte sie insonderheit der Heucheley, daß sie von dem Abendmahl des Herrn so schön redeten, da man doch wohl wüßte, was sie bey der Disputation zu **Bern** und **Marburg** für gefährliche Grundsätze vertheidiget hätten; endlich entließ man sie unter harten Drohungen.

Der, am Ende des Reichstags erfolgte **Abschied** (Reichsschluß) war für die Evangelischen sehr drückend; derhalben sie denselben auch nicht annahmen; vielmehr protestirten sie aufs neue, traten bey der augenscheinlichen Gefahr näher zusammen, und suchten unter sich ein allgemeines Bündnis, zu Abwendung alles unbilligen Gewalts, aufzurichten, welches auch bald hernach zu **Schmalkalden** geschlossen wurde, deme aber die Stadt Straßburg erst im Jahr 1532 beygetreten ist.

Während dieses in Augsburg vorgieng, fuhr der Magistrat in Straßburg eifrig fort, die Stadt zu bevestigen, die leer gewordenen Klöster und Kirchen, sammt ihren Gefällen zu andern, dem gemeinen Wesen nützlichen Anstalten zu verwenden. Die **Elende-Herberge** am Kronenburgerthor hinderte an der Bevestigung der Stadt, und konnte auch, die, bey der noch immer höher steigenden Hungersnoth, täglich ankommenden fremden Gäste nicht alle fassen, sie wurde also abgebrochen; diese höchst löbliche und nützliche Stiftung hingegen in das leer gewordene **Augustiner**- heut zu Tag **St. Barbara-Kloster**, in der **Weisthurn-Straße** verlegt. Die damals noch daselbst gestandene **St. Michaels-Kapelle** hingegen wurde als ein Salz-Magazin gebraucht.

In dem Kloster **St. Arbogast**, (heut zu Tag der grüne Berg) befanden sich nur noch drey Geistlichen; diese erschienen den 19. Dec. 1530 vor Rath, und übergaben ihr Kloster, gegen eine lebenslängliche Pension, von 60 fl. an Geld für jeden, 20 Firtel Früchte und ein Fuder Wein, an die Stadt. Weil dieses Kloster so nahe an der Stadt lag, und zween hohe starke Thürne hatte, auch noch die **St. Marx-Kapelle**, eine **Klause**,

und über 100 Hofstädte dabey lagen, welche Gebäude der Stadt bey einer Belagerung sehr schädlich werden konnten, so fieng man gleich den 21ten December an, alles niederzureissen. **Bischof Wilhelm** schickte zwar Gesandte von Zabern, mit Vermelden: „Daß man mit Abbrechen inne halten sollte; das Kloster gehöre ihm zu.„ Aber man achtete nicht darauf; ehe man ihm antwortete, lag schon alles über einem Hauffen.

Endlich, im Jahr 1531, Mittwochs nach **Kantate** wurde Straßburg auch von seinen alten Plagegeistern, den **Dominikanern** oder **Prediger-Mönchen**, welche mit der Stadt, oft auch mit dem Bischof und den andern Geistlichen, und zuletzt unter sich selbst in beständigem Streit lebten, befreyet. Sie hatten nach und nach das Kloster verlassen; wirklich waren nur noch 5 Mönche in demselben, und diese übergaben ihr Kloster gegen eine jährliche Pension an den Magistrat. Ihre Gefälle und Einkünfte hatten sie selbst vorher an andere Stiftungen vermacht. Die **Sondersiechen** bey der rothen Kirche oder zu den **Guten-Leuten** bekamen das Kloster und 18 Häuser; weil sie aber von dem Kloster keinen Gebrauch machen konnten,

wurde dasselbe, der, durch unsern vortreflichen **Jakob Sturm von Sturmeck** neu errichteten öffentlichen Schule, im Jahr 1538 eingeräumt. Einkünfte und Gefälle vertheilten sie unter die milden Stiftungen, Blatterhaus, Spital, Waisenhaus und Elende-Herberge. Kostbarkeiten und Geld hatte der Prior schon im Jahr 1525 mit sich nach Hagenau genommen, wiewohl er selbst bald wieder zurücke kam. Als darauf die Stadt, gleichwie in andern Klöstern, das Kloster durchsuchten, und die noch vorhandenen Güter inventiren lassen wollte, widersetzten sich die Mönche heftig; einer derselben riß einem Zimmer-Gesellen die Axt aus der Hand, und hieb sie einem Bürger in den Kopf, daß er zur Erden sank.

Nun drangen die Bürger mit Gewalt in das Kloster, nahmen den Prior und den Provinzial gefangen, und durchsuchten alle Winkel der weitläufigen Kloster-Gebäude; der Provinzial wurde unschuldig befunden, und wieder in Freyheit gesetzt. Der Prior hingegen blieb lange gefangen; die Mönche klagten gegen ihn, daß er 3000 fl. nach Rom geschickt, auch sonst das Kloster bestohlen habe; daß sie sehr viele Messen lesen müßten, von welchen er das meiste Geld

für sich behalte, und ihnen von einer Messe nur 2 Pfenninge gebe; daß er zu Rom einen Prozeß gegen sie führe, u. s. w. Der Magistrat nahm sich aber der Sachen nichts an. Im Jahr 1527 übergaben 8 Mönche eine Bittschrift an den Rath, daß man ihnen aus dem Kloster helfen sollte, in welchem sie mit gutem Gewissen nicht mehr bleiben könnten; allein auch darauf gab man keine Antwort. Endlich rieben sie einander selbst auf, bis nur noch fünfe darinnen waren, welche den eben erzählten Vergleich mit der Stadt machten. Wie zahlreich der Konvent in diesem Kloster vorher müsse gewesen seyn, kann man daraus abnehmen, daß, laut einer alten Rechnung *), in einem Jahr 27 Fuder und 3 Ohmen, oder 15,624 Maaß Wein getrunken worden sind.

Um diese Zeit wurde auch die Kirche zu St. **Helena**, bey den **Guten-Leuten**, wo heut zu Tag ein Begräbnisplatz ist, zusammt dem dabey gestandenen **Wartthurn**, abgebrochen, dagegen aber die Kirche in **Schiltigheim** erweitert, und die Gefälle von St. Helena dahin gegeben.

Die Stadt **Wien**, welche die erste türkische Belagerung ausgestanden hatte, schickte Gesandte

---

*) Siehe Silbermanns Manuscripte, in der Lade C.

an unsern Magistrat, ihm ihre glückliche Errettung förmlich anzuzeigen: dagegen verehrte ihr der Magistrat 1000 fl. und eine Kanone.

Dieses Jahr war ungemein fruchtbar an allen Gewächsen der Erde; nichts desto weniger hielt die Theurung der Lebensmittel noch immer an. Der Waitzen galt 34 ß; das Korn 28 ß; das Pfund Rindfleisch 6 bis 7 Pfenning. Bey der **Karthauß** fand man eine Frau mit zwey Kindern todt, die vor Hunger gestorben waren. Die Obrigkeit gab den Bürgern noch immer Mehl um zween Schillinge, den Sester. Man sahe wohl, daß nur niederträchtige Wucherer die Theurung unterhielten, aber Straßburg allein konnte ihnen nicht steuern, ohne sich noch größerm Mangel auszusetzen. Da aber die Noth allgemein war, so traten alle Elsäßischen Landstände zusammen, und machten allhier in Straßburg eine allgemeine Ordnung: „Daß in Jahresfrist keine Frucht, bey Leibesstrafe ausser Land verführt — und der Waitzen nicht mehr als 13 ß, das Korn 11 ß, die Gerste 6 ß u. s. w. gelten sollte. Und da wegen dem guten Herbst der Wein etwas wohlfeiler worden war, fielen die Wirthe hitzig darüber her, und kauften alles auf; als aber eine allgemeine Taxe gemacht

wurde, daß sie die Maaß neuen Wein nicht theurer als zween Pfenninge ausschenken dürften, hielten sie inne; und in wenig Wochen hatte die Theurung ein Ende.

In diesem Jahr, 1531, da die Zürcher mit den katholischen Kantonen noch immer im Krieg begriffen waren, geschahe den 11. October eine entscheidende Schlacht zum Nachtheil der Zürcher, in welcher 800 von diesen, und unter denselben auch Zwinglius mit noch 16 Kirchendienern todt auf dem Platz blieben. Oecolampadius starb auch bald hernach, aus großer Betrübnis über seinen Freund. Hierauf machten die Schweitzer noch in diesem Jahr Friede unter einander, mit der Bedingung: daß kein Theil den andern der Religion halben beschweren sollte. Dagegen sollten die Katholischen dem Bund mit dem König Ferdinand, und die Reformierten Städte dem mit Straßburg und dem Landgrafen entsagen. Hiemit stand nun unsere Vaterstadt von allen Bunds-Genossen entblößt. Das in Zürch niedergelegte Pulver war verschossen, und der Waitzen in Basel aufgezehrt. Straßburg hatte also von diesem Bündnis nichts, als Schaden und Verdruß.

Straßburg nimmt die Augsburgische Confession an, 1532.

Die eindringende Macht der Türken verursachte indessen dem Kayser manche bange Sorgen. Diese, damals so gefürchteten Leute, streiften bereits wieder bis auf Linz. Die protestirenden Stände, welche eine beträchtliche Macht hätten aufstellen können, wollten keinen Mann hergeben, wenn ihnen nicht vorher ein Religions-Friede zugesichert würde. Zu dem Ende wurde eine Zusammenkunft der protestantischen Fürsten und Städte in Schweinfurt veranstaltet, wohin auch der Kayser die beeden Churfürsten, von Maynz und von der Pfalz, beorderte, um mit ihnen vom Frieden zu handeln, der auch bald darauf wirklich zu Stande kam. Ehe aber derselbige zu Nürnberg den 28. Juli geschlossen wurde, unterschrieben die Gesandten der Städte Straßburg, Costanz, Memmingen und Landau die Augsburgische Confession, damit sie auch in diesen Frieden begriffen würden; der aber freylich nicht lange dauerte, weil er von Seiten des Kaysers nicht aufrichtig gemeint war. Evangelischer Seits unterschrieben ihn sieben Fürsten und vier und zwanzig Städte.

Eine Anekdote von dem Reichstag zu Augsburg muß ich noch nachholen, welche von der Klugheit unsers **Jakob Sturms** zeuget. Kayser **Carl** V. machte den Straßburgischen Gesandten bittere Vorwürfe, daß man **Unserer lieben Frauen Brüdern**, den Karmeliten, ihr Kloster weggenommen, ohne ihnen einen andern Aufenthalt anzuweisen. Darauf antwortete **Jakob Sturm** sehr demüthig: „Allergnä„digster Kayser! So lange diese Ordens-Leute „Unserer lieben Frauen **Brüder** geblieben sind, „konnten wir sie wohl dulden; als sie sich aber „unterstunden, auch **unsrer lieben Frauen Män„ner** zu werden, wollten wir sie nicht länger „unter uns leiden.„ Ueber diese witzige Ant„wort wendete sich der Kaiser um und lächelte. Das Kloster dieser Mönche war ehemals der Fynen-Spital an der Thomas-Brücke; heut zu Tage ist es die Kirche **St. Ludwig.**

Straßburg schickte hierauf dem Kayser, zur Hülfe gegen die Türken, 80 Mann zu Pferd und 450 zu Fuß, unter dem Kommando Bernhard **Wormsers.**

Die Geldverschlingenden Kriegsrüstungen, die kostspielige Unterhaltung so vieler Gesandtschaften, die ungeheuren Arbeiten an den Festungswerkern

werkern und die letzte große Theurung hatten indessen die Staats-Kasse der Straßburger ziemlich ausgeleert; derowegen wurde durch die 300 Schöffen eine Erhöhung der Abgaben beschlossen. Bisher gab man von jedem 100 fl. zwey Schillinge **Stallgeld**; nun aber mußten drey Schillinge vom Hundert, und von den Reichen, welche bisher überhaupt 40 fl. Stallgeld gaben, künftig 60 fl. bezahlt werden. Von einem Fürtel Frucht mußte man jetzt auch 4 Pfenninge, und wenn es gemahlen wurde, einen Pfenning **Umgeld** geben. Der Ohmen Wein galt in diesem Jahr 4 Schilling 9 Pfenning.

Oeffentliche Stadt-Bibliothek gestiftet 1531.

In dieser unruhigen und gefahrvollen Zeit wurde auf obrigkeitlichen Befehl die **öffentliche Bibliothek** im Jahr 1531, zur Förderung der Wissenschaften errichtet. Sie bestand anfangs aus 700 Büchern, welche aber durch Kauf und Verehrungen nach und nach ansehnlich vermehrt worden sind. Der berühmte Städtmeister, **Jakob Sturm**, war der erste, der diese löbliche Stiftung nicht nur gründete, sondern auch mit schätzbaren Werken bereicherte. Seinem Exempel ahmten in folgenden Zeiten mehrere Vaterlands-

Freunde nach. Im Jahr 1692 vereinigte der Magistrat mit derselben den von **Markus Otto** hinterlassenen, und zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Büchervorrath.

Ihre jetzige Einrichtung erhielt sie im Jahr 1764. Die Bücher sind nach den vier Fakultäten aufgestellt. Sie enthält unter andern auch eine zahlreiche Sammlung sogenannter Incunabele, oder im 15ten Jahrhundert gedruckte Bücher; und vorzüglich kostbare Bibelwerke, auch viele seltene Handschriften, die im Jahr 1783 durch die Verehrungen der Herren **Wenker** und **Gambs** noch vermehrt worden sind.

Die Schöpflinische Bibliothek, ist neben derselben aufgestellt, und auch dem Publikum geöffnet worden. Seltenheit, Auswahl und Menge der Bücher, besonders aus dem historischen Fache, machen sich schätzbar. Auch befindet sich bey derselben ein Kabinet von Egyptischen, Hetrurischen, Griechischen, Römischen, Gallischen, Merovinigschen und Gothischen Alterthümern. Und alles dieses hat Herr Professor **Schöpflin** der Stadt verehrt, im Jahr 1772.

Mit der Schöpflinischen Bibliothek vereinigte der Magistrat 1783 die ganze **Silbermännische Sammlung**, welche sich auf Ge-

schichte und Alterthümer Straßburgs und des Elsaßes bezieht.

Dieser kostbare Bücher-Schatz stehet nicht nur den Gelehrten und Studirenden, sondern auch allen Bürgern zu ihrem Gebrauch offen. Alle Wochen am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, kann ihn jeder benutzen. Im Vorbeygehen merke ich hier an, daß das so nützliche als bekannte Werk **Silbermanns**, nemlich seine **Lokal-Geschichte von Straßburg** auf der Bibliothek, um den Preiß von 10 Liv. zu haben ist.

Die Hohe-Schule in Straßburg gestiftet 1538.

Straßburg hatte sich schon im vorigen Jahrhundert, in Absicht auf Künste und Wissenschaften einen großen Ruhm erworben. **Wimpheling, Geiler, Sebastian Brand, Petrus Schott, Jakob Spiegel, Johannes Mentelin** und andere gelehrte Männer hatten schon zu ihrer Zeit eine **gelehrte Gesellschaft** gebildet, durch welche vieles Licht verbreitet, und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften bey der Straßburgischen Jugend erweckt und genährt wurde. Schon im Jahr 1519 unterrichtete **Otto Brunsfels**, im Karmeli-

ter-Kloster, unsere Jünglinge in den schönen Wissenschaften. Im Jahr 1528 wurden, auf Antrieb Martin **Bucers**, von dem Magistrat mehrere Schulen errichtet, in welchen die Jugend in der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache, in der Mathematik, in der Religion und in den Vaterländischen Gesetzen unterrichtet wurde.

Aber im Jahr 1536 arbeitete der damalige Städtmeister, **Jakob Sturm**, der Schüler Wimphelings, dessen kluge Beredsamkeit selbst Kayser **Carl** V. bewunderte, an einem Plan, der Straßburgs Ruhm und Glück um ein Grosses erhöhete. Er stellte vor, daß die Klöster im Anfang Schulen der Weisheit gewesen wären; daß man folglich die abgegangenen Klöster und ihre Einkünfte nicht besser anwenden könnte, als wenn man sie zur Bildung der Jugend, und zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und Wissenschaften gebrauchte; er schlug selbst einen Plan vor, nach welchem die vielen kleinern Schulen zusammen in ein Ganzes gezogen, und ein **höheres Collegium** nach gewissen Klassen errichtet werden könnte. Der Magistrat, der solchen Vorschlägen gerne Gehör gab, berief darauf im Jahr 1537 einen berühmten und

IOHANNES STURM, RECTOR
der hohen Schule zu Strasburg.
Geboren 1507. Gestorben 1589.

gelehrten Mann, **Johannes Sturm**, der in Paris öffentlich lehrte, nach Straßburg. Dieser arbeitete neben unserm **Jakob Sturm** mit rastloser Thätigkeit an der Einrichtung dieser **Schule**, welche auch wirklich im folgenden Jahr glücklich zu Stande kam.

Zu deren Einrichtung und Erhaltung bestimmte der Magistrat die Gefälle von den **Barfüssern**; zur Residenz das Dominikaner-Kloster; **Johannes Sturm** wurde zum beständigen **Rektor**, und **Jakob Sturm** zum Oberaufseher bestimmt. Nun wurden die gelehrtesten Männer aufgesucht, und bey dieser Schule angestellt; unter diesen war auch insonderheit **Joh. Sleidanus**, welcher die Geschichte selbiger Zeit beschrieben hat; zu welchem kostbaren Werke unser Jakob Sturm die Materien lieferte. Dadurch erwarb sich Straßburg ein allgemeines Zutrauen; nicht nur aus den entferntesten Gegenden Teutschlands, sondern auch aus allen Ländern Europens kamen Jünglinge herzu, bey uns Weisheit zu suchen. Im Jahr 1578 hatte Johannes Sturm in seinen Vorlesungen 3 Prinzen, vier und zwanzig Grafen und Baronen, zweyhundert Edelleute, ohne die vom Bürgerstande. Im Jahr 1566 erhob Kayser **Maximilian** II.

diese Schule zu einer Akademie, auf welcher man Baccalaureos und Magister machen konnte. Endlich machte sie Kayser Ferdinand II. im Jahr 1621 zu einer vollkommenen Universität, und begabte sie mit allen möglichen Freyheiten.

Da sich in diesem Jahr 1538 eine heftige Verfolgung über die Protestanten in Frankreich erhob, und bey 1500 französische Emigranten nach Straßburg kamen, die aber alle der Lehre des Zwinglius zugethan waren, so erlaubte ihnen der Magistrat, ihren Gottesdienst in der St. Niklaus-Kirche zu verrichten. Joh. Kalvin, der in Genf vertrieben worden war, wurde als erster Französischer Prediger bey dieser Gemeine angestellt. Er lebte mit Bucern und den andern Geistlichen in vertrauter Freundschaft; blieb aber nur bis 1541 bey dieser Stelle, weil der Magistrat von Genf ihn wieder verlangte. Er war ein sehr gelehrter, frommer und eifriger Mann. Ihm folgte Peter Brulius in dem Amt eines Französischen Predigers zu Straßburg.

Im Herbstmonat des Jahres 1544 wurde dieser Brulius nach Tournay in den Niederlanden berufen. Ob dieses gleich ein sehr gefährlicher Ruf war, weil der Kayser die Evan-

gelischen in den Niederlanden mit Feuer und Schwerdt verfolgte, so ließ sich **Brulius** doch nicht abhalten, und reißte dahin; lehrte heimlich in den Häusern hin und wieder; wurde aber bald verrathen, und von den Gerichtsdienern allenthalben aufgesucht. In dieser Gefahr halfen ihm seine Freunde bey der Nacht mit einem Seil über die Stadtmauer hinab. Als er schon unten saß, wollte ihm einer noch ganz leise eine glückliche Reise wünschen, neigte sich weit hinaus, und — ein losgewordener Stein fiel herunter, und schlug dem armen **Brulius** ein Bein entzwey. Als er nun vor großen Schmerzen anfieng zu schreyen, hörten es die Wächter; nahmen ihn gefangen; und der würdige Mann wurde darauf den 19. Febr. 1545, bey einem kleinen Feuer langsam verbrannt. Den Tag vor seiner Hinrichtung schrieb er noch an seine Frau und Schwester in Straßburg: „Der Jünger darf es nicht besser begehren, als sein Herr und Meister! Siehe Sleidan im 12ten Buch, Seite 428.

Daß viele Aemter und Dorfschaften des Bisthums an die Stadt Straßburg verpfändet waren, wissen meine Leser aus der vorhergehenden Geschichte. Unter diesen war auch **Benfelden Wanzenau** und **Kochersberg**. Diese drey

Aemter lößte Bischof Wilhelm II. in diesem Jahr wieder an sich, um 70,000 Gulden, nachdem sie die Stadt Straßburg 146 Jahr besessen hatte. **Benfelden** hatte gröstentheils die evangelische Lehre angenommen. Bucer reißte also dahin, und hielt den 4. Julius daselbst eine Predigt von der Christlichen Standhaftigkeit; aber Benfelden trat gleichwohl wieder zu der katholischen Religion zurücke.

Oberhalb Kehl lag ein Dorf, **Hundsfelden** genannt, dessen Einwohner alle, nur den Pfarrer und Sigrist ausgenommen, Diebe und Mörder sollen gewesen seyn. Man hieß sie daher nur die Hundsfelder Diebsgesellschaft. Damit nun dieses Räubernest ganz vertilgt würde, so wurden 20 Mann in **Lichtenau** und 9 in Straßburg gerädert; die übrigen zerstreut und das Dorf abgebrochen. Bald darauf riß der Rhein auch den Grund und Boden weg, auf dem das Dorf gestanden ist.

Straßburgs Geschichte von 1541 bis 1550.

Im Jahr 1541 wurde abermal ein Reichstag in Regensburg gehalten, auf welchem unser **Jakob Sturm, Beatus von Dunzenheim, Bucer** und **Capito** gegenwärtig waren. Es

wurde aber nichts gedeihliches ausgerichtet, doch war der Reichsabschied den Protestanten ziemlich günstig; (Reformations-Geschichte, S. 638). Im übrigen wurde alles auf ein allgemeines Concilium verschoben.

Am Tage Petri und Pauli starb Bischof Wilhelm II, nachdem er das Bisthum 35 Jahre lang mit vielem Ruhm verwaltet hatte. Darauf wurde den 10. Aug. zu einer neuen Wahl geschritten. Vor derselben ward eine zweckmäßige Wahlpredigt, anstatt der sonst gewöhnlichen Messe, gehalten, und hernach Eraßmus Schenk von Limburg zum Bischof von Straßburg erwählet. Er war ein friedliebender guter Herr, ein Freund der Wissenschaften, überließ aber die Regierung ganz seinen Räthen, insonderheit seinem Kanzler, Christoph Wölsinger, welcher der Stadt nicht gut war.

Auf dem Reichstag, der im Anfang des Jahrs 1542 zu Speyer gehalten wurde, bewilligten die Stände des Reichs auf 8 Monate 42,000 Mann Fußvolk, und 8000 Reiter, für ihre Kosten, zur Hülfe gegen die Türken zu schicken. Zu dieser Armee gab Straßburg 563 gerüstete Männer zu Fuß, und 100 zu Pferd. Den 7. May zogen sie aus. Ein Fußgänger

hatte monatlich 12 fl. und ein Reiter 18 fl. Gegen den Winter kamen sie wieder heim.

Im Februar schrieb der Kurfürst von **Kölln**, **Herrmann** an den Magistrat, daß er Willens sey, sein Land zu reformiren, und bat, daß man ihm Bucern zu Hülfe senden wollte. **Bucer** erhielt die Erlaubnis dazu, reisete alsbald dahin, und brachte, mit Hülfe des Melanchtons, eine Kirchen-Ordnung, nach dem Wunsch des Kurfürsten zu Stande. Der Erfolg dieser Kirchen-Verbesserung, siehe in der **Reform Geschichte**, Seiten: 693, ferner 723, 763, 803.

Die langwierigen Feindseligkeiten des Herzogs **Heinrich** von **Braunschweig**, welche schon im Jahr 1540 ihren Anfang nahmen, indem derselbe den evangelischen Fürsten und Städten alle Schmach und Drangsalen anthat, ja sogar bezahlte Mordbrenner aussandte, die allenthalben Feuer einlegten, auch die Stadt **Braunschweig** und **Goßlar** dergestalt ängstete, daß sie den Schmalkaldischen Bund, zu welchem auch Straßburg gehörte, um Hülfe anflehten, brachen endlich in dem Jahr 1542 in einen offenbaren Krieg aus. Der **Kurfürst** von **Sachsen**, und der **Landgraf** von **Hessen** zogen mit den Völkern der Bundsverwandten, unter denen auch Straß-

burgische Hülfstruppen waren, vor **Wolfenbüttel**; zwangen diese Stadt und Festung zur Uebergabe, und eroberten das ganze Herzogthum. Bey dieser Unternehmung auf Wolfenbüttel that ein Straßburgischer Kanonier, **Hanß Graßeck** die besten Dienste, durch das grobe Geschütz.

In diesem Jahr wurde auch der **Kleine**- und der **Große-Bethtag** angeordnet. Der **Kleine** war alle Wochen, der **Große** aber alle 4 Wochen am Dienstag gehalten. In allen Predigten wurden, wie jetzt noch, die Psalmen Davids erklärt; alle Arbeiten, Kauf und Handel war bis nach vollendetem Gottesdienst verboten.

1543.

Weil die Zeiten sehr gefährlich schienen, und die Furcht, der Kayser werde die Protestanten mit Krieg überziehen, täglich größer wurde, so wollte bey der dißjährigen **Ammeisters-Wahl** niemand dieses Amt annehmen. Sechs Männer wurden in einem Tag erwählt, und alle entschuldigten sich. Zween schützten ihre Leibs-Blödigkeit, und die andern viere ihre Lehns-Pflichten vor, mit denen sie dem Kayser oder dem Bischof verbunden wären. Endlich bey der **siebenten** Wahl fand man einen würdigen Mann, einen ächten Patrioten, der dem Wohl

des Vaterlandes Gesundheit, Leben und Glücks-Güter aufzuopfern bereit war. **Simon Frank** ist sein ehrwürdiger Name. Bey dem letzten Zug gegen die Türken war er Schatzmeister der Straßburgischen Truppen gewesen, und erst vor 6 Wochen krank aus Ungarn zurücke gekommen. Noch lag er im Bette, als ihm zween Rathsherren seine Wahl ankündigten, und ihn baten, dieselbe anzunehmen. „Ja! sagte er: „**Mit** „**Freuden diene ich meinem Vaterlande**; „ich fühle daß es wieder besser mit mir wird; „sobald ich ausgehen kann, will ich das Amt „antreten, und der Stadt Wohl befördern hel-„fen, so viel ich kann.„ Dieses that er auch den 19. Februar. Er war der erste Ammeister der alle Tage Audienz gab, und die Partheyen selbst anhörte. Sein Gedächtnis bleibe bey uns im Seegen!

Eine seltsame Geschichte trug sich in diesem Jahr mit der Aebtissin des Klosters St. Stephan, **Adelheit** von **Andlau**, zu. Sie hatte einen Liebhaber, **Ludwig Botz**, einen ehemaligen Mönchen des abgebrochenen Klosters **St. Arbogast**. Dieser stieg des Nachts oft, bey dem ehemaligen Steinthörlein, über die Mauer ins Kloster zu seiner Freundin. Da nun ein

solcher Besuch sehr verdächtig schien, so bestellte man die Schaarwächter, die ihm in einem nahe gelegenen Hause aufpassen mußten. Als er nun wieder hinein gestiegen, und eine Weile darinnen war, kletterten sie ihm nach; die inwendige Leiter, welche die Aebtissin gestellt hatte, stand noch daselbst; die Schaarwächter kamen also ganz stille ins Kloster; traten ohnangemeldt in ihr Zimmer, und fanden sie beyde im Bette liegend. **Ludwig Botz** mußte sich ankleiden, und wurde in das Gefängnis gebracht, aber der Aebtissin gab man eine Wache ins Zimmer. Bey dem Verhör erklärten beyde, daß sie einander heyrathen wollten; darauf ließ man sie frey; und nun traten sie wirklich in den Stand der Ehe.

Die Aebtissin war eine schöne und sehr beredte Frau. Als nun im folgenden Jahr der Kayser nach **Speyer** auf den Reichstag kam, zog sie auch dahin, und erzählte ihm den ganzen Handel, der Wahrheit gemäß, und bat ihn: „weil „jetzt viele geistliche Personen in den Ehestand „treten, und doch bey ihren Stiftern blieben, „so wollte Er ihr solches auch erlauben. Der „Kayser aber gab ihr zur Antwort: „Liebe „Frau, die Klöster sind für Jungfrauen be-

„stimmt, die Gott in der Stille dienen wollen; „weil ihr aber der Welt dienen wollt, und in „den Ehestand getreten seyd, so kann ich euch „nicht helfen.„ Doch vermittelte der Kayser die Sache dergestalt, daß ihr die Stadt von den Einkünften des Klosters geben mußte, was sie begehrte, nemlich alle Jahr 100 fl. an Geld, 40 Fürtel Waitzen, 2 Fuder Wein und freye Wohnung. Mit ihrem Mann lebte sie hernach ganz vergnügt; in ihrem Testament enterbte sie ihre adelichen Freunde, und vermachte alles Vermögen den Verwandten ihres Mannes.

Der Schmalkaldische Krieg, 1546.

Bisher gieng das große Werk der Reformation noch so ziemlich ruhig fort: aber nun war sie da, die Zeit der Noth! Die Tage der Angst und der Prüfung waren gekommen — und ein einziger Sturm schien den, schon so tief gewurzelten Baum der großen Religions-Verbesserung ausreissen zu wollen. Luther, der schon lange vorher erklärt, und gegen seine Freunde mit einer ungezweifelten Zuversicht behauptet hatte, daß bey seinem Leben das Ungewitter des schon lange gefürchteten Kriegs in Teutschland, nicht ausbrechen werde, starb noch kurz vor dem Ausbruch dieses fürchterlichen

Sturms, nemlich den 18. Febr. 1546. Auch D. Capito, Pfarrer bey dem jungen St. Peter, dessen Name in dieser Geschichte schon so oft vorgekommen ist, starb um diese Zeit; und Paulus Fagius, der zuvor in Kostanz das Evangelium geprediget hatte, kam an seine Stelle.

Die merkwürdige Geschichte dieses und der folgenden Jahre verdient es vorzüglich im Sleidan oder in dem, schon oft angezogenen Auszug der Seckendorfischen Religions-Geschichte nachgelesen zu werden, da ich sie, meinem Zweck gemäß, gleichsam nur im Vorbeygehen berühren darf.

Der Kayser hatte bereits schon mit Frankreich Friede, mit den Türken einen Waffen-Stillstand, und mit dem Pabst ein Bündnis geschlossen, nach und nach Spanische Völker nach Teutschland gezogen, und alles zu einem Kriege gegen die Protestanten vorbereitet. Gleichwohl suchte er listiger Weise die Evangelischen Stände, unter den freundschaftlichsten Versicherungen, zu bereden, daß sie von seinen Kriegsrüstungen nichts zu besorgen hätten. Dadurch wurden manche Stände der Schmalkaldischen Bunds-Verwandten sicher gemacht, und die Vertheidigungs-Anstalten langsam betrieben.

Wie wenig aber unsere Väter in Straßburg den falschen Vorspieglungen des Kaysers trauten, erhellet daraus, daß sie, wenn Spanische Völker über die Rheinbrücke zogen, die Thore zuschlossen; die Kanonen auf die Wälle pflanzten, und die ganze Bürgerschaft bewaffnet auf ihre Posten versammelten, nicht anders, als ob feindliche Völker die Stadt bestürmen wollten.

Die protestirenden Stände, welche eine Gesandtschaft an die Könige von Frankreich und England geschickt hatten, um den Frieden zwischen diesen beyden Fürsten vermitteln zu helfen, erhielten darauf von dem König in England die gewisse Versicherung, daß ihnen von Seiten des Kaysers und des Pabsts ein schwerer Krieg bevorstünde, der nächstens ausbrechen würde. Die Protestanten gaben sich nun alle Mühe, auf den Grund zu kommen, aber vergebens; der listige Kayser und seine schlüpfrigen Minister führten eine honigsüße Sprache, und suchten dadurch die, ohnehin unentschlossenen Schmalkaldischen Bunds-Verwandten noch mehr einzuschläfern.

Zum Schein, als ob es dem Kayser wahrhaftig um den Frieden zu thun wäre, hatte er einen Reichstag nach **Regensburg**, und vor

demselben ein großes Religions-Gespräch, welches eben daselbst gehalten werden sollte, angeordnet. Letzteres dauerte über 6 Wochen, hatte aber, wie man leicht voraussehen konnte, ganz keinen Nutzen. Von Seiten Straßburgs wohnte demselben Jakob Sturm, und Martin Bucer bey, welchem letztern, auf sein Ansuchen, auch **Johannes Diazius**, ein Jüngling von großen Talenten, mitgegeben wurde.

Dieser **Johannes Diazius** war ein Spanier von Geburt; er hatte in Paris studirt, und daselbst durch den Umgang mit heimlichen Protestanten Luthers und Kalvins Schriften kennen gelernt. Er glaubte in denselben die Wahrheit zu finden, die er lange vergeblich gesucht zu haben, betheuerte. Um sich in derselben noch mehr zu befestigen, verließ er Paris; reißte zuerst nach Genv und endlich nach Straßburg, wo er an Bucern einen Mann nach seinem Herzen fand, mit dem er, wie gesagt, nach Regensburg abreisete. Unter den daselbst befindlichen geistlichen Streitern, war auch **Malvenda**, ein Spanier, der den jungen **Diazius** wohl kannte. Dieser Malvenda wurde fast rasend, als er in dem jungen **Diazius** einen Spanier unter den Protestanten erblickte; er glaubte, und sagte es

auch zu ihm, daß durch seinen Abfall die ganze Spanische Nation beschimpft worden seye. So weit seine seichten Kenntnisse reichten, gab er sich alle Mühe, ihn wieder von seinen vermeinten Irrthümern zurücke zu bringen; aber **Diazius** antwortete ihm mit einer solchen Freymüthigkeit, daß er alle Hoffnung verlor. Nun berichtete er die Sache an seinen Bruder, **Alphonsus Diazius**, einen Rechtsgelehrten in Rom; dieser kam sogleich nach Teutschland, und suchte seinen Bruder, Johannes Diazius, in Regensburg auf; letzterer war aber nicht mehr daselbst, sondern in **Neuburg** an der Donau, wo er die Korrektur eines Buchs besorgte, welches **Bucer** daselbst drucken ließ; Alphonsus verfolgte seinen Weg dahin. Hier traf er ihn an; brachte anfänglich die nemlichen Gründe, nur etwas feiner, als Malvenda, vor; und als er sahe, daß er ihn nicht wankend machen könnte, stellte er sich, als ob er von der Wahrheit gefangen wäre, gab ihm Recht, und stellte ihm vor, daß er in Italien und Spanien weit mehr nützen könnte, als in Teutschland; reißte mit Thränen im Auge, den 25. März, von Neuburg ab, nachdem er Tags vorher seinem Bruder 14 Kronen-Thaler als Geschenk aufgedrungen hatte. Dieser war über

seines Bruders Bekehrung herzlich froh, betrog sich aber entsetzlich; denn kaum hatte dieser Augsburg erreicht, so kaufte er sich ein scharfes Beil, kehrte mit seinem Bedienten nach Neuburg zurücke; gab dem Letztern, einem erkauften Mörder, einen Brief mit, des Inhalts: „Daß „er sich vor Alvenda in Acht nehmen sollte, in„dem er sichere Nachricht hätte, daß er ihm „nach dem Leben stünde.„ Alphonsus blieb unten an der Thüre stehen, indem der Bediente den Brief überbrachte. Johannes Diazius lag noch im Bette; als man ihm aber meldete, daß ihm jemand einen Brief von seinem Bruder überliefern wollte, über dessen Bekehrung er sich von ganzem Herzen freute, stand er eilend auf; empfieng den Brief; stellte sich, weil es noch dunkel war, ans Fenster, und indem er las, hieb ihm der Ueberbringer desselben, von hinten her, den Beil in den Kopf, daß er todt zur Erden sank. Den Beil ließ der Mörder in der Wunde stecken, und eilte mit Alphonso davon. Man verfolgte sie frühe genug, und arretirte sie zu Insbruck im Tyrol; aber — obgleich alle protestirende Stände ihre Bestrafung oder Auslieferung begehrten, geschahe doch keines von beyden; und sie kamen mit ganzer Haut davon; doch fünf

Jahre hernach erdroßelte sich **Alphonsus** selbst zu Trient, an dem Zaum seines Maulthiers.

Auf dem Reichstag zu Regensburg zog endlich der Kayser die Larve ab. Man verlangte von den protestirenden Ständen, daß sie sich dem **Concilium zu Trient**, bey welchem der Pabst den Vorsitz und alle Gewalt hatte, unterwerfen sollten; daß sie solches nicht thun könnten, wußte man vorher; dieses war aber eben die scheinbare Ursache zu einer öffentlichen Kriegs-Erklärung des Kaysers, gegen die Häupter der Protestanten, die er, ohne sie mit Namen zu nennen, **Rebellen** nannte, welche nichts anders suchten, als alle übrigen Reichsstände zu unterjochen; Gericht und Recht zu verdrängen, und endlich selbst die kayserliche Gewalt anzutasten. Bey dieser Erklärung nahm er sich aber sorgfältig in acht, der Religion mit keinem Wort zu gedenken; ja er war dreiste genug zu behaupten, der Krieg, den er führen werde, seye nichts weniger als ein Religions-Krieg; es werde niemand um der Religion halben von ihm gekränkt werden. Dadurch machte der Kayser die furchtsamen oder schwachen Stände der Schmalkaldischen Bunds-Verwandten abgeneigt, an diesem Kriege einigen Antheil zu nehmen; ja

verschiedene evangelische Fürsten traten sogar öffentlich in kayserliche Dienste.

In diesem Geiste schrieb der Kayser auch Briefe an die Schweitzer und an die vornehmsten Reichsstände, um durch die scheinbaren Versicherungen einer ungekränkten Religions-Freyheit ihren Beytritt zu verhindern. Allein die mehresten Protestantischen Stände liessen sich doch nicht blenden. Straßburg beantwortete des Kaysers Brief, welchen ein eigener Gesandter, **Lazarus von Schwendt** überbracht hatte, mit Muth und Standhaftigkeit; (**Sleidan** im 17. Buch, S. 476.) schickte aber darauf den evangelischen Fürsten 2000 Mann und 12 Kanonen zu Hülfe, unter den Befehlen Graf **Wilhelms von Fürstenberg**, welcher schon vorher den ganzen Sommer über die Bürger in den Waffen geübt, und den 10. May auf der **Metzgeraue** mit 5000 Bürgern und vielen Kanonen eine blinde Schlacht gehalten hatte.

Wie unglücklich dieser Schmalkaldische Krieg für die evangelischen Stände abgelaufen ist bekannt genug, und kann in dem Anhang der Seckendorfischen Reformations-Geschichte umständlich nachgelesen werden. Ohne eine einige Schlacht zu wagen, hatte der Kayser die wirk-

lich große Macht der Schmalkaldischen Bunds-Verwandten in kurzer Zeit zertrümmert *); der Kurfürst von Sachsen eilte seinem eigenen Lande zu Hülfe, und die Völker der übrigen Stände kehrten schon im November wieder nach Hause. Da konnte nun der Kayser nach Gefallen schalten und walten wie er wollte. Jedes einzelne Glied des zertrennten Bundes sahe sich nun dem Stolz eines mächtigen und erbitterten Feindes bloßgestellt. Nun kamen die Gesandten des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von **Wirtenberg**, der Städte **Augsburg**, **Ulm**, **Memmingen**, **Kempten**, **Biberach**, **Ravensburg**, **Ißny** vor den Kayser, und baten in der demüthigsten Stellung um Verzeihung, welche sie auch, aber freylich unter den schwersten Bedingungen, erhielten. Sie mußten nemlich dem Schmalkaldischen Bund entsagen, dem Kayser aufs neue huldigen, und sich zu allem Gehorsam verpflichten, und endlich große Geldsummen als

*) Die Armee der Verbundenen bestund aus 70,000 Mann Fußvolk, 15000 Reitern, und 6000 Schanzgräbern. Sie hatten einen Zug von 120 Kanonen, 800 Ammunitions-Wagen und 8000 Lastthieren, nebst einem Ueberfluß an Lebensmitteln.

Strafe erlegen; so mußte z. E. die Stadt **Augsburg** 150,000 Gulden in des Kaysers Kriegs-Kasse liefern, 12 Kanonen abgeben, 10 Fahnen kayserlicher Soldaten in Besatzung nehmen, und den braven General **Schertel** aus ihren Mauern verjagen; **Ulm**, 100,000 fl., 10 Kanonen, und 10 Fahnen Besatzung; **Frankfurt**, ob es gleich freywillig die Thore öffnete, mußte gleichwohl 80,000 fl. erlegen, und so ergieng es allen Gliedern des protestantischen Bundes.

1547.

Die Stadt Straßburg hatte sich indessen noch nicht gedemüthiget; ein edles Selbstgefühl machte ihr die erniedrigende Abbitte in einer gerechten Sache äusserst schwer. Den 13. Februar erhielt sie ein Aufmunterungs-Schreiben, von dem Kurfürsten von Sachsen, in welchem er sie zur Beständigkeit ermahnte. Und in eben dem Monat kam ein Gesandter des Königs von Frankreich. Dieser bot der Stadt ein sehr vortheilhaftes Bündnis gegen den Kayser an. Man hielt den Gesandten mit Fleiß etwas lange auf, und stellte sich als ob man Lust hätte, das Anerbieten des Königs anzunehmen. Dem Kayser, der es bald erfuhr, war es angst und bange, der König in Frankreich möchte diese reiche und mächtige Stadt,

welche für die Vormauer des teutschen Reichs gehalten wurde, in seine Gewalt bekommen. Als aber die Stadt sich endlich entschloß, dieß Bündnis fahren zu lassen, und sich mit dem Kayser auszusöhnen, war er sehr froh, und verlangte 30,000 fl. und 12 Kanonen. Dieses bewilligte der Magistrat, und die Gesandten kamen den 18ten März nach Nördlingen, wo sich der Kayser eben aufhielt, thaten Abbitte, aber doch nicht auf den Knien, entsagten jedem Bündnis das gegen den Kayser gerichtet wäre, und versprachen das verlangte Geld und Geschütz, nicht als Strafe, sondern als Beysteuer zu den Kriegs-Kosten, dem Kayser zu überliefern; dieser begegnete den Straßburgischen Gesandten hinwiederum mit großer Freundlichkeit, und bestätigte aufs neue der Stadt Rechte und Freiheiten; er that es aber aus keinem andern Grund, als weil er wuste, daß der französische Gesandte in Straßburg noch immer um ein Bündnis buhlte; welcher auch erst nach vollkommener Aussöhnung mit dem Kayser wieder abzog.

Bald darauf kamen kayserliche Kommissarien die zwölf Kanonen abzuholen. Dem Akkord gemäß gab man ihnen 3 Karthaunen, diese wogen 150 Centner; 8 Feldschlangen, 75 Centner

schwer; 3 große und 3 kleine Falkonetten, oder Feldstücke, züsammen 30 Centner am Gewichte; zu jeder Kanone lieferte man 100 Kugeln, und über dieses noch 127 Centner Pulver.

Bey dieser Gelegenheit wird meinen Lesern eine umständlichere Erzählung von dem **Straßburgischen Zeughause**, und dem Geschütz, das zur selbigen Zeit darinnen war, nicht unangenehm seyn. Schon habe ich es gesagt, daß das Nonnenkloster **St. Klara** auf dem **Roßmarkt** dazu eingerichtet worden seye. Dieses kam aber erst im Jahr 1545 völlig zu Stande; damals befand sich in demselben folgendes Geschütz:

Sechs große Mauerbrecher; an jedes dieser Stücke mußten 24 Pferde gespannt werden.

Sieben Karthaunen; drey Nothschlangen; 6 Quartier-Schlangen; 6 Feld-Schlangen; 4 halbe Schlangen; 49 Falkoneten-Stücke; 7 Paar eiserne Stücke, je zwey auf einer Laveten; ein eisern Stück, so sich umwendete; 12 große und 106 kleine Streichen, welche man in die Rundellen und Bastionen pflanzte, die Gräben, oder eine gewisse Gegend zu bestreichen. 6 messingne und 24 eiserne kleine Kanonen; 1 Orgel-Geschoß, dies waren Kanonen, da mehrere Röhren auf einer Lavette neben einander

liegen, von denen eine die andere anzündete. So hatten wir noch eines von 32 Röhren.

Einen sehr großen Böller, fast wie unsere Bombenkessel, auch 25 kleinere Böller. 12 Pedarten. 380 metallene, und 650 eiserne Doppelhacken. Ohne das grobe Geschütz, welches beständig auf den Wällen, oder in den Schlössern und festen Plätzen im Gebiet der Stadt, aufgestellt war. Flinten, Schwerdter, Spieße und Helleparten, Harnische, Sturm- und Schützen-Hauben befanden sich so viele in unserm Zeughause, daß man alle Augenblicke 15,000 Mann bewaffnen konnte. Auch wurde daselbst ein Theil des Kopfs und des Gerippes von einem großen Wallfisch aufbewahrt, welches in unsern Tagen auf der obern Bühne bey der Bibliothek zu sehen ist. Dieser Wallfisch strandete in Holland; ein Schiffer führte das Gerippe dieses Ungeheuers den Rhein herauf nach Straßburg; hier ließ er es ums Geld sehen; da er aber diese Last nicht weiter bringen konnte, und der Magistrat diese Gerippe nicht kaufen wollte, so ließ er es liegen, und so kam es 1542 auf das Zeughaus.

Anfang des Interim-Streits.

Nachdem also der Schmalkaldische Bund zerrissen, und die Häupter desselben, der Kurfürst

aus Sachsen den 24. April, und der Landgraf von Hessen den 19. Juni in kayserliche Gefangenschaft gerathen waren, so schrieb der Kayser abermal einen Reichstag aus, der noch in diesem Jahr, im Monat Sept., zu Augsburg eröffnet wurde. Da die protestirenden Stände das **Concilium zu Trient** nicht erkannt hatten, weil es kein freyes Concilium wäre, und der Pabst auf demselben Kläger und Richter zugleich seyn wollte, so ergriff der Kayser, mit Bewilligung einiger Stände ein anderes Mittel, wodurch die Einigkeit in der Religion, bis einst eine völlige Vergleichung durch ein freyes, christliches Concilium zu Stande käme, also ad interim (unterdessen) bewirkt werden sollte.

Er ließ nemlich von einigen Gelehrten ein Buch verfertigen, welches den Protestanten unterdessen zur allgemeinen Regel und Richtschnur dienen sollte, nach welcher der Lehrvortrag und die ganze Einrichtung ihres Kirchenwesens angestellt werden müßte. Lange schnitzte und künstelte man an diesem Buche, um es den Protestanten angenehm zu machen, und doch auch den römischen Lehrbegriff beyzubehalten; und als es fertig war, zweifelte man doch an einem guten Erfolg, wenn es nicht vorher von einem berühm-

ten Manne, der bey den Protestanten in einem großen Ansehen stünde, gutgeheissen und unterschrieben worden seye.

1 5 4 8.

Zu dem Ende wurde **Martin Bucer** nach Augsburg berufen, und demselben dieses Spinnengewebe theologischer Spitzfindigkeit zur Prüfung vorgelegt. **Bucer** verwarf es und sagte: „Weil die päbstliche Lehre, der er schon lange „abgesagt habe, darinnen enthalten sey, so könne „er es nicht unterschreiben.„ Der **Kurfürst von Brandenburg**, dem der Kayser die Ausführung dieses Werks befohlen hatte, und die kayserlichen Minister drangen stark in ihn, sie hielten ihm die glänzendsten Verheissungen und die schröcklichsten Drohungen für, aber Bucer blieb standhaft. Endlich da er Gefahr sahe, verließ er Augsburg in der Stille, nachdem er vom Jänner bis in den April daselbst gewesen war, und reißte mit Furcht und Angst, wegen den Spaniern, die im Wirtenberger Land waren, nach Straßburg.

Darauf wurde diese Religionsform, welche man insgemein **das Interim** nannte, den 15. May 1548 in der Reichs-Versammlung verlesen, und von vielen Ständen angenommen,

auch bey Vermeidung kayserlicher Ungnade befohlen, daß alle protestantischen Stände dasselbe in allen ihren Kirchen einführen sollten. Unter den evangelischen Fürsten waren nur drey die sich dem **Interim** mit Standhaftigkeit widersetzten, der gefangene Kurfürst von Sachsen, Johannes, Marggraf von Brandenburg, und Wolfgang von Zweybrücken; die andern willigten aus Gefälligkeit oder aus Noth in den Befehl des Kaysers. Nach den freyen Reichsstädten fragte Karl V. ohnehin nichts, diese mußten wohl gehorchen. In Augsburg und Ulm führte er selbst das Interim mit Gewalt ein, Setzte einen neuen Magistrat, den er auf diese Religionsform verpflichtete; die Prediger, welche das Interim nicht annehmen wollten, wurden verjagt oder in Ketten geschlagen. Diese Strenge des Kaysers bewog alle andern Reichsstädte, sogar Nürnberg und Frankfurt, sich gutwillig zu unterwerfen.

Unter allen Städten Oberteutschlands war nur das einige Straßburg, welches sich mit standhaftem Muth widersetzte. Unser Jakob Sturm hatte sich bey dem Kayser Erlaubnis ausgebeten und auch erhalten, die Sachen an den Magistrat zu berichten, und Verhaltungs-Befehle zu

begehren. Unterdessen stellten die Prediger zwey Bedenken an den Rath und an die Bürgerschaft, in welchen sie bewiesen, daß man das Interim schlechterdings nicht annehmen könne, weil es der heiligen Schrift zuwider wäre. Der Magistrat versammelte hierauf die 300 Schöffen hierüber zu berathschlagen. Den gefaßten Schluß und zugleich eine Bittschrift an den Kayser, überschickte man unsern Gesandten nach Augsburg, mit Vermelden, alles anzuwenden, um den Kayser zu bewegen, daß er sie bey der Lehre der Augsburgischen Confession wolle bleiben lassen, weil sie das Interim mit gutem Gewissen nicht annehmen könnten.

Unsere Gesandten überreichten die Bittschrift dem kayserlichen Minister, Granvell, der sie ihnen aber wieder zurück gab, mit Vermelden, daß der Kayser in der Sache des Interims schlechterdings Gehorsam verlange, und keine Bittschriften annehme. Bey dieser Gelegenheit kamen unsere Gesandten mit den Ministern in ein scharfes Gespräch, welches beym Sleidan Buch 20, Seite 599. nachzulesen ist. Nach diesem reißten die Straßburgischen Abgeordneten von Augsburg ab, und legten den 9. Juli vor dem Magistrat ihren Bericht ab. Hierauf wurde

am 23. Juli das Schöffen-Kollegium abermal versammelt, und in demselben vor Notarius und Zeugen eine geheime Protestation gegen das Interim niedergelegt. Darauf eine **zweyte Bittschrift** an den Kayser, in teutscher und französischer Sprache abgefaßt, des Inhalts: Kayserliche Majestät unterthänigst zu bitten, die Religion bis auf ein freyes, christliches Concilium in dem bisherigen Zustande zu lassen; oder wo dieses nicht zu erhalten wäre, doch ihre Prediger nothdürftig zu hören, und das Interim ihrem Vortrag gemäß einzurichten.

Die Gesandten reißten abermal nach Augsburg; überreichten dem Kayser selbst das französische Schreiben, und bekamen zur Antwort: „Der Kayser und die Stände des Reichs hätten „auch ein Gewissen; der Magistrat von Straßburg wäre dah'er schuldig, den Höhern und „Mehrern in dieser Sache zu folgen; und dazu „gäbe er ihme noch **einen Monat** Zeit sich zu „bedenken.„ Anbey gab der Kayser Befehl, daß 1500 spanische Reiter, von denen die im Wirtenberger Land lagen, gegen Straßburg vorrücken sollten; es geschahe — und sie verübten allen möglichen Muthwillen auf den Dörfern und in der Stadt, in welche sie Trup-

penweise, dreyßig bis vierzig mit einander, hinein giengen.

Den 17. August statteten die Gesandten ihren Bericht ab; sechs Tage hernach kam eine ansehnliche Gesandtschaft von dem Bischof Eraßmus aus Zabern, in welchem derselbe sagte: „Er „seye der Stadt nahe verwandt; es wäre also „seine Pflicht, der Stadt Bestes zu besorgen, „und ihren Schaden abwenden zu helfen. Er „höre zwar, daß der Magistrat die kayserliche „Erklärung wegen dem Interim dem Schöffen-„Kollegium vorgelegt: allein es verlaute, als „ob man noch im Zweifel stehe, ob man ge-„horchen wolle, oder nicht; dieweil nun aus „solcher Verweigerung anders nichts, als kayser-„liche Ungnad erfolgen könnte, wodurch nicht „nur gemeiner Stadt und ihren Bürgern, son-„dern auch der ganzen Nachbarschaft, allen „Fürsten, Grafen, Rittern und Städten, „hoch beschwerlicher Schaden, und Verhee-„rung ihrer Lande zu gewarten sey — so bäte „er, daß man dieses wohl beherzigen, und „dem Kayser keine Ursache zur Ungnade ge-„ben, sondern vielmehr demselben, gleich an-„dern Ständen, den schuldigen Gehorsam „leisten wolle.„

Da

Da nun die bewilligten 4 Wochen zu Ende giengen, die spanischen Reiter Angst und Schrecken verbreiteten, und man noch nicht wußte, wozu man sich entschliessen wollte, versammelte der Magistrat am 27. August abermal die 300 Schöffen. Man stellte ihnen vor, wie gefährlich es wäre, wenn man die Entscheidung dieser hochwichtigen Sache noch länger aufschieben wollte. Der Rath habe bisher alles reiflich erwogen, und finde nun, daß man unter **drey Wegen** einen wählen müsse.

1) Entweder müsse man das **Interim annehmen**: dieses könne man aber Gewissens halber nicht thun; auch wäre zu befürchten, daß das Volk aufrührisch würde; oder

2) müsse man **das Interim verwerfen.** Dieses wäre aber äusserst gefährlich; die Achts-Erklärung und eine schwere Belagerung würden die unmittelbaren Folgen einer abschlägigen Antwort seyn. Die Stadt könne es aber mit dem Kayser nicht aufnehmen; seine Macht wäre zu groß; — die Stadt nicht genug befestiget; — eine lange Belagerung auszuhalten fehle es an Lebensmitteln und Geld — auch an guten Soldaten; bey fremden Mächten Hülfe zu suchen, sey bedenklich, sie sähen nur auf ihren Vortheil;

durch einen langen Krieg, wenn er auch glücklich ausgeführt würde, würde gleichwohl namenloses Elend angerichtet, welches nicht nur die Bürger und die Unterthanen der Stadt, sondern auch die Nachbarn treffen würde. — Sollte aber der Kayser die Stadt mit Gewalt erobern, so wäre Reli ion und Freyheit, wie in Kostanz, auf ewig verloren. Dem zufolge hielt der Rath für das Beste, einen Mittelweg zu treffen, und

3) zu dulden, daß das **Interim in einigen Kirchen** der Stadt eingeführt würde, doch mit dem Vorbehalt, daß auch den Bürgern einige **Kirchen zum freyen Gebrauch des Evangeliums** gelassen würden.

Als man darauf die Stimmen sammelte, verlangten die Mehresten: daß man **alle Bürger** auf ihre Zünfte **versammeln**, und einen jeden besonders um seine Meynung fragen sollte. Dagegen protestirte aber der Magistrat und sagte: **Daß man die Entscheidung einer so hochwichtigen Sache, von welcher Heil und Seligkeit, Leben, Glück und Ruhe eines ganzen Landes abhänge, einem so großen Hauffen schlecht unterrichteter, untüchtiger Leute nicht anvertrauen könne.** Wenn das **Schöffen-Kollegium** nicht sprechen wollte,

so solle dasselbe dem Magistrat Vollmacht geben, in dieser wichtigen Sache zu handeln, so würde derselbe sein möglichstes thun, diesen schweren Handel zur Wohlfahrt und Sicherheit der Stadt, und zu Erhaltung christlicher Freyheit und Ordnung, zu leiten; auch dem Schöffen-Kollegium von Zeit zu Zeit, von dem was verhandelt worden, Anzeige thun. Dieser Vorschlag wurde von allen Schöffen genehmigt, und der Magistrat schickte alsbald zween Abgeordnete, **Jakob Sturm**, und **Matthias Geiger**, an den Kayser, mit Bitte, zu erlauben, daß das Interim in einigen Kirchen eingeführt, und in einigen andern die evangelische Lehre beybehalten werden dürfte. Allein der Kayser verwarf diesen Vorschlag, und drang auf die völlige und schnelle Einführung des Interims.

Diese Kayserliche Erklärung wurde darauf am 22. Sept. wieder den versammelten Schöffen kund gethan, und ist darauf beschlossen worden: daß man mit dem Bischof des Interims wegen in Unterhandlung treten wollte. Dieser ließ sich willig finden, wenn anders der Kayser seine Einwilligung dazu geben würde. Diese zu erhalten, mußte abermal eine Gesandtschaft zu dem Kayser abgeschickt werden; derselbe ließ es

sich endlich auch gefallen, doch mit dem Vorbehalt, daß er, wenn sie sich nicht vereinigen könnten, den letzten Spruch thun wollte.

Inzwischen giengen diese Unterhandlungen langsam von statten. Der Bischof verlangte Anfangs alle Kirchen, mit allen Einkünften, Gefällen und Kleinodien wieder zurücke; er wollte seine ganze bischöfliche Autorität, wie die Bischöffe vor der Reformation, wieder in Ausübung bringen; insonderheit forderte er das Recht, die Kirchendiener zu bestellen; wollte auch keine verehlichten Priester leiden, und überhaupt der Stadt nicht einmal so viel einräumen, als der Kayser durch das Interim erlaubt hatte. Man hatte also wenig Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich. Dieses verursachte, daß wohl 30 vom Adel, und eben so viel von andern angesehenen Bürgern auswanderten, die aber nach geschlossenem Vergleich gröstentheils wieder kamen.

1549.

So verstrichen einige Monate, ohne daß man nur einen Schritt näher zusammen gekommen wäre. Der Magistrat ließ hierauf den 23. Jän. 1549 den großen Rath (die Schöffen) abermal zusammen berufen; erzählte demselben den

Gang der bisherigen Verhandlungen, und wie wenig ausgerichtet worden sey. Darauf wurde beschlossen, daß man von allem, was die Stadt dem Bischof bewilligt und angeboten habe, dem Kayser Nachricht geben solle. Den 12. Febr. reisete **Heinrich Kop**, ein Rechtsgelehrter, diesem Schluß zufolge, mit einem Schreiben nach Brüssel ab, welches er dem Kayser selbst behändigte. In demselben sagte der Magistrat: „Wir haben mit unserm Bischof fleißig gehan„delt; er schlägt uns aber solche Bedingungen „vor, daß, wenn wir sie annehmen müßten, „wir nicht einmal das, was die kayserliche Re„ligions-Ordnung erlaubt, erhalten würden. „Wir haben uns erboten, die Feyertäge zu hal„ten, und unsern Bürgern an gewissen Tagen „das Fleischessen zu verbieten. Er mag auch „unsertwegen die neue Religionsform in eini„gen Kirchen wohl einführen, daran wir ihn „nicht hindern, sondern vielmehr fördern wollen; „wir wollen auch unsern Bürgern nicht wehren, „in dieselbigen Kirchen zu gehen. Nur bitten „wir, daß man uns unsere Prediger, auch die „so im Ehestand leben, lassen, und uns nicht „weiter drängen und treiben wolle.„ . . . Der Kayser antwortete hierauf in sehr gnädigen

Ausdrücken: „Er habe sich zu dem Magistrat von „Straßburg immer alles Gehorsams versehen, „und vernehme sehr gerne, wie sich derselbe zum „Ziel lege. Er habe von dem Pabst eine Di- „spens für diejenigen Priester ausgewirkt, die im „Ehestand leben; der Bischof würde sich, wenn „er dieses höre, schon besser zu fügen wissen. „Auch könnte man, im Fall die Vereinigung „schwer werden sollte, zu beyden Theilen „Schiedsrichter ernennen, die an einem gütlichen „Vergleich arbeiten hülfen.„

Letztern Vorschlag liessen sich beede Theile gefallen. Der Bischof erwählte zu seinem Unterhändler den **Probst** von **Selz**, **Georg** von **Wickersheim**, und die Stadt Straßburg den Freyherrn, **Heinrich** von **Fleckenstein**. Mit viel und großer Mühe brachten endlich diese zween friedliebenden Männer einen Vergleich zu Stande, der am 23. Nov. 1549 bekräftiget und von beeden Theilen unterschrieben ward. Nach demselben sollten die Stiftsherren und Geistliche ihrer bürgerlichen Rechte und Pflichten entlassen, aber gegen ein bestimmtes Schutzgeld in der Stadt Schutz und Schirm auf zehn Jahre aufgenommen werden. Dem Bischof sollte zu Anrichtung des Interims das hohe Stift im

Münster, die Stifter Alt- und Jung St. Peter, und das Stift Allerheiligen wieder eingeräumt werden; doch sollte dem alten Pfarrer im Alten St. Peter, Theobald Schwarz, von dem Stift, lebenslänglich alle Jahre 100 fl. — und den beeden Helfern im Jungen St. Peter, Georg Fabri und Lorenz Offner, jedem 50 fl. jährlich gereicht werden. Auch sollte der Pfarrer im Münster, D. Hedio seine Besoldung vom hohen Stift erhalten, und im Münster zu predigen Freyheit haben, nur nicht gegen die Lehre des Interims.

Dagegen sollte der Stadt und ihren Bürgern die vier Pfarrkirchen, St. Thomas, Aurelien, Niklauß und Wilhelm zu Anrichtung ihres Gottesdiensts überlassen seyn. Uebrigens sollten beeden Theilen ihre Rechte und Freyheiten vorbehalten bleiben, und dieser Vertrag nur so lange gültig seyn, bis von einem Concilium oder von kayserlicher Majestät anders verordnet werden würde. Zuletzt wurde noch wegen dem Gebrauch der Glocken, und wegen den Stunden, in welchen die Gottesdienste gehalten werden sollten, eine Vereinigung getroffen, und endlich beschlossen, daß auf das heilige Weihnachtsfest der Anfang gemacht werden sollte.

Dieser Vertrag wurde hierauf der versammelten Bürgerschaft auf den Zünften bekannt gemacht, und dieselbe erinnert, bey Veränderung der Kirchen keine Hinderung oder Unordnung zu machen, sondern sich stille, ruhig und friedlich zu betragen. Auch wurde den Evangelischen Predigern Klugheit, Liebe und brüderliche Duldung bestens empfohlen.

Während diesem Interimsstreit starb der **erste** evangelische Prediger, M. **Zell**, im 71. Jahr seines Alters. Bey seinem Begräbnis bewieß seine hinterbliebene Wittwe einen ausserordentlichen Muth. Sie stand bey dem Grabe ihres Gemahls auf seinen Sarg, und hielt über die Worte Jesu: **Ich bin die Auferstehung und das Leben** . . . eine triumphirende Rede an die versammelten Weiber; vergoß keine Zähre; trug auch keine Leidkleider, denn, sagte sie, mein Mann ist nicht gestorben, er ist nur ins rechte Leben durchgedrungen. Siehe hier, christlicher Leser, **die Kraft des Glaubens mit Geistes-Stärke verbunden — in einem Weibe vereiniget!** Bey der Leiche dieses würdigen Mannes sollen fünf tausend Personen gegenwärtig gewesen seyn.

Noch habe ich nachzuholen, daß **Martin Bucer**, der während der Interims-Handlung manches zu leiden, und von dem Bischof vieles zu fürchten hatte, durch den Erz-Bischof von **Kanterburi**, **Thomas Kramer** einen Ruf nach England erhielt; dahin er auch, nach erhaltener Erlaubnis des Magistrats, mit dem Pfarrer vom Jungen St. Peter, **Paulus Fagius**, den 1. April 1549 seine Reise antrat. Sie wurden beyde sehr wohl aufgenommen, und bey der Universität in **Cambridge** angestellt. **Paulus Fagius** starb noch in diesem Jahr daselbst, nemlich den 12. November im 41. Jahr seines Alters. **Bucer** hingegen verließ diese Welt den 17. Februar 1551 in einem Alter von 61 Jahren. Die Königin **Maria** ließ die Gebeine dieser beeden Männer noch im Jahr 1556 ausgraben und öffentlich verbrennen; welches Dekret gleichwohl die Königin **Elisabeth** vier Jahre hernach wieder kassirte. Damals hatte England der Religion wegen vieles zu leiden. **Heinrich** VIII. unterdrückte die protestantische Religion, welche **Eduard** V, sein Nachfolger, im ganzen Reiche einführte. Die Königin **Maria** verfolgte, und **Elisabeth** begünstigte die Protestanten.

Straßburgs Geschichte von 1550 bis 1560.

Obgleich die Einführung des Interims auf das heilige Weihnachtsfest 1549 hätte geschehen sollen, so konnte man doch mit der nöthigen Zubereitung der Kirchen nicht fertig werden; auch waren nicht Geistliche genug vorhanden, als welche der Bischof erst aus Teutschland und Lothringen mußte kommen lassen. Dieser Ursachen halben wurde der Anfang bis auf den 1. Februar 1550 verschoben.

Dem Vertrag gemäß, sollte D. **Hedio**, Evangelischer Prediger im Münster bleiben, wenn er nicht gegen das Interim predigen würde; aber die Domherren mutheten ihm zu, daß er die Kanzel nicht anders als in einem Chorhemd betreten sollte. Dieses wollte aber Hedio durchaus nicht thun, ob ihm gleich der Magistrat dringende Vorstellungen deswegen machte; dieser kleine nichts bedeutende Umstand gab zu vielen verdrießlichen Unterhandlungen zwischen der Stadt und dem Domkapitel Gelegenheit. Es war der Bürgerschaft um so viel mehr an der Erhaltung der Predikatur im Münster gelegen, da die vier Evangelischen Kirchen viel zu klein, und den Bewohnern der Vorstädte zu

weit entlegen waren. Indessen blieb Hedio, als ein alter Mann, auf seinem Vorsatz unbeweglich; die Domherren dankten ihn ab, und damit gieng das Recht, im Münster Evangelisch predigen zu dürfen, verloren. Aus den eben angeführten Ursachen fand sich der Magistrat genöthiget, wegen der verlornen Freyheit im Münster, die noch näher gelegene Prediger-Kirche zu eröffnen; zwar nicht als eine Pfarrkirche, in welcher die Sakramente gereicht werden, sondern blos zum Predigen, für D. Hedio; allein der Bischof setzte sich hart dawider, doch verblieb es endlich dabey, bis diese Kirche im Jahr 1553 gar zu einer wirklichen Pfarrkirche gemacht wurde.

Bey Einführung des Interims den 1. Febr., ereigneten sich unangenehme Vorfälle, welche man aber der Bürgerschaft so wenig als dem Magistrat, mit Recht, zur Last legen konnte. Schon den Abend vorher wurden grobe, zottigte Pasquillen angeschlagen, welche von dem Stumpfsinn ihrer Verfasser zeugeten. Am Tage der Reinigung Mariä wurde wieder die erste Messe gehalten; das junge Volk, welches diese Art von öffentlicher Gottes-Verehrung noch nie gesehen hatte, drängte sich Schaarenweise herbey,

obgleich der Magistrat, aus kluger Vorsicht, das Läuten mit großen Glocken untersagt hatte. Die Ceremonien der Messe erweckten nur Staunen und Verwunderung bey den Zuschauern, weil sie nichts davon verstanden: als aber **Protasius Sofer** auf die Kanzel trat, und eine wahrhaftig alberne Predigt anfieng, in welcher er die Waffenrüstung eines Bärenfängers Stück für Stück hererzählte, und in der Anwendung einen Prediger der alten Religion, der in diesen ketzerischen Zeiten eben so gerüstet seyn müsse, possierlich daneben stellte, entstand ein solches Gelächter, das fast nicht zu stillen war; doch ließ sich der Redner nicht irre machen, und der Vormittag gieng ruhig vorbey.

Am Mittag um 12 Uhr sollte wiederum eine Predigt gehalten werden, um deren willen sich abermal ein großes Volk versammelt hatte. Die Obrigkeit, welche diesen Zulauf wohl vermuthete, stellte die Stadtdiener ins Münster, damit keine Unordnung vorfiele. Nun trug es sich aber zu, **daß zween Knaben einander rauften;** ein Stadtdiener mischte sich darein, und wollte den einen fangen; dieser sprang aber davon, und das Volk lief herbey, um zu sehen, was vorgefallen wäre; der Prediger läuft von der

Kanzel — die anwesenden Domherren eilen vom Lättner in die Kapitelstube; der Lärmen wurde größer, und zwar eben darum, weil niemand die wahre Ursache dieses Durcheinanderlaufens erfahren konnte. Die Städt- und Ammeister hörten nun auch in der **Prediger-Kirchen**, daß im Münster ein Auflauf entstanden seye, sie kamen eilend denselben zu stillen; finden aber alles ruhig. Nach gehöriger Untersuchung sahe man, daß ein nichtsbedeutender bübischer Streit die ganze Stadt in Angst und Unruhe versetzt hatte.

Inzwischen hatte dieser leidige Zufall gefährliche Folgen, die aber freylich noch viel trauriger würden gewesen seyn, wenn der Kayser, der seine guten Ursachen hatte, warum er mit Straßburg immer schonender als mit andern Städten handelte, sich nicht ins Mittel geschlagen, und diese Sache aufs neue zu einem gütlichen Vergleich eingeleitet hätte.

Noch an dem nämlichen Sonntag erschienen einige Stiftsherren vor dem Magistrat; klagten wie viel Spott, böse Reden und Gefahr ihres Lebens sie heute ausgestanden hätten, und daß sie, dieser Ursachen wegen, ihren Gottesdienst nicht fortsetzen könnten, sondern die Sache ihrem

Bischof vortragen müßten. Hiemit hörte die Gottes-Verehrung nach dem Interim wieder auf, und den andern Tag reiseten viele Stiftsherren nach Zabern, die Stadt zu verklagen. Der Magistrat schrieb zwar auch an den Bischof, erzählte und entschuldigte den ganzen Handel, bat, daß der Bischof mit dem Interim wollte fortfahren lassen, und erbot sich, allen Fleiß anzuwenden, daß dergleichen Auftritte nicht mehr vorkommen möchten, auch die Ruhestörer ernstlich zu strafen. Allein der Bischof antwortete sehr heftig, und warf alle Schuld auf die Prediger der Stadt, welche durch ihre bittere, hitzige und gehäßige Predigten das Volk zum Haß und Widerwillen gereitzt hätten. Es wäre ihm, dem Bischof, nur allzuwohl bekannt, daß die Prediger von Weihnachten an, bis auf den Tag, da der Anfang gemacht werden sollte, noch viel verbitterter auf den Kanzeln geschrien hätten, als vorher; obwohlen er so oft, und erst vor wenig Tagen, den Rath so dringend gebethen und ermahnt habe, dasselbe abzustellen. Er wolle nun die ganze Sache, sammt deren Grund und Ursprung, an den Kayser gelangen lassen. Der Magistrat solle nur unterdessen die unruhigen Prediger fortschicken, und die frevelhaften Reden

und Drohungen mancher Bürger bestrafen, so werde sich die ganze Sache von selbst mildern.

Durch Vermittlung des kayserlichen Reichs-Hofraths, D. Haaß, der eben in Zabern war, ließ sich der Bischof bewegen, abermal gütliche Unterhandlungen anzufangen, welche den 28. Februar in Zabern eröffnet wurden. Allein der Bischof machte immer größere Schwierigkeiten, wollte den ersten Vertrag nicht mehr halten; verlangte jetzt alle Kirchen zu Einführung des Interims, und entwarf eilf neue Artikel, welche die Stadt unmöglich bewilligen konnte. Unterdessen war der ganze Handel dem Kayser bekannt worden. Dieser schrieb von freyen Stücken an beede streitige Partheyen. Die Stadt Straßburg ermahnte er, daß sie dergleichen Unfug abschaffen, gegen die Hetzer und Stifter solcher Unruhen, es seyen gleich Prediger oder andere Bürger, mit ernstlicher Strafe verfahren, und also verschaffen sollte, daß die Geistlichen ihre Aemter ruhig verrichten könnten. Dem Bischof hingegen befahl er, das angefangene, aber nun bey vier Monaten unterlassene Werk des Interims wieder aufs neue anzufangen.

Auf diese kayserliche Erklärung kam nun ein neuer Vergleich zu Stande, in welchem die

Stadt versprach, ihren Predigern Ruhe und Friede zu gebieten — an den Stiftskirchen besondere Wachen zu halten, und in jeder Kirche eine Regiments-Person zu bestellen, um die innere Ruhe zu sichern. Unter diesen Bedingungen wurde den 24. May, als am heiligen Pfingsttage der katholische Gottesdienst wieder angefangen.

An allen diesen Verhandlungen wegen dem Interim, so weise, gerecht und heilsam dieselben an und für sich selbst waren, hatten gleichwohl die protestantischen Prediger keinen Gefallen. Nach ihren Begriffen war die Messe nichts geringers, als eine Abgötterey; und das kluge und nachgiebige Betragen der Obrigkeit nannten sie Menschenfurcht, und Mangel am Vertrauen auf Gott. Sie handelten hierinnen dem Geist jener Zeiten gemäß, nach welchem eine gewisse unduldsame Härte, strenges Urtheilen über Andersdenkende, steifes Ankleben an gewissen Meynungen, und unnütze Disputirsucht allgemein herrschend war; denn wir finden diese Flecken an den grösten Männer jener Zeit. **Melanchton** zwar machte sich dessen nicht schuldig: aber was würde aus dem so großen und heilsamen Werk der Reformation geworden seyn, wenn

wenn alle Reformators Melanchtons Karakter gehabt hätten? Ihre Herzen waren redlich, und dem, was sie als Wahrheit erkannten, eifrig ergeben; ihre Sitten waren rein und ohne Tadel, aber ihr Eifer artete oft in übertriebene Hitze aus, und überstieg die Grenzen der Bescheidenheit und einer weisen Mäßigung. Dieß ist der wahre Gesichtspunkt, aus dem wir das Betragen dieser Männer beurtheilen müssen, wenn wir gerecht und von Vorurtheilen frey, uns zu Richtern ihrer Handlungen aufwerfen wollen.

Es ist nicht zu läugnen, daß, seitdem Bucer, im Jahr 1547, von Augsburg zurücke kam, wo er das Interim unterschreiben sollte, bis auf die Stunde, da dasselbe wirklich eingeführt wurde, die Predigten dieser Männer äusserst scharf und beißend gewesen seyn. In diesen drey Jahren haben unsere Gesandten von dem Kayser und seinen Ministern, und noch öfter von dem Bischof, die bittersten Vorwürfe der Prediger halben anhören müssen. Letzterer hat sogar, um die Rechtmäßigkeit seiner oft wiederholten Klagen zu beweisen, öfters lange Auszüge aus den hier gehaltenen Predigten seinen Briefen beygefügt. Zwölfmal hatte der Magistrat die Prediger vor sich kommen lassen, und sie gebethen, daß sie

doch um der schweren und gefährlichen Zeiten willen sich nur etwas mäßigen, damit sie nicht selbst Ursache geben, daß man sie beurlauben müsse. Allein die Prediger übergaben einmal um das andere schriftliche Bedenken, darinnen sie sich erklärten: „Daß sie Gewissens halber „nicht anders lehren und predigen könnten, und „lieber ihr Amt niederlegen wollten, als sich den „Mund stopfen lassen.„ Die Unbiegsamkeit der Prediger machte dem Magistrat viele Sorge und Mühe. Er stand gleichsam allein; seine weisesten und nützlichsten Schlüsse und Verordnungen wurden von den Predigern in öffentlichen Predigten verworffen, und von dem grösten Theil der Bürgerschaft nur mit Murren und frevelhaften Reden angenommen. Die Obrigkeit war also genöthiget, die hitzigsten unter den Predigern zu entfernen, darum willigte sie so gern in die Reise der beeden Männer **Bucer** und **Fagius**, nach England, welche sie, wenn sie in Ansehung des Interims duldender gewesen wären, nimmermehr entlassen hätte. So wurde auch einem gewissen **Christoph Seelig**, Helfer bey St. Aurelien das Predigen niedergelegt, und nur noch in den Frühgebethen erlaubt. Das half aber alles nichts, die Prediger blieben ihrer Erklärung

getreu; noch kurz vor der Einführung des Interims, im Monat May, wurde in drey Kirchen gesungen: Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort, und steur des Pabsts und Türken Mord.... Das Domkapitel führte den folgenden Tag schwere Klagen gegen die beleidigende Ausfälle der Prediger. Der Magistrat schickte hierauf den 5. May, unsern **Jakob Sturm**, mit noch andern Herren, an den Konvent. Dieser hielt, seinem Auftrag gemäß, eine sehr ernstliche Rede an die versammelten Prediger. Verbot ihnen ein für allemal, bemeldtes Lied fernerhin singen zu lassen, und endigte mit folgenden Worten: „Wenn ihr euch nicht einer mehrern Bescheidenheit befleißigen wollet, so wird die Obrigkeit von dem Kayser gezwungen werden, euch allesamt fort zu schicken, wie es den Städten Augsburg, Memmingen, Ulm und dem Herzog von Wirtenberg ergangen ist, welcher letztere alle Prediger im ganzen Lande, nur zwey ausgenommen, abdanken mußte. **Wenn alsdann unsere Stadt das Evangelium, das die Obrigkeit mit so grossem Fleiß zu erhalten sucht, ganz ermangeln muß, so habt ihr es auf euerm Gewissen.** Euer Amt ist das

„Evangelium mit Sanftmuth und Liebe zu „predigen, aber nicht Zwietracht anzurichten, „und andere zu beleidigen.„ Die Antwort der Prediger ist bey den Akten nicht befindlich.

1551 und 1552.

Unterdessen hatte der Kayser das **Concilium zu Trient** wieder in den Gang gebracht, und allen protestierenden Ständen befohlen, ihre Gesandten, im Monat May, 1551 dahin zu schicken. Zugleich versprach der Kayser sicheres Geleit, und daß auch auf dem Concilio selbst alles nach dem Worte Gottes entschieden, und jedermann frey zu reden erlaubt werden sollte. Von Seiten Straßburgs reißte der berühmte Geschichtschreiber, **Johannes Sleidanus**, dahin ab; welcher das, was daselbst vorgefallen, im 23. Buch seiner Geschichte, Seite 683. selber beschrieben hat.

Während dem daß der Kayser zu **Insbruck im Tirol** den guten Fortgang des Conciliums, an dem ihm so vieles gelegen war, besorgte, reiften endlich die großen Entwürfe, welche der neue **Kurfürst**, **Moritz** von **Sachsen**, schon lange in seiner Seele wälzte. Dieser politisch große Mann hatte mit dem König in Frankreich ein enges Bündnis wider den Kayser geschlossen,

den er, dessen ungeachtet, so künstlich zu hintergehen wußte, daß ihn der letztere bis zu dem Ausbruch des Kriegs gleichwohl des grösten Zutrauens würdigte. Als nun im Anfang des Jahrs 1552 die Manifeste der verbundenen Fürsten gegen den Kayser erschienen, und die Absicht des Königs, Lothringen und Elsaß zu überfallen, bekannt wurde, konnte die Stadt Straßburg sich leicht vorstellen, daß das Ungewitter am ersten über sie losbrechen würde. Sie rüstete sich also in gröster Eile zum Krieg; nahm 5000 Mann neue Kriegsvölker in ihre Dienste, und ernannte zween Commissarien, die alles, was zur Sicherheit der Stadt erforderlich wäre, untersuchen und anzeigen sollten. Diese erkannten, daß alle Bäume, Reben, Mauern, Wände, Scheuren, Häuser und alles was die freye Aussicht hindere, oder dem Feind Vortheil verschaffen könnte, hinweg gethan werden müsse. Nun wurden Bäume und Gebäude jedermann preiß gegeben, damit nur alles je eher, je lieber der Erde gleich gemacht würde. Ein Ziegelofen, der Schieß-Rain, das Schieß-Haus, das Bleicher-Haus, der Armbrust-Schieß-Rain, die Walk- und Loh-Mühlen, die Brandtewein-Hütten, Schwein-Ställe und alle vor dem

Judenthor gelegene Gebäude, wurden abgebrochen, ohne daß die Besitzer oder Eigenthümer ein Wort dazu reden durften, weil der allgemeine Nutzen, dem Privat-Interesse einzelner Bürger, weit vorgehen muß.

Eben so eilfertig wurden von dieser Seite der Stadt neue Befestigungen angefangen, und in den folgenden Jahren fortgesetzt und vollendet. So wurde ein neuer Graben gemacht, der von St. Klara-Wörth bis vor das ehemalige Rauscher-Thörlein am Dreyzehn-Graben reichte. An diesem Graben arbeiteten, nebst der Garnison, täglich drey Zünfte frohnsweise; zusammen 2000 Mann. Gleichwohl wurde nicht viel ausgerichtet, denn die Weiber kamen mit ihren Kindern, brachten Essen und Trinken im Ueberfluß, und so ward es mehr einem Saufgelag ähnlich, als einem, zum allgemeinen Besten abzweckenden Frohndienst. Als der Magistrat diese Unordnungen bemerkte, theilte er die Arbeiten unter die Zünfte aus, daß jede wußte, was sie zu machen hätte. Nun gieng es besser, jede Zunft schlug ihre Zelten auf; eine eiferte auf die andere, und in kurzer Zeit war ein ungeheures Stück Arbeit vollendet. Diese Geschichte verewigt eine Innschrift am

äussern Thorbogen des Judenthors, welcher auch der Name des Baumeisters, **Hanß Fraweler** beygefügt ist.

Während diesen Arbeiten kam die Bottschaft nach Straßburg, daß sich der König von Frankreich der drey Bisthümer **Metz, Toul** und **Verdun** mit List bemeistert hätte. Dieses gab dem Rath und der Bürgerschaft eine große Lehre zu ihrer Warnung. Mit verdoppeltem Eifer rüstete man sich nun zu einer nachdrücklichen Gegenwehr. Was fliehen konnte, flohe nach Straßburg; auch die verwittibte Herzogin von Lothringen, des Kaysers Schwester, kam hieher; unbeschreiblich viel Lebensmittel und andere Güter brachte man zur Sicherheit in die Stadt.

Nun kamen Französische Gesandten mit einem sehr höflichen und freundlichen Schreiben an den Magistrat; in demselben rühmte der König die Freundschaft, mit welcher die Krone Frankreich seit undenklichen Zeiten der Stadt Straßburg zugethan seye; auch jetzt käme er als ein Freund und **Beschützer der teutschen Freyheit.** Er bat deswegen, daß man ihm und seinem Volk den Durchzug durch die Stadt über die Rhein-Brücke erlauben, auch Brod und andere Lebens-

mittel für seine Armee herbey schaffen möchte. Der Magistrat antwortete eben so freundschaftlich; bewilligte aber nichts, als eine bestimmte Quantität an Wein und Früchten, und dem König mit hundert Pferden den Durchzug durch ihre Stadt. Die Gesandten versetzten: dieß wäre zu spöttisch für einen König von Frankreich; sie sollten wenigstens 1000 Pferde, und ein Regiment zu Fuß zugeben; der Magistrat ließ sich aber nicht weiter ein, und schickte **Peter Sturmen, Johannes Sleidan** und **Friedrich** von **Gottesheim** an den König nach **Sarlouis**; diese entschuldigten die Stadt aufs beste; baten um Schonung für das Landvolk, bewilligten aber nichts weiter. Der König verlangte endlich nur, daß seinen Soldaten erlaubt würde, einzeln in die Stadt zu gehen, und für ihr Geld zu zehren, und daß die Bürger ihre Waaren in das französische Lager bringen, und daselbst verkaufen dürften; aber auch dieses wurde höflich abgeschlagen. Diese Aufführung der Straßburger verrückte dem König seinen ganzen Plan; er beklagte sich deswegen sehr gegen die Gesandten, daß die Straßburger so mistrauisch gegen ihn wären.

Als den 4. May die französische Armee bey **Hochfelden** gemustert wurde, näherten sich viele Franzosen der Stadt, und als sie sich immer verwegener erzeigten, schoß man auf sie, und schickte sie mit blutigen Köpfen zurücke, einige wurden auch getödtet. Der König nahm dieses sehr übel auf und drohete mit einer Belagerung, welche aber doch, theils durch Fürbitte der Schweitzer und vieler Reichsfürsten, theils weil er in seinem eigenen Lande zu thun bekam, unterblieb. Den 7. May nahm er **Hagenau** und bald hernach auch **Weissenburg** in Besitz. Allenthalben geschahe großer Schaden im ganzen Lande, mit Rauben und Morden. Zum Glück dauerte es nicht lange; denn da der **Kurfürst Moritz** von **Sachsen** durch den **Passauischen Vertrag** seinen ganzen Zweck erreicht hatte, und den König davon benachrichtigte, so durfte Letzterer, als angeblicher **Beschützer der teutschen Reichsfreyheit**, unter keinem Vorwande, die Reichslande weiter beschweren. Er zog also, wiewohl sehr ungern, mit seiner Armee wieder nach Frankreich zurücke; aber **Metz** hielt er stark besetzt.

Kaum hatten die Franzosen unser Land verlassen, als der Kayser denselben, mit einer

50,000 Mann starken Armee, und viel schwerem Geschütze, auf dem Fuße nachfolgte. Man wußte nichts von seiner Ankunft, bis einige Personen von seiner Armee an die Rheinbrücke kamen. Die Stadt schickte eilend Gesandte an den Kayser, mit Bitte, daß er doch die Stadt und das ausgezehrte Land, mit so starken Durchzügen verschonen wollte. Der Kayser, den die Gesandten in **Rastadt** antrafen, entschuldigte seine unvermuthete Ankunft damit, daß der Marggraf Albrecht alle Schiffe am ganzen Rheinstrom hätte verbrennen lassen, um ihm die Ueberfahrt zu benehmen; er müßte sich also der Brücke bedienen, damit er der Stadt **Metz** eilend zu Hülfe kommen, und sie wieder für das Reich gewinnen möchte. Anbey rühmte er die Treue, und das kluge Betragen der Straßburger, daß sie sich von den Franzosen, die doch ihn selbst schon so oft betrogen, nicht hätten berücken lassen. Er wolle es nimmermehr vergessen, was sie ihm und dem Reich für große Dienste geleistet hätten, welches ihm vorher gar anders wäre vorgebracht worden. Anbey bat er, man sollte seinem Volk gegen baare Bezahlung Brod genug verschaffen, er wollte im übrigen Sorge

tragen, daß so wenig als möglich Schade und Verdruß entstehen möge.

Den 14. September zog darauf das ganze Heer über die Rheinbrücke, und lagerte sich zwischen dieser und der Stadt; aber der Kayser blieb zu **Auenheim**, und kam erst am fünften Tag hernach, als die Armee wieder aufbrach, nach Straßburg. Am Mittag hielt er seinen Einzug mit 300 Pferden; unter seinen Begleitern sahe man auch den Bischof von Straßburg, **Eraßmus**; dieses war das erstemal, daß er die Stadt eines Besuchs würdigte. Der Magistrat empfieng den Kayser vor dem Metzger-Thor, wobey Jakob Sturm eine bündige Rede hielt, welche der Kayser mit Danksagung erwiederte. Man begleitete ihn unter Posaunen und Pauckenschall an das Münster, wo ihn die Priesterschaft empfieng. Er wohnte dem Gottesdienste bey. Hier standen über hundert Geistliche in weissen Chorhemdern, die das Te Deum laudamus anstimmten. Als er hernach wieder aufs Pferd stieg, sagte er lächelnd zu einigen Fürsten: „Sie haben ja Priester genug, was „haben sie weiter zu klagen!„ Darauf beschenkte man den Kayser mit 1000 Goldgulden, in einem goldenen Gefäß, sechs Ochsen, sechs

Fuder Wein, hundert Fürtel Habern, und zwanzig großen Fischen. Bey dieser Gelegenheit rühmte er abermal die Treue, Klugheit und Tapferkeit der Straßburger, und versprach ihnen seine Erkenntlichkeit bey vorkommenden Fällen thätig zu beweisen. Abends um 4 Uhr reißte er wieder ab, und blieb zu **Bischheim** in dem letzten Hause, wenn man gegen **Höhnheim** gehet, über Nacht.

Die Belagerung von Metz lief inzwischen sehr unglücklich ab. Der Kayser verlor bey 30,000 Mann, mußte mit Schimpf und Schaden abziehen, und die Städte **Metz, Toul** und **Verdun blieben unter französischer Herrschaft.** Die Stadt Straßburg nahm das Schicksal dieser ehemaligen Reichsstädte tief zu Herzen; sie konnte sich leicht vorstellen, daß der König von Frankreich, welcher schon lange Ansprüche an Straßburg machte, ihr jetzt noch viel mehr zusetzen würde, da ihre Lage am Rhein, ihre Größe, Festigkeit und Reichthum ihm ungemein reitzende Vortheile versprach. Sie fuhr also fort, sich gegen diesen listigen und mächtigen Nachbar in den besten Vertheidigungsstand zu setzen.

Neben dem, daß an den Festungswerkern der

Stadt, auf dieser Seite, immer fortgefahren wurde, sorgte man auch für die Sicherheit der Stadtthore. Das Auf- und Zuschliessen derselben war bis daher unsichern Leuten überlassen; Sackträger, Holzhauer und Kaufhaus-Knechte besorgten diese Arbeit, gegen eine geringe Bezahlung, und hatten die Thorschlüssel Tag und Nacht in ihren Häusern. Wie leicht konnten dergleichen arme Leute durch Bestechungen zu irgend einer Verrätherey verleitet werden! Dieserwegen wurde im Jahr 1554 dieses Amt den Bürgern übergeben. Aus jeder Zunft wurden drey der angesehensten und besten Bürger zu Thorschließern bestellt, welche die darüber gemachte Ordnung beschwören mußten, und die Schlüssel der Thore wurden dergestalt unter sie vertheilt, daß kein Bürger allein ein Thor aufschliessen konnte.

Den 30. Oktober des Jahrs 1553 erlitte Straßburg einen großen Verlust, den die ganze Stadt tief empfand, und lange nicht verschmerzen konnte. Der wahrhaftig edle Mann, Jakob Sturm von Sturmeck, den meine Leser schon aus dieser Geschichte rühmlich haben kennen gelernt, und dessen Bildnis in Lebens-Größe, auf unserer Bibliothek, die er gestiftet

hat, zu sehen ist; dieser warme und kluge Vaterlandsfreund, Vertheidiger der Freyheit, Beförderer der Wissenschaften, Liebling des Volks und der Fürsten, ein gerader, helldenkender Mann, starb an diesem Tage, in einem Alter von 63 Jahren. Lange noch wird die Nachwelt ihn preisen, und auch uns sey sein Andenken gesegnet. Siehe, hoffnungsvoller Jüngling, Sohn des Vaterlandes — so ehret noch der späteste Enkel die Asche des klugen und rechtschaffenen Mannes! Aufmunterung und Beyspiel sey auch dir, unser unvergeßlicher **Jakob Sturm.** Siehe hier sein ehrwürdiges Bildnis.

Ein nicht weniger merkwürdiger Mann, **Johannes Sleidanus**, ein Rechtsgelehrter, der eben durch obigen **Jakob Sturm** von Paris nach Straßburg berufen worden, und unter seiner Leitung jenes schätzbare Buch, **von den welt- und geistlichen Händeln** während der Reformation vom 31. Oktober 1517 an, bis den nemlichen Datum 1556 beschrieben hat, starb in eben dem Jahr, da sich seine Geschichte endet, am 31. Oktober.

Auch Kayser Carl V. beschloß seine unruhige irdische Laufbahn im Jahr 1558, den 21. Sept.

im 59 Jahr seines Alters, nachdem er schon zwey Jahre vorher das Kayserthum seinem Bruder **Ferdinand**, und die Erbländer seinem Sohn, **Philippus**, übergeben hatte.

Großes Unglück durch Schießpulver.

Was eine kleine Unvorsichtigkeit oft für grosses Unglück anrichte, beweiset nachfolgende Begebenheit. Im Jahr 1558, während der jährlichen Kaufmanns-Messe kaufte ein Fremder eine **Tonne Schieß-Pulver**; in seinem Logis, bey einem **Sporer auf der Schind-Brücke**, neben dem **Barbier-Haus**, wollte er die Stärke desselben versuchen; allein die Gewalt des Pulvers schlug ihm die Kohle aus der Hand in die Tonne, diese sprengt des Sporers Haus mit einem entsetzlichen Knall in die Luft, zerschmetterte die zwey daneben gestandene Häuser; Steine und Balken wurden über das Wasser weit umher geschleudert, und gegen 30 Personen verloren dabey das Leben.

1559.

Mit diesem Jahr gieng der zehnjährige Schutz zu Ende, den der Magistrat, bey Einführung des Interims, den Geistlichen des Bischofs bewilliget hatte. Während dieser Zeit hatte sich die Lage der Sachen sehr verändert; der

Passauische Vertrag, und der im Jahr 1555 darauf erfolgte Religions-Friede hatte den Protestanten ihre Rechte und Freyheiten zugesichert. Der Schutz, den man den Stiftern geben mußte, war, wegen den besondern Wachten, für die Stadt sehr beschwerlich, und die Lebensart der Geistlichen, die noch immer öffentlich ihre Konkubinen unterhielten, ein großes Aergernis für die Jugend; die Bürgerschaft und ihre Prediger bestürmten zugleich den Rath mit ihrem ungestümmen Anhalten, ihnen ihre Kirchen wieder zu verschaffen: als nun der Bischof aufs neue um diesen Schutz für die Stifter anhalten ließ, schlug es der Magistrat aus obigen Gründen ganz bescheiden ab.

Dieses gab zu weitläufigen Streitigkeiten und Unterhandlungen zwischen dem Bischof und der Stadt Gelegenheit. Endlich wurde durch Vermittelung des Pfalzgrafen, des Herzogs von Wirtenberg, und des Marggrafen von Baden, die Sache dahin verglichen: Daß die Stadt den Stifts-Herren ihre Gefälle und Einkünfte lassen, und ihre Personen und Güter, ausser dem Gottesdienst, gegen ein gewisses Schirmgeld, schützen sollte. Dieser

Vertrag

Vertrag kam aber erst zu Stande, als die Geistlichen die gottesdienstlichen Handlungen schon eingestellt, und die Kirchen verlassen hatten. Daß sie dieses thun würden, wußte man vorher, weil einige schon von ihren Gemeinen Abschied genommen, und andere es zu thun versprochen hatten. Ein am 19. November entstandener abermaliger Tumult im Münster gab indessen diesen Herren eine erwünschte Gelegenheit an die Hand, ihren schon gefaßten Entschluß, unter einem guten Vorwand, ins Werk zu setzen.

Einige Knaben hatten sich auf dem Fronhof mit Schneeballen werfen belustiget, und einander bis ins Münster hinein verfolgt; darüber entstand ein Lärmen, der jedoch ohne jemands Beleidigung oder Schaden bald vorüber war. Die Geistlichen hingegen liefen aus dem Chor, und stellten von nun an alle gottesdienstlichen Verrichtungen ein. Ein gleiches thaten auch die Stifter Alt- und Jung St. Peter, obschon bey ihnen nichts dergleichen vorgefallen war. Nun standen diese Kirchen eine geraume Zeit leer, und wurden sehr verunreiniget; und obgleich die Prediger der Stadt und die Bürgerschaft verlangten, daß man sie den Evangelischen wieder

einräumen sollte, so hat doch der Magistrat, aus guten Gründen, die Besitznehmung derselben noch länger aufgeschoben.

Begebenheiten der Jahre 1560 bis 1570.

Die Kirche zum Alten St. Peter wurde der dasigen Gemeine, am 20. März 1560, auf ihr Ansuchen wieder zugesprochen, weil dieselbe nicht dem Stift, sondern der Gemeine zugehörte und ihre eigene Fabricke hat. Darauf hielt der alte Pfarrer, **Theobald Schwarz**, den man Alters halben auf die Kanzel tragen mußte, am Sonntag Lätare wieder die erste Predigt daselbst.

Im folgenden Jahr 1561 wurden auch die beeden andern Kirchen, welche, seitdem sie leer gestanden, sehr misbraucht worden sind, den 17. May, den Evangelischen wieder eingeräumt; dagegen aber die Prediger-Kirche zugeschlossen.

Um diese Zeit fieng der leidige Streit, wegen dem **Nachtmahl** und der Lehre von **der Gnaden-Wahl** wieder an, und wurde mit einer solchen Hitze und Bitterkeit geführet, welche den geistlichen Kämpfern keine Ehre, aber der Religion selbst großen Schaden brachte. Die Stadt Straßburg hatte nemlich der Confession

der vier Städte niemals förmlich entsagt, sondern derselben blos eine solche Erklärung gegeben, welche dem Sinn der Augsburgischen Confession gemäß war; daher fand dieselbe unter den Gelehrten noch viele Anhänger, sie lebten aber mit den andern in brüderlichem Vertrauen, ob sie gleich im Artickel vom Nachtmahl des Herrn, ein wenig anders dachten. So wurde selbst **Kalvin**, nach der Annahme der Augsburgischen Confession, als öffentlicher Lehrer an unserer Schule bestellt, und der beständige Rektor, **Johannes Sturm**, war auch immer dem Bekenntnis der vier Städte geneigt. Aber im Jahr 1561 brach zwischen D. **Marbach**, einem ehmaligen Tischgenossen Luthers, nebst den andern Kirchendienern, an dem einen, und den Professoren der Schule, **Zanchius** und **Johannes Sturm**, am andern Theil, ein heftiger Streit aus, der zwey Jahre dauerte, und gefährliche Folgen fürchten ließ. Endlich bat der Magistrat die umliegenden Fürsten und Städte, daß sie geistliche und weltliche Gesandten, als Mittelspersonen nach Straßburg senden möchten, um einen gütlichen Vergleich befördern zu helfen, welcher auch den 18. März 1563 glücklich zu Stande kam. Es wurde nemlich eine

Formula Konkordiä (Lehrform zur Einigkeit) aufgesetzt, und von beeden Theilen unterschrieben, nach welcher in den Straßburgischen Kirchen und Schulen gelehrt werden sollte. Da der Französische Prediger diese Formula Konkordiä nicht unterschreiben wollte, vielmehr des Sakraments halben, heftig gegen die Prediger der Stadt loszog, wurde den 17. August die Kirche bey St. Andreas geschlossen. Die Französisch-reformirte Gemeine versammelte sich hierauf hie und da in den Häusern, welches aber zuletzt auch verboten wurde.

Ich eile diesen weitläufigen Buchstabenstreit, der im Jahr 1581 noch einmal mit Heftigkeit ausgebrochen ist, so viel möglich abzukürzen. Gelobet sey Gott, daß diese kraft- und geistlose Buchstäbeley täglich mehr abnimmt, und das beständige Reiben und Drucken der verschiedenen Religionspartheyen auf- und gegen einander, durch unsere herrliche Konstitution aufgehoben, und durch die allgemeine Gleichheit und Freyheit gegenseitige Liebe, Eintracht, und Zutrauen gegründet ist, und immer besser und allgemeiner hergestellt werden wird.

Gewissens-Freyheit — Brudersinn —
Das sind nun Reichs-Gesetze!

1563.

Eine allgemeine Theurung drückte in diesem Jahr Frankreich und Teutschland; der Magistrat von Straßburg taxirte das Getraide, da kam gar keines mehr auf den Markt; der Preiß desselben stieg bis auf 4 fl. Der Hunger trieb abermal so viele Fremde zu uns, daß die Elende-Herberge sie nicht alle fassen konnte. Aus Frankreich kamen 1,500 Arme, die sich den ganzen Sommer hier aufhielten. Man gab ihnen Arbeit an den Festungswerkern; schlug hinter der Mauer, vom Wasser bis an das Weisthurnthor lange Hütten auf, und speiste sie mit Brod, Fleisch und Gemüse von dem Stift St. Marx. In dem darauf folgenden Winter riß eine ansteckende Seuche 1559 Personen ins Grab. In dem folgenden Jahr, 1564, vermehrte sich die Noth; den 7. May kam ein großer Hagel, und darauf ein so starker Reiffen, daß Wein und Feldfrüchte großen Schaden litten; die Theurung hielt also an; noch immer galt ein Fürtel Waitzen 4 fl. Im Julius kam auch die Seuche wieder. Anfangs starben lauter Jungfrauen; in einer Wochen wurden 25 zu Grabe getragen, und kein anderer Mensch. Dadurch kam eine große Furcht unter das schöne Geschlecht, und

die Jünglinge fiengen an zu sorgen, daß es künftig an Gattinnen und Müttern, die die Nachwelt fortpflanzen sollten, fehlen möchte. Allein im Herbst griff der Tod alle Alter und Geschlechter an. Oft starben in einer Wochen 400, und in allem 4318 Personen.

Unter diesen schweren Umständen stellte die Obrigkeit besondere Gebethe an; schafte das unordentliche Sauffen, Fressen, Spielen und Tanzen ab, und verbot auch den Stiftsherren und Pfaffen ihre Konkubinen bey schwerer Strafe. Allein diese letztern brauchten böse Worte, und behielten, der Obrigkeit zu Troz, ihre Köchinnen bey sich. Der Magistrat zeigte ihnen aber den Ernst, und nahm den 10. August den Dechant von Jung St. Peter, Hanß Mutschler, den von Haßlach, Jakob Hämmerle, und noch einige andere Stiftsherren mit ihren Huren gefangen; die Letztern wurden aus der Stadt verwiesen, und die Geistlichen, nach erlegter Strafe, des Arrests entlassen; aber sie verließen Straßburg, und zogen ihren Konkubinen nach, auf Haßlach *).

So verstrich dieses Angst-Jahr, und schon tröstete man sich der künftigen Erndte: aber das

*) Wenkers und Trauschens geschriebene Chronik bey diesem Jahrgang.

Ende der Noth war noch nicht da! Mit dem Anfang des Jahrs

1 5 6 5

kam eine fürchterliche Kälte; mit geladenen Wägen fuhr man über den gefrornen Rhein; den 18. und 19. Februar fiel ein sieben Schuh tiefer Schnee, und den 24. trat wieder große Kälte ein: aber den 3. März kam ein warmer Regen, und der große Schnee gieng plötzlich fort. Nun schwollen die Wasser zu einer seltenen Höhe. Vor dem Metzgerthor fuhr man mit Schiffen über die Dielenwände hin; kaum ragten an manchen Orten die Gipfel der Bäume noch aus dem Wasser hervor. Ein Schiffer fieng zween lebendige Haasen auf einem Baume. Nach Ablauf des Wassers waren alle Felder mit Sand und Steinen bedeckt; die ganze Wintersaat verderbt; alle Reben und Nußbäume erfroren. Die Noth stieg aufs höchste; gleichwohl kamen wieder 1200 fremde Gäste aus Frankreich, die man bis zu der Erndte 1566 gerade so, wie bey dem Jahr 1563 erzählt worden ist, versorgte.

1 5 6 6.

Im Monat May legte man den Grund zu der neuen Kanzley, am Eck der langen Straße,

wo in unsern Tagen das Ohmgeld bezahlt wurde; denn die alte Kanzley stand noch immer auf dem Frohnhof. So hatte die Stadt auch die jetzige Rheinbrücke zu bauen angefangen. Im ersten Bande, Seite 285. habe ich schon gesagt, daß die erste Brücke weiter oben, gegen Hundsfelden, gestanden seye. Die neue war bald fertig, als die tobenden Fluthen den 14. Juni in der Nacht um 2 Uhr, 9 Joche von der alten Brücke losrissen, und sie mit solcher Gewalt an die neue antrieben, daß von dieser nur noch 3 Joche stehen blieben. Wegen der nahen Messe mußte man unterdessen Wagen und Rosse auf Schiffen hin und her führen.

In diesem Jahr hielt Kayser Maximilian II. einen Reichstag zu Augsburg. Er verlangte Hülfe gegen die Türken; sie wurde auch bewilliget; Straßburg schickte für sich 500 Mann zu Fuß und 100 zu Pferd. Bey dieser Gelegenheit suchte die Stadt Straßburg bey dem Kayser an, daß er ihre Schule zu einer Akademie erheben möchte. Dieses Begehren wurde von dem Kayser alsbald bewilliget, das Privilegium ausgefertiget und besiegelt, und darauf den 1. May die feyerliche

Einweihung und Einrichtung der neuen Akademie vorgenommen.

Unsere Gelehrten hatten sich durch ihre Geschicklichkeit, Fleiß und Eifer schon lange einen großen Ruhm erworben; daher kamen ungemein viele fremde Studenten aus allen Gegenden zu uns; unter diesen waren auch viele unvermögende Jünglinge, die sich ihren Unterhalt des Nachts, mit Singen vor den Thüren, erwerben mußten. Derowegen wurde im Jahr 1564 die Verordnung gemacht, daß diese Art von Betteley abgeschaft, hingegen 100 armen Schülern, von dem Stift St. Marx, jedem wöchentlich sechs Brodte und sechs Kreuzer gereicht werden sollten. Diese Unkosten zu bestreiten, wurden Opfer-Stöcke in allen Kirchen aufgestellt, und in einem besondern Klingel-Beutel in allen Predigten, auch bey Kindtaufen und Hochzeiten für sie gesammelt, wie es noch bis auf den heutigen Tag geschiehet.

Auf eben diesem Reichstage liessen sich die **Nonnen** des Klosters, **Klaus in Undis** einfallen, die Stadt bey dem Kayser zu verklagen, daß sie in die Rechte ihres Klosters Eingriffe thue, indem sie in ihrem Bezirk Handmühlen aufstelle, und Holz in ihren Hof lege. Der

Kayser gab diese Klagschrift den Straßburgischen Gesandten, und diese überlieferten sie dem Rath. Die Obrigkeit schickte hierauf einige Deputirte in das Kloster, welche den Nonnen die Klagschrift vorwiesen, ihnen ihr gehäßiges und feindseliges Betragen zu Gemüth führten, und dabey bedeuteten, daß zwar der Magistrat keine Weitläufigkeiten machen wollte, weil es nur Weiberwerk wäre, doch sollten sie für ihre Unklugheit 200 fl. Geld, und 400 Fürtel Waitzen Strafe erlegen, damit sie künftig klüger und aufrichtiger zu Werke giengen.

1567.

Der, die Geschichte von Frankreich schändende **Hugenotten-Krieg**, der in diesen und den folgenden Jahren so schröcklich wüthete, hatte auch auf unsere Vaterstadt Einfluß, und nöthigte sie, sich in eine gute Verfassung zu setzen. Ungemein viele Fremde, denen man nicht trauen durfte, zogen in und durch unsere Stadt; immer waren Kriegsvölker in unserer Nähe, und der König stand mit seiner Armee bey Metz, die teutschen Hülfsvölker der Hugenotten abzuhalten, daß sie nicht in seine Lande einfallen könnten. Straßburg rüstete sich also abermal zum Krieg, wiewohl es diesmal keine Gefahr

hatte. Bey dieser Gelegenheit kaufte der Magistrat alle die Häuser, welche an der Mauer, von dem Weisthurnthor bis zu dem Einfluß des Wassers in die Stadt, standen; sie wurden alle abgebrochen, und der Wall daselbst aufgeschüttet, zu dem man die Erde von den Aeckern vor dem Weissenthurn herbey führte, welche dadurch um 7 Schuhe niedriger gemacht worden sind. Ungemein viel römische Alterthümer fand man während dieser Arbeit.

1568.

Im Breuschthal lag ein Hauffe frisch angeworbener Völker von 1,800 Mann, welcher daselbst auf die übrigen teutschen Hülfsvölker wartete, um den Prinzen Conde zu unterstützen. Während ihrem Aufenthalt plünderten sie die Klöster Haslach und St. Quirin, nebst der Kirche zu Schirmeck. Unvermuthet kamen 3000 Mann von der königlichen Armee, aus Lothringen, und überfielen sie den 12. November an der Brücke vor Schirmeck, auf der Wiese. Ein dicker Nebel begünstigte den Angriff der königlichen Völker; die andern wehrten sich tapfer, mußten aber gleichwohl der Uebermacht weichen, und wurden zerstreut. Von beyden Theilen blieben 300 auf dem Schlachtfeld todt.

Auf der Flucht mischten sich auch die Bauern in diesen Streit, behandelten aber beede Partheyen als ihre Feinde, und tödteten viele. Die **Steinthäler Bauern** erbeuteten einen Fahnen der Hugenotten, und eine schöne polirte Sturmhaube von feinem Stahl. Letztere verkauften sie in Schlettstadt für zwey Kronenthaler, hernach wurde sie um 80 ausgelößt, soll aber ihrem wahren Werth nach auf 1000 Kronen geschätzt worden seyn.

Im Nov. 1568 kaufte die Stadt Straßburg von dem Freyherrn **Friedrich** von **Ziegler** die andere Hälfte der **Herrschaft Barr**, mit allen ihren herrschaftlichen Rechten, Waldungen und Gefällen, unter der Bedingung, daß er und seine Gemahlin lebenslang in dem Schloß zu Barr bleiben und wohnen dürfen, und seinem Sohn das Auslösungsrecht vorbehalten bliebe. Die erste Hälfte hatte die Stadt zwey Jahre vorher seinem Bruder **Marx Ziegler** abgekauft. Der ganze Kaufschilling war 96,000 Gulden.

1 5 6 9.

Nachdeme Bischof Eraßmus 27 Jahr das Bisthum verwaltet hatte, starb er den 29. November 1568, in Zabern.

Darauf erwählten die Domherren einen neuen Bischof, **Johannes**, Graf von **Manderscheid.** Nachdeme alle Festlichkeiten vorüber waren, und der Bischof bald abreisen wollte, verlangte der Magistrat, daß er, wie alle seine Vorfahren, der **Stadt schwören** sollte; allein er weigerte sich dessen, und zog fort, welches die Stadt als ein Zeichen einer bösen Gesinnung gegen sie ansahe, wie es denn auch wirklich war.

Begebenheiten der Jahre von 1570, bis 1580.

Die Geistlichkeit und das Volk fanden indessen auch bald Ursachen genug, über den neuen Bischof misvergnügt zu seyn. Nachdeme derselbe von Rom wieder zurücke kam, wo er für die päbstliche Bestätigung dreyßig tausend Gulden bezahlt hatte, legte er eine starke Auflage auf das Volk; zugleich ließ er auf allen Kanzeln verkündigen, daß ihm der Pabst das Recht geschenkt hätte, alle und jede leer gewordene Pfründen zu besetzen; ingleichem daß er der einzige Erbe aller verstorbenen Geistlichen seyn wolle; endlich befahl er auch allen Priestern bey schwerer Strafe, ihre Konkubinen abzuschaffen. Dadurch entstand eine große

Gährung; er aber fragte nichts darnach; sein Fiskal reißte beständig im Lande herum, trieb die Auflagen ein, und nöthigte die Geistlichen den bischöflichen Befehl zu erfüllen. Einige erkauften sich die Erlaubnis, ihre Konkubinen noch ein Jahr behalten zu dürfen, mit großem Gelde, andere hingegen zogen ausser Land, und verließen eher ihre Pfründen, als ihre Konkubinen.

1 5 7 2.

In der Mitte dieses Jahrs kam des **Bischofs Mutter** über Straßburg nach Zabern, ihren Sohn zu besuchen. Sie war eine **Gräfin** von **Wied** und Evangelischer Religion. Der Bischof empfieng sie mit kindlicher Zärtlichkeit; und als sie nach einem kurzen Aufenthalt krank wurde, und einen Evangelischen Geistlichen verlangte, schrieb er eilend an den Grafen **Philipp** in **Buchsweiler** um einen Prediger; dieser schickte ihm den **Pfarrer** von **Pfaffenhofen**, einen gelehrten und bescheidenen Mann, welcher ihr, in Gegenwart des Bischofs, das heilige Abendmahl reichte, und sie mit dem Evangelio tröstete. Sie starb auch bald darauf unter seinem Zuspruch und Gebeth. Die Leiche ließ **Bischof Johannes** nach **Mander-**

scheid führen, und neben seinen Vater begraben. Den Pfarrer von Pfaffenhofen wollte er reichlich begaben, er nahm aber nichts an. Man siehet hieraus, daß Bischof Johannes in Ansehung der Religion sehr gründlich und billig dachte, wenn anders sein Interesse nichts dabey verlieren durfte. Er war überhaupt ein Mann, der mit einer ziemlichen Gelehrsamkeit auch manche gute Eigenschaften verband. Seine angenehmste Beschäftigung war, die alten Schriften zu durchlesen, und verjährte Gerechtigkeiten aufzusuchen; er saß am liebsten allein auf seinem Zimmer, und nur an Fasttagen oder wenn Fremde bey ihm waren, aß er in Gesellschaft; das Gelübde der Keuschheit hielt er unverbrüchlich; am Jagen und Spielen hatte er keine Freude, und an seinem Hofe gieng es ernstlich zu.

1573.

Die Stadt Straßburg hatte inzwischen mit diesem Bischof einen schweren Stand. Er wollte durchaus der Stadt nicht schwören, obgleich der Magistrat den Eid, den er dem Bischof schuldig war, alle Jahr vor Notarien und Zeugen ablegte, und ihn oft ermahnen ließ ein gleiches zu thun. Endlich aber brach

bey folgender Gelegenheit zwischen der Stadt und dem Bischof ein großer Rechtshandel aus, der sich erst im Jahr 1578 endete. Einige Kaufleute machten einen Bankerott von mehr als hundertmal tausend Gulden; unter diesen war Philipp Ingold dem Bischof 10000 fl. schuldig. Dafür machte sich dieser eigenmächtig bezahlt, und nahm das Schloß Bischen bey Rosheim, welches diesem Ingold gehörte, sammt allen Gütern in Besitz; ließ auch alle Gülten und Zinse im Bisthum verarrestiren. Dieß konnte die Stadt nicht zugeben, und weil der Bischof guten Vorstellungen kein Gehör gab, nahm sie ihm das Schloß mit Gewalt wieder weg; darauf klagte der Bischof bey dem Reichskammergericht, gewann aber nichts; ja, auf die Gegenklage der Stadt ward ihm sogar im Namen des Reichs befohlen, der Stadt den schuldigen Eid zu leisten. Er weigerte sich aber gleichwohl, und verlangte eine Kayserliche Kommission, welche seine Rechte und Forderungen an die Stadt untersuchen sollte. Diese kam auch wirklich, im Jahr 1575 nach Straßburg, und der Bischof legte ihr in 70 Artickeln alle die eingebildeten Rechte vor, welche schon Heinrich von Geroldseck

und

und Friedrich von Blankenheim zu haben vermeinten. Die Stadt zeigte darauf ihre wohl verwahrten Privilegien von den Fränkischen Königen, Römischen Kaysern und Päbsten, ihre Verträge und Friedensschlüsse mit den Bischöffen vor, und der Bischof erhielt von 70 Forderungen keine einzige; die Kayserliche Kommissarien bestätigten der Stadt Rechte, und ermahnten den Bischof ihr den Eid zu schwören.

Weil aber der Bischof sich noch immer sträubte, und gegen Straßburg feindselig handelte, schickte die Stadt im Jahr 1576, eine Protestation an den Kayser und an das Domkapitel, in welcher sie sagte: Weil der Bischof trachte sie um ihre Rechte und Freyheiten zu bringen — seinen Unterthanen verbiete Lebensmittel in die Stadt zu führen — der Bürger Eigenthum auf dem Land mit Arrest belege — und alle kayserliche und reichskräftige Urtheile verachte — so müßte sie nun selbst sich zu helfen suchen, damit sie nicht in ewige Dienstbarkeit verstrickt würde. Zugleich wurde beschlossen, den Bischof entweder gefangen zu nehmen, oder aus dem Lande zu vertreiben.

Das Domkapitel hatte sich während dieses Streits sehr friedfertig betragen, und alle Jahr seinen Eid geleistet. Als nun der Bischof auf den Schwörtag, 1577 abermal keine Gesandten schickte, wollte der Magistrat eilend und in aller Stille den Bischof zu Zabern gefangen nehmen lassen. Da es aber das Kapitel erfuhr, bat es um Aufschub, und versprach die Sache in Güte zu vermitteln. Die Erzbischöffe von Kölln, Maynz und Trier schrieben ebenfalls an den Magistrat, daß er mit Thätlichkeiten inne halten sollte, so wollten sie den Bischof zu bewegen suchen, der Stadt den schuldigen Eid zu erstatten. Nach langen Unterhandlungen willigte er endlich ein, und schrieb den 1. November 1578 in ganz freundlichen Ausdrücken an den Magistrat, daß er von nun an der Stadt guter Freund seyn, und auch den verlangten Eid leisten wolle; der Rath möchte nur auf den 9. dieses Monats Gesandte nach Zabern schicken, welche denselben von ihm empfiengen.

Auf den bestimmten Tag reißten sechs der vornehmsten Herren der Stadt, von 12 Soldnern begleitet, nach Zabern; wurden daselbst fürstlich empfangen, und der Bischof schwur den

Eid mit aufgelegter Hand auf die Brust, dessen wesentlicher Inhalt also lautete:

„Wir **Johannes**, von Gottes Gnaden, „Bischof zu Straßburg, und Landgraf im „Elsaß, — und wir **Gebhard** von Gottes „Gnaden erwählter Erzbischof von **Kölln**, „und Kurfürst, auch **Domdechant** zu Straß„burg, thun kund allen die diesen Brief lesen „oder hören, daß von Alters und von un„denklichen Jahren her ein jeder Bischof zu „Straßburg der da erkosen, und von unserm „heiligen Vater dem Pabst bestätiget ist, „schwören soll zu Gott und allen Heiligen, mit „aufgelegter Hand auf seinem Herzen, **daß „wir die Stadt Straßburg, ihre Bürger „und die Ihrigen wollen lassen bleiben „bey allen ihren alten und auch jetzigen „Gerechtigkeiten, Freyheiten, Herkommen „und Gewohnheiten so sie haben; diesel„ben zu mehren, nicht zu mindern, wie „dieß also geschrieben stehet.**„ . . . . . Bald nach dieser Handlung kam er ganz unvermuthet nach Straßburg, lud den Magistrat zu Gaste, und versicherte denselben seiner aufrichtigen Freundschaft.

1576.

Um die Jugend an kriegerische Auftritte zu gewöhnen, und die Bürgerschaft im Gebrauch der Feuergewehre zu üben, waren in Straßburg so wie auch in andern Reichsstädten, Schützengesellschaften errichtet, die sich im Schießen nach einem bestimmten Ziele einander zu übertreffen strebten; dieses geschahe entweder mit Kanonen oder mit kleinem Feuergewehr, und mit Pfeilen. Den Eifer in dieser, leider so nöthigen Kunst noch mehr anzuspornen, stellte der Magistrat öfters **Lustschießen** an, setzte ansehnliche **Prämien** aus, und lud auch fremde Schützengesellschaften, ja wohl Fürsten und Herren zu dergleichen Bürgerfesten ein. In unserer Vaterstadt geschahe es sehr oft, und eben in diesem Jahr wurde eines der vornehmsten Lustschießen bey uns gehalten.

Zu demselben kamen viele vornehme Herren; insonderheit zeichneten sich zwo **Schweitzer-Gesellschaften** aus, die eine von **Basel**, die andere von **Zürch**; die Glieder der ersten waren alle weis gekleidet, mit schwarz sammetnen Kollern, und brachten sechs lebendige Salmen und ein großes Reh, mit einem schwarz

sammetnen Halsband, zum Ehren-Geschenke mit. Die von **Zürch** waren in Karmesinroth gekleidet, mit schwarzen Kollern. Diese brachten einen ehernen Topf, 140 Pfund schwer, mit gekochtem **Hirsbrei**, den sie vor ihrer Abreise in Zürch hatten kochen lassen, noch warm auf des Ammeisters Tafel. Warum sie dieses so eingerichtet, gaben sie folgende Erklärung: „Wenn ihre guten Freunde, „die Straßburger, sollten in Noth gerathen, „so wollten sie ihnen so schnell zu Hülfe ei„len, daß sie die in Zürch gekochte Speisen „noch warm zu ihnen brächten.„ Beyde Gesellschaften kamen mit Musik den Rhein herab, und Straßburg empfieng sie mit grossen Ehren.

Vier Wochen lang dauerte diese Bürgerfreude; während dieser Zeit sahe es auf dem **Schießrain** wie in einem Lustlager aus; da stand ein Zelt an dem andern; in diesem fand man Erfrischungen aller Arten, in jenem mancherley Näschereyen; hier war Musik und Tanz, dort ergötzende Spiele. Auch ein **Glückshafen** war da, aus welchem ein armes Dienstmädgen das gröste Loos heraus hob, welches in hundert Thalern bestand; da hingegen der Pfalzgraf,

Kasimir 1100 Numern kaufte, und nichts dafür gewann. Die Einlage war für jede Nummer ein Schilling.

Für die Prämien der besten Schützen hatte die Stadt eigene Denkmünzen, nach dem Werth eines Thalers, in Silber prägen lassen; auf der einen Seite waren zwey Flinten über einander geschränkt, auf einigen aber ein Armbrust, auf der andern hielten zween Löwen das Wappen der Stadt Straßburg. Hundert solche Silberstücke waren dem besten Schuß mit dem Feuergewehr, und eben so viel dem treffenden Pfeile, der von der Armbrüst nach dem Mittelpunkt der Scheibe flog, zuerkannt; der zweyte Preiß, für beyde Arten der Schützen, war neunzig, der dritte achtzig, und so weiter, bis auf zehn Thaler. Den besten Schuß mit der Armbrust that ein Bürger von Straßburg, **David Geiger**, und mit der Flinte ein **armer** Wirtenbergischer **Bauer**.

Am letzten Tage führten junge Knaben, alle zierlich in die Stadtfarben gekleidet, einen künstlich gemachten Elephanten, der einen Thurn trug, auf welchem die Fähnlein weheten, welche den gekrönten Schützen ausgetheilt werden

sollten, aus der Stadt auf den Schießrain. Ihnen folgte ein prächtiger Triumphwagen, von niedlich gekleideten Straßburger Jungfern begleitet, die Sieger von dem Kampfplatz abzuholen. Die Preiße erhielten diese Ueberwinder, wie es scheint, auch aus den Händen der Straßburgischen Amazoninnen, und dann gieng der festliche Zug, unter fröhlicher Musik, und dem Donner der Kanonen, wieder in die Stadt.

Solche, dem Karakter eines freyen Volks angemessene, und dem Jüngling Muth einflösende Bürgerfeste wurden in unserer Vaterstadt alle 10 oder 15 Jahre erneuert, und trugen gewiß vieles zu dem Kriegsglück der alten Straßburger bey. Vielleicht wünschen manche meiner Mitbürger, daß auch in unsern Tagen dergleichen **Bürgerfeste** wieder eingeführt werden möchten.

Daniel Speckle, der Stadt Bau-Meister 1577.

Es ist Zeit, daß ich meinen Lesern auch die Geschichte eines Mannes erzähle, dessen Ruhm bey seinen Zeitgenossen die Ehre Straßburgs, wo er geboren und erzogen worden ist, erhöhete, ich meyne **Daniel Speckle**, dessen

Bildnis ich meinen Lesern hier mittheile. Seine Geburt fällt in das Jahr 1536; seine Herkunft bestimmte ihn zu einem Handwerk, aber sein wirkender Geist fühlte schon frühe einen heimlichen Zug nach höhern Kenntnissen. Er hatte das **Formenschneiden** und **Seidensticken** erlernt; auf dieser Kunst machte er große Reisen durch Teutschland, Schweden, Preußen, Polen, Ungarn, Siebenbürgen und viele andere Länder. Endlich kam er nach **Wien; Solizer**, des Kaysers Baumeister, der die Kenntnisse, die **Speckle** auf seinen Reisen gesammelt hatte, zu schätzen wußte, that ihm allen den Vorschub, den seine Wißbegierde verlangen konnte. Hier entwickelte sich sein großer Geist; seine vorzügliche Geschicklichkeit machte selbst den Kayser so aufmerksam auf ihn, daß er ihn zum **Aufseher** der kayserlichen **Kunstkammer** bestellte. Nun war unser **Speckle** an dem rechten Platz. Aus diesen Schätzen der Kunst bereicherte er seine Kenntnisse in der **Kriegs-Baukunst**, und bildete sich zu dem grösten Meister seiner Zeit, in diesem Fache. Fünf Jahre lang stand er der östreichischen Kunstkammer vor. Nach diesem wurde er von vielen Fürsten und

Jüngling! diene dem Vaterland
wie Speckel;
So bist du unsterblich, wie er!

Städten bald da, bald dorthin berufen, und in Bausachen um Rath gefragt. Er befestigte **Ulm**, **Basel**, **Colmar**, **Schlettstadt**, **Hagenau** und andere mehr; selbst das unüberwindliche **Gibraltar** dankt ihm die Anlage seiner Festungswerker.

Im Jahr 1574 kam der berühmte Mann wieder in seine Vaterstadt, und fieng, zu jedermanns Verwunderung, wieder an, auf seiner Profession zu arbeiten; aber noch im nemlichen Jahr erhielt er von dem König Ferdinand den Auftrag, eine **Karte** von Elsaß zu entwerfen. Er that es, trieb aber dieses wichtige Geschäfte nur als eine Nebensache; in drey Jahren wurde sie fertig; sie fand allen den Beyfall, den sie verdiente; wir haben sie noch, und noch ist sie die beste Karte vom Elsaß, die wir haben. Im Jahr 1575, als wegen einigen Festungen in Ungarn berathschlagt werden sollte, nahm ihn der berühmte kayserliche General, **Lazarus** von **Schwendi** mit sich nach Regensburg; 1576 wurde er von Herzog Albrecht in Bayern als Baumeister angenommen. Weil aber Straßburg einen so nützlichen Mann nicht gerne in fremden Diensten sahe, so trug ihm der Magistrat die Stelle eines **Städt-Baumeisters**

auf, mit 250 fl. Besoldung, freye Wohnung, nebst 6 Klafter Holz und 1000 Wellen. Er nahm sie an; und verwaltete dieses Amt bis ins Jahr 1589 mit vielem Ruhme. Gleichwohl bedienten sich fremde Staaten noch immer seines Beystandes.

Seine noch übrige Zeit brachte unser **Daniel** Speckle mit neuen Entwürfen, und Niederschreibung ächter **Grundsätze der Kriegsbaukunst**, zu. Seine **Architektura** war das erste teutsche Buch dieser Art; und wurde im Jahr 1589 gedruckt. Kenner behaupten, daß die **Grundsätze der Befestigungskunst**, welche unser Speckle in diesem Buch angiebt, in unsern neuesten Schriften blos wiederholt und ausgedehnt seyen. Ferner haben wir von ihm **Beyträge zu der Geschichte Straßburgs**; sie sind noch nie gedruckt worden; enthalten zwey Bände in Folio von seiner eigenen Hand geschrieben, welche auf dem **Archiv** befindlich sind. In dem großen **Kanzley-Brande** ist dieses schätzbare Manuscript, zwar von den Flammen berührt, aber nicht verderbt worden; und bey der boshaften **Plünderung unsers Gemeinhauses**, 1789, entgieng es glücklicher Weise den frevelhaften Händen des muthwilligen Pöbels.

Der fleißige und geschickte Silbermann hat vieles davon abgeschrieben, und bey dieser Vaterländischen Geschichte ist dieses Manuscript auch oft benutzt worden.

Auf dem Observatorium wird ein Modell von den damaligen Festungswerkern Straßburgs, welche Speckle in Holz vorgestellet hat, aufbewahrt; und bey unserer Stadt-Bibliothek zeigt man einen Plan der Stadt Straßburg, auf welchem unser Speckle das Innere der Stadt, Wasser, Brücken, Gassen, Markt-Plätze, Kirchen und andere merkwürdige Gebäude, von Holz sehr akurat und natürlich entworfen hat. Wenn würde ich fertig werden, wenn ich alle Gebäude und Festungs-Arbeiten, welche noch von der Kunst dieses geschickten Baumeisters zeugen, erzählen wollte; nur muß ich anmerken, daß unser ehemaliges Gemeinhaus, der sogenannte Neue-Bau, von ihm gemacht worden ist. Er starb im Jahr 1589, in einem Alter von 53 Jahren; und nicht nur Straßburg, sondern auch das Ausland bedauerte seinen frühen Tod. Mit Freuden erneure ich heute sein ehrenvolles Andenken unter meinen Mitbürgern, und rufe jedem kraftvollen und geniereichen Jüngling unter uns zu:

Erhöhe dein Talent wie Speckle —
Weihe es dem Vaterland, wie er —
So nennet noch der späteste Enkel
Deinen Namen mit Ehrfurcht!

Begebenheiten der Jahre 1580 bis 1590.

Straßburg, welches seine Freyheit so viele Jahrhunderte hindurch gegen die mächtigsten Feinde ritterlich vertheidiget hatte, wäre, im Jahr 1581, beynahe durch einen verrätherischen Freund gefallen, und in die Hände des blutdürstigen **Herzogs** von **Guise** übergeben worden. Die Sache verhält sich nemlich also:

Seit jener schröcklichen Geschichte, welche unter dem Namen der **blutigen Hochzeit zu Paris** bekannt genug ist, und in der **Bartholomäus-Nacht** 1573 geschahe, hatte sich Straßburg der verfolgten **Hugenotten** brüderlich angenommen, und ihnen in ihren Mauern einen sichern Zufluchtsort angewiesen; mehrere hundert hielten sich auch immer bey uns auf; selbst **Heinrich** von **Bourbon**, Prinz von **Conde**, war zwey Jahre bey uns, und borgte von einem reichen Bürger, **Schenkbecher**,

200 Kronenthaler *). Auch ein gewisser Malaregius, (Maleroy) hielt sich lange bey uns auf; er war ein junger, feuriger, und im Krieg wohl erfahrner Mann von Adel, reformirter Religion,

*) Von diesem Schenkbecher (er war Dreyzehner) haben wir auch eine geschr. Straßburger-Chronik, aus welcher ich Folgendes wörtlich mittheile: „Den 9. Aug. 1575 hat der Durch„lauchtigste, Hochgeborne Fürst und Herr, Hein„rich von Bourbon, Prinz von Conde zu mir „geschickt, und gebethen, ich sollte Sr. Hochfürst„lichen Durchlaucht 200 Kronen leihen; welches „ich gethan, und darum hieher geschrieben, um „den Nachkommen zu verstehen zu geben, wie „es in der Welt herum geht, daß ein Fürst „von Königlichem Geblüt aus Frankreich, um „der Religion willen, in solche Noth kommen „soll, hin und wieder Geld zur Zehrung zu „entlehnen. Ach Herr Gott, erhalte uns im „Frieden bey deinem Wort. Amen!„

Noch eine Stelle aus Schenkbechers Manuscript.

„Auf den heiligen Pfingsttag, 1574, hat „der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Hein„rich von Bourbon, Prinz von Conde, „allhier zu Straßburg in der Kirche St. „Nikolai, vor der Predigt öffentlich Gott „und alle Menschen um Verzeihung gebethen,

der seine Güter in unserer Nachbarschaft hatte; und für die vereinigten Niederlande Truppen warb, denen das Straßburgische Gebiet zum Musterplatz angewiesen war; wirklich hatte er schon 4000 Mann beysammen. Als aber der König von Frankreich, Heinrich III. mit den

„daß er die erkannte Wahrheit, aus Forcht „des Todes, oder aus Zwang des tyranni„schen, mörderischen Königs, Karl IX. in „Frankreich, als er das große Blutvergies„sen vollbracht, auch an ihne, den Prinzen „gesetzt, verleugnet habe; derhalben der Kö„nig von Navarra und er, als junge Herren „gezwungen worden, den Pabst um Ablaß „anzusuchen, und in die päbstliche Messe zu „gehen. Dieserwegen hat der Prinz, da er „nach Straßburg kommen, öffentliche Be„kenntnis gethan, und männiglichen, so von „ihm geärgert worden, um Verzeihung ge„bethen. Der allmächtige Gott woll Seine „Fürstliche Gnaden und allen erlauchten Per„sonen Gnade verleihen, daß sie zur Erkennt„nis der Wahrheit kommen mögen. Zu „obgemeldtem Aktus bin ich auch berufen „worden, und habe alles gesehen und ge„höret: es hat mir auch der Fürst von Con„de alsobald die Hand gebothen, und mich „angesprochen.„

Johannes Schenkbecher.

Hugenotten Friede machte, und ihnen große Freyheiten einräumte, worüber die katholischen Fürsten, und insonderheit der Herzog von Guise, sehr erbittert wurden, und in der Absicht den König zu stürzen, aber unter dem Vorwande, die katholische Religion zu vertheidigen, die heilige Ligue, dies fürchterliche Bündnis mit dem Pabst und dem Könige von Spanien, errichteten, und der Herzog von Guise und der von Lothringen gerne eine veste Stadt, an den Gränzen von Frankreich in ihrer Gewalt gehabt hätten, wozu ihnen Straßburg am aller gelegensten schien, so zogen sie, durch den Grafen Vignori, den jungen Malaregius in ihr Interesse; versprachen ihm die Statthalter-Stelle, und daß sie in der Religion keine Aenderung machen wollten.

Der ehrgeitzige Malaregius brannte vor Begierde, diesen verrätherischen Plan auszuführen; zu dem Ende rüstete er sich mitten in Straßburg zum Krieg gegen diese Stadt, die ihn und seine Brüder, die vertriebenen Hugenotten, mit so vieler Gastfreundschaft aufgenommen hatte. In Basel kaufte er viele Schiffe, Kriegsbedürfnisse, Geschütz und Mundvorrath; von Nürnberg ließ er eine neue Brechmaschine

kommen, die er in Straßburg aufstellte; und unsere Väter ahndeten noch immer nichts Böses; sie selbst waren ihm noch behülflich zu seinen Kriegsrüstungen. Noch war er immer in Gesellschaft mit den vornehmsten Herren der Stadt, die ihn eines großen Zutrauens würdigten, ihm alle Festungswerker zeigten, und ihn um seine Meynung fragten. In diesem Zutrauen wußte er sich dadurch zu erhalten, daß er vorgab, er wollte mit seinem Korps, welches nun vollzählig seye, nächstens nach den Niederlanden aufbrechen, und den Rhein hinunter fahren; in diesem Fall bat er sich die Freundschaft aus, seine Völker zu Wasser, bey dem Johannes-Giessen herein, durch die Stadt führen zu dörfen. Dieses Begehren wurde freylich nicht sogleich willfahrt, doch ahndete man nichts Böses.

Endlich kam der Herzog von Guise mit einem Theil seiner Völker bis an die Zaberer-Steege, um den Malaregius sogleich unterstützen zu können. Die Elsäßischen Stände stutzten; setzten sich in gute Verfassung, und Straßburg wurde wegen dieser unerwarteten Erscheinung gewarnt. Eilend rüsteten sich unsere Väter auch zum Kriege; nahmen fünf Fahnen Kriegsvolk in ihren Sold, und ersuchten den Malaregius,

den man zu allen Berathschlagungen zog, ihnen im Fall der Noth auch mit seinen Kriegern beyzustehen. Ob dieses ausgezeichnete Zutrauen der Straßburger dem Malaregius die Hände band, daß ihm um so viel mehr vor der Ausführung seines schwarzen Plans grauete, weiß ich nicht; — kurz, er zauderte so lange, bis er nichts mehr anfangen konnte. Nun kam ein Eilbote von dem König in Frankreich, der in einem freundlichen Schreiben die Stadt warnte, keine fremde Truppen in ihrer Nachbarschaft zu dulden. Der Magistrat folgte diesem Wink, und bat den Malaregius, daß er sich mit seinen Leuten von dem Gebiet der Stadt entfernen möchte; dieses geschahe, und erst hernach erfuhr man, durch einen vom Adel, die schändliche Verrätherey desselben. Meine freyen Mitbürger und Waffenbrüder werden es tief gefühlt haben, daß in dieser Geschichte wichtige Lehren für uns enthalten sind. O Brüder! wir haben viele solcher Satane unter uns; wachet!! —

Nach überstandener Gefahr schloßen die Elsäßischen Landstände ein Bündnis mit einander zu Abtreibung fremder Gewalt. Jeder einzelne Stand mußte auf den Fall der Noth eine

bestimmte Zahl Streiter bereit halten. Straßburg, z. E. gab 1500 Mann zu Fuß, und 50 Reiter; der Bischof 1800 und 70 zu Pferd; die Oesterreichische Regierung 3000 und 200 Reiter; Schlettstadt, Hagenau, Oberehnheim und Rosheim zusammen 60 Soldaten und 11 Pferde; der ganze Bund 9,800 zu Fuß und 508 Reiter. Wegen dieser Kriegsrüstung legte der Bischof, und der Graf von Hanau eine neue Auflage auf ihre Unterthanen, welche man den **bösen Pfenning** nannte; es war nemlich ein Pfenning auf jede Maaß Wein. Sie sollte 3 Jahre dauern, weil sie aber ungeheure Summen eintrug, ließ sie der Bischof bleiben; denn die Absicht der Fürsten und der Priester gieng nur immer dahin, unter mancherley Vorwand das Mark des Landes auszusaugen.

Großer Streit unter den Gelehrten, 1581.

Im vorigen Jahr wurde die **allgemeine Formula Konkordiä** in allen Kirchen der Augsburgischen Confessions-Verwandten eingeführt, und auch von Straßburg angenommen. Allein eben diese **Lehrform**, welche Einigkeit stiften sollte, richtete allenthalben große Zwietracht unter den Gelehrten an; ich schränke mich

aber billigermaßen blos auf das ein, was in Straßburg geschahe.

Im Monat März starb D. **Marbach**; und D. **Johannes Pappus** kam an seine Stelle; der letzte war ein eben so hitziger Verfechter des Lutherischen Lehrbegriffes als der erste, den wir aus dem vorigen Streit, im Jahr 1563 schon haben kennen gelernt. Der Rektor unserer Akademie, **Johannes Sturm**, und die mehresten Professoren hingegen hiengen dem Kalvinischen Bekenntnis an. Nun traten beyde Partheyen wieder auf den Kampfplatz, und zwar noch viel bitterer und hartnäckiger als vormals; sie erlaubten sich in Predigten und Schriften die heftigsten Ausfälle gegen einander, und ihre Anhänger schlugen heimlich die schändlichsten Pasquillen an. Der Magistrat trat ins Mittel, gebot beeden Theilen, nichts mehr gegen einander drucken zu lassen; allein es half nichts; Sturm schrieb fort, und ließ es in Genv und Neustadt drucken, und die Glieder des Konvents schwiegen in ihren Predigten auch nicht. Die Gährung unter den Bürgern und Studenten wurde so groß, daß man täglich einen Aufstand befürchtete. Der Magistrat ermahnte **Sturmen**, daß er seines

hohen Alters wegen abdanken sollte, so könnte er für sich glauben was ihn gut däuchte; er aber wollte nicht.

Endlich sahe sich die Obrigkeit genöthiget, um Ruhe und Eintracht wieder herzustellen, den redlichen, fleißigen und verdienstvollen **Johannes Sturm**, der 45 Jahre an der Hohenschule gearbeitet hatte, seines Amts zu entlassen; doch sollte ihm, in Betracht seiner großen Treu und seines hohen Alterse, seine ganze Besoldung, und die Probstey **St. Thomä** gelassen werden. Allein der liebe Mann protestirte dagegen, und verklagte die Stadt bey dem Kayserlichen Kammergericht zu Speyer; der Prozeß dauerte sechs Jahre, wurde aber, nachdem er schon vieles Geld gekostet, unausgemacht auf die Seite gelegt. **Sturm** lebte indessen auf seinem Landgut zu **Nordheim**; hatte viele Besuche von Gelehrten, kam aber noch vor seinem Tode in die traurigsten Umstände. Er hatte den grösten Theil seines Vermögens an seine verfolgten Glaubens-Brüder, die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, verwendet; auch für den **Prinzen von Conde** um große Summen Bürgschaft geleistet, und dieses war gröstentheils alles ver-

loren; nun mußte er im höchsten Alter selbst noch Mangel leiden, und war überdieß noch stockblind. **Leser**, weihe auch diesem um dein Vaterland so hoch verdienten Manne, dessen Bildnis du hier vor dir siehest, eine mitleidige Zähre!!

Bruderhöfische Händel, 1583.

Gebhard, **Erzbischof** und **Kurfürst** von **Kölln**, auch zugleich **Domdechant** des hohen Stifts zu **Straßburg**, ließ den 12. **Jänner** öffentlich ein Mandat ausgehen, darinnen er erklärte: „Daß er in seinem Gewissen über„zeugt wäre, daß die Augsburgische Confes„sion auf Gottes Wort gegründet seye; der„halben wolle er, daß sie in seinem ganzen „Bisthum frey gepredigет werde, da er über„dies von seinen Unterthanen schon oft darum „ersucht worden wäre.„ Zugleich **vermählte** er sich mit einer Gräfin von **Mansfeld**, welche Aebtissin eines weltlichen Stifts zu Kölln gewesen war. Da er vorher mehrere Konkubinen unterhalten hatte, so glaubte er, man würde ihm um so viel lieber ein ordentliches Eheweib gönnen. Allein die Domherren von Kölln, welche zum Theil auch Kapitularen des hohen Stifts zu Straßburg waren, tobten

entsetzlich; schalten ihn einen Ketzer und Abtrünnigen, und erwählten den Pfalzgrafen, **Ernst**, **Herzog in Baiern** zum Erzbischof von Kölln. **Gebhard**, mit einigen evangelischen Domherren, wurde darauf auch von dem Pabst in den Bann gethan, aller geistlichen Ehren und Würden unfähig erklärt, und seine Unterthanen von ihren Eiden und Pflichten loßgesprochen. Er hatte aber gleichwohl einen starken Anhang, und die protestantischen Fürsten unterstützten ihn; hiemit kam es zu einem schweren Krieg, der das gute Land schröcklich verwüstete.

Die **Evangelischen Domherren** zu Kölln, **Georg**, **Graf** von **Wittgenstein**, **Hermann Adolph**, **Graf** zu **Solms**, **Johannes**, **Freyherr** von **Winneburg**, und **Ernst**, **Graf** zu **Mansfeld**, welche mit dem Kurfürsten in des Pabsts Bann gefallen, und daselbst aus dem Kapitel verstossen, ihrer Einkünfte beraubt, und ihre Wappen verbrannt wurden, waren auch zugleich **Domherren** zu **Straßburg**. Nun wollte der Bischof und die katholischen Stiftsherren den päbstlichen Bann auch in Straßburg an ihnen vollziehen; weil sie aber wußten, daß die römischen Bannstralen in

einer protestantischen Stadt ohne Wirkung sind, so nahmen sie heimlich die Baarschaft aus der Kasse, schaften den großen Schatz an Silber, Gold und Kleinodien auf die Seite, und verließen den **Bruderhof**: die vier Evangelischen Domherren hingegen blieben in ihrer Residenz; und weil sie ihre Einkünfte vom Stift schon drey Jahre nicht mehr empfangen hatten, und keine Baarschaft vorhanden war, verkauften sie auf tausend Fürtel Früchte zu ihrem Unterhalt; gaben aber eine öffentliche Protestation heraus, daß es blos aus Noth geschähe, damit das Stift in der Stadt Schutz und Schirm erhalten werde.

Unterdessen erschien der Domprobst und einige Kapitularen vor dem Magistrat, klagten über die Evangelischen im Bruderhof, und waren unverschämt genug, dieselben des Raubs der Schätze zu beschuldigen, den sie selbst begangen hatten; und verlangten, daß der Magistrat jene mit Gewalt aus dem Bruderhof treiben sollte. Man antwortete ihnen: „Da „diese rechtmäßige Glieder des hohen Stifts „wären, wie sie, so sey man ihnen den nemlichen Schutz und Schirm schuldig, den man „überhaupt dem Kapitel versprochen habe.

„Sie, die päbstlichen Kapitularen, wären „allein an allem Unheil Schuld, das etwa „entstehen dürfte, weil sie jene, blos um der „Religion willen, von ihren wohl hergebrach- „ten Rechten verdrängen wollten.„ Wegen dieser Sache war damals auch viel Schreibens und Handelns zwischen dem Bischof und der Stadt. Unter anderm war der Bischof auch einmal so treuherzig, in einem Schreiben zu gestehen: **er wisse wohl, wo der verborgene Schatz sey**; wenn der Magistrat die vier Domherren aus dem Bruderhof treiben wollte, so wolle er denselben wieder herbey schaffen.

Da man nun schon so große Proben der Untreue vor sich hatte, besorgte der Magistrat, der Bischof möchte die Stadt bey dem Kayser und dem Reich verunglimpfen; er schickte also eine Gesandtschaft an das Kammergericht in Speyer, um von allem, was vorgefallen war, gründlichen Bericht zu erstatten. So verordnete derselbe auch zugleich, daß noch an dem nemlichen Tag, an welchem es beschlossen wurde, den 22. August Nachmittags um 1 Uhr, in den übrigen Stiftern aufs neue inventirt werden sollte. Die Stiftsherren vom Jungen

St. Peter sträubten sich sehr, und wollten ihre Schätze nicht bekannt werden lassen; als man aber nach dem Stadtschlosser schickte, gaben sie nach; doch wollten sie die Kasse nicht öffnen, bis auch da Gewalt gebraucht wurde. Die Deputirten staunten über dem großen Reichthum; versiegelten alles, und statteten ihren Bericht ab. Die nemliche Operation wurde den 16. September schon wieder vorgenommen, und Schatz und Baarschaft abermal inventirt.

Hierauf nahm der Magistrat den Bruderhof selbst in seinen Schutz, und legte einen Hauptmann mit 24 Soldaten darein; doch wurde vorher in Gegenwart der vier Domherren und eines Notars alles Vorhandene aufgeschrieben und versiegelt. Indessen wuchs die Verbitterung bey beeden Theilen von Tag zu Tag. Die Katholischen Stiftsherren wollten die Evangelischen durchaus abgeschaft wissen, weil sie die Ehe des Kurfürsten zu Kölln gutgeheissen hätten, und darüber in des Pabsts Bann gefallen wären. Diese hingegen beriefen sich auf den, von dem Kapitel selbst gemachten Vertrag: daß niemand der Religion halben auf dem Stift sollte beschweret, sondern beederseits Religionen angenommen werden; wie es auch vorhin

immer gehalten worden sey *); jene wollten den Pabst und den Kayser — diese aber die Stände des Reichs für ihre Richter erkennen. Als die Katholischen Kapitel hielten, und die Evangelischen auch dazu kamen, liefen jene davon, und diese hielten das Kapitel allein; die ersten verwahrten das große Insiegel, und die letzten liessen sich ein neues machen; die Katholischen hielten den Evangelischen ihre Einkünfte zurück, diese hingegen verkauften gegen die 9000 Fürtel Früchte vom Bruderhof, welches der Bürgerschaft, in der damaligen Theurung, wohl zu statten kam, denn sie gaben es fünf Schilling unter dem Marktpreiß; Gült und Zehnten an Wein und Früchten gaben einige Bauern lieber den Katholischen, andere hingegen den Evangelischen: aber gar oft haben beederseits Domherren einander die Gefälle mit bewehrter Hand entrissen; starb einer von den

*) Es ist wohl zu merken, daß schon vorher, und während diesem Streit mehrere evangelische Domherren auf dem Stift waren. Z. E. die drey Fürsten: Friedrich, Erbe von Norwegen, Joachim Karl von Braunschweig und Lüneburg; und Franz, Herzog von Braunschweig und Lüneburg.

Stiftsherren, so erwählte jede Parthey einen neuen für sich: so mehrte sich die Zahl der Domherren überhaupt, so wie die der Evangelischen insonderheit; manche hielten sich auch neutral. Auf diese Art wurde die Verwirrung immer größer, bis sie endlich im Jahr 1592 in einen verderblichen Krieg ausbrach. Oft kamen Kayserliche Befehle und Reichs-Schlüsse, noch öfter versammelten sich die Elsäßischen Landstände und die umliegenden Fürsten wegen diesem Zwist, zu einer Vermittelung, aber alles umsonst; der Prozeß wurde immer verwickelter!

Aus der Zusammenstellung dieser Geschichte sehen meine Leser schon wie weitläufig dieselbe ist. Wer ausführlichen Bericht darüber haben wollte, müßte denselben in den, hierüber im Druck ausgegangenen Akten nachsuchen; ich werde also nur die wichtigsten Begebenheiten ausheben, um das Ganze in etwas zu beleuchten.

Die Evangelischen Domherren hielten den Bruderhof nicht verschlossen, die andere Parthey hatte auch den Zutritt dahin; die Stiftsherren wohnten überhaupt alle auf ihren Höfen. Als aber im Monat Junius 1584 die Evangelischen im Kapitel förmlich entsetzt wurden,

wollte man ihnen auch den Zutritt in den Bruderhof verwehren, welches aber diese nicht zugaben, und die Wache hatte von dem Magistrat Befehl, allen Domherren den Aus- und Eingang frey zu lassen. Die katholische Parthey veränderte daher alle Schlösser im Bruderhof, aber ihre Gegner schlugen sie herab, und legten neue an; diese wurden von jenen wieder zerbrochen, und die ihrigen angeschlagen, welches die Evangelischen noch einmal erwiederten. Diese Neckereyen dauerten bis auf den 18. August an welchem ein großer Bettag, und alles in den Kirchen war; plötzlich kamen drey von den evangelischen Domherren mit 20 Dienern, alle bewaffnet, drangen in den Bruderhof und verschlossen ihn; bald darauf kamen ihre Gegner, mit 40 bewehrten Männern, und wollten auch hinein; aber die Innern vertheidigten sich wie in einer Festung; jene mußten also wieder abziehen; diese hingegen zwangen den Schaffner, daß er ihnen die Kasse und alle Kästen aufschliessen mußte, nahmen Notarien und Zeugen dazu, da befand sichs, daß alles Geld, alle Schätze und Heiligthümer weg waren. Nun wußte man warum die Kapitularen des hohen Stifts in Offenburg ein so großes

Haus gekauft hatten, welches sie neu aufbauten, und mit starken Gewölbern und eisernen Thüren verwahrten? Ein Theil der Schätze ward schon daselbst in sichere Verwahrung gebracht, und alle übrigen würden nächstens nachgefolget seyn, wenn dieser Ueberfall sie nicht verhindert hätte.

Die geraubten Schätze blieben indessen lange verborgen; endlich im Jahr 1588 den 18. Juli fand man dieselben durch folgenden Zufall *): Der Schaffner hatte einige Feldhüner bekommen, die er gern lebendig erhalten hätte; er suchte also einen sichern Ort für sie; ein Gewölbe über dem Kellerhals schien ihm am bequemsten zu seyn; als er die alten Bretter und andere schlechte Sachen wegräumte, fand er drey große, ganz vollgestopfte zwilchene Säcke. Begierig öffnete er sie, und sahe zu seinem Erstaunen nichts als Gold und Silber; eilend holte er die anwesenden Grafen von **Solms** und **Mansfeld**; diese beriefen Notarien und

*) Ich folge hier der Erzählung unsers Daniels Speckle's, der ein Augenzeuge gewesen ist, und über die Bruderhöfischen Unruhen ein weitläufiges Tagebuch in seiner geschriebenen Straßburger-Chronik hinterlassen hat.

Zeugen, nebst einigen Personen vom Magistrat; man durchsuchte die Säcke, und fand darin einen großen Theil der geraubten Schätze. In der geschriebenen Dunzenheimer Chronik der Stadt Straßburg findet sich, Seite 356. das hierüber verfaßte Inventarium, welches in 44 Rubricken drey und sechzig verschiedene Stücke zählet, die in diesen Säcken gefunden worden; von denen ich aber nur die vier ersten aushebe, nemlich:

1. Ein großes Maria-Bild, mit einer vergüldeten Kette und Krone; ein silbern Bild des Kindes Jesu im Arm haltend, welches ein Kleinod am Hals hängen hatte, mit guten Steinen besetzt; wog 80 Mark.
2. Ein silberner St. Lorenz, auf einem vergüldeten Rost, mit Steinen besetzt; hält 80 Mark.
3. Ein silbern St. Johannis-Haupt, auf einer vergoldeten Schüssel, mit Edelsteinen besetzt, 56 Mark.
4. Ein Lamm Gottes, vor einem Mariabild; auf einer Seiten Johannes der Täufer, auf der andern der Evangelist; auch drey Engel, jeder mit einem Rauchfaß; alles von Silber, und mit Dukaten-Gold vergoldet.

Das übrige waren Kruzifixe, Monstranzen, Kelche, Kannen, Rauchfässer u. dgl. Den andern Tag hat man alles zur öffentlichen Schau ausgestellt, und darauf wieder mit großer Feyerlichkeit ins Münster, an seinen Ort gebracht. Nach weiterm Suchen fand man den 22. Juli noch 25 Kelche, acht von lauterm Golde mit Steinen besetzt, sechzehn silbern und vergoldet; nebst einem Kästlein voll Edelsteinen; aber die Baarschaft und die übrigen Ornate bekam man nicht mehr.

Im Jahr 1587 kam der Bischof von Straßburg sehr ins Gedränge. Er hatte nebst dem Herzog von Lothringen und dem Herzog von Guise zu dem heiligen Bündnis (Sancta Ligue) geschworen, und der Stadt Straßburg heftig damit gedräuet; nun war es gewiß, daß in wenig Wochen 10,000 Mann zu Pferd, von den evangelischen Fürsten durch das Elsaß ziehen würden, um dem König **Heinrich** in **Navarra** gegen die heiligen Liguisten zu helfen. Er fürchtete daher, daß der König von **Dännemark**, dessen Prinz auch auf dem hohen Stift zu Straßburg war, mit den andern evangelischen Fürsten, von **Braunschweig**, **Lüneburg**, **Anhalt** sich an ihm rächen, und das

ganze Land verheeren möchten. Zu dem kam eben ein scharfes kayserliches Mandat wider die Grafen im Bruderhof, des Inhalts: daß ihnen niemand nichts liefern, und sie den Bruderhof in Zeit vier Monaten, bey Strafe der Reichs-Acht, räumen sollten. Dieses Mandat hätte er gerne vollzogen, aber aus Furcht vor den teutschen Kriegsvölkern schickte die ganze Ritterschaft und das Landvolk alle Gült und Zehnten in den Bruderhof.

Allein diese Völker, zu welchen auch noch **zwanzig tausend Schweitzer** von oben herab kamen, waren eine große Plage für das ganze Land. Rohe Krieger fragen nicht lange, ob in diesem Dorf oder Haus ein Freund oder Feind wohne? Der Krieg mit den Hugenotten in Frankreich war im eigentlichsten Sinn ein **Religionskrieg**; alle diese Völker kamen um den Reformirten daselbst zu Hülfe zu eilen; Straßburg sahe sie als Freunde an; führte alle Tag vierzig tausend Pfund Brode, 20,000 Pfund Fleisch und 20,000 Maaß Wein in ihre Läger, und doch wurden die Straßburgischen Dörfer eben so wohl geplündert und verbrannt, als die Bischöflichen; Schändung der Weiber und Töchter, und mancherley Grausam-

Grausamkeiten an Freunden und Religions-Verwandten eben so wohl verübt, als an den erklärten Feinden. Da fragte man nicht nach Ehrbarkeit, nach Zucht und nach Bescheidenheit. Möchten doch alle schlechten Bürger Frankreichs, die den Umsturz unserer Konstitution so sehnlich wünschen, und eine blutige Gegenrevolution aus allen Kräften befördern wollen, möchten doch diese verblendeten Vaterlands-Feinde aus dieser Geschichte lernen, **daß das Ungemach des Kriegs sie eben so wohl als die guten Bürger treffen würde; ja daß gerade sie, weil sie unter den Patrioten wohnen, und also zwischen zwey Feuer kämen, die aller Unglücklichsten wären, und doppelte Gefahr auszustehen hätten!!**

Nachdeme diese Völker bey acht Wochen im Elsaß gelegen, und über dreyhundert Dörfer geplündert und viele verbrannt hatten, zogen sie über die Zaberer-Steege in Lothringen. Der Herzog, der dieser Macht nicht widerstehen konnte, gab hundert sechzig tausend Kronen Brandschatzung; acht Tage lang, für jeden Tag, zweymal hundert tausend Pfund Brod; fünfzig tausend Pfund Fleisch, und

Wein so viel aufzubringen war, über dieses mußte er die heilige Ligue abschwören. Auf solche Art rettete er sein Land von dem gänzlichen Verderben.

1 5 8 8.

Unterdessen stärkten sich die Evangelischen Domherren immer mehr; hielten Kapitel, und suchten von den jährlichen Gefällen, mit bewehrter Hand so vieles einzutreiben als möglich war; und weil die 72 Vikarien im Gürtlerhof sie nicht anerkennen wollten, und mancherley Schwierigkeiten machten, citierten sie dieselben sämmtlich vor ihr Kapitel; als sie aber nicht erschienen, nahmen sie den 8. Nov. den Gürtlerhof gewaltsamer Weise in Besitz; inventirten alles, und fanden Briefe von dem Pabst Sixtus V, aus welchen erhellte, daß der Bischof, mit Hülfe der heiligen Ligue nicht nur die Evangelischen Domherren vom Stift treiben, sondern die ganze Stadt wieder unter den Gehorsam des Pabsts bringen sollte! Wegen dieser Entdeckung wurden die Schöffen zusammen berufen, die Stadt setzte sich in gute Verfassung, und war der Liguisten wegen ausserordentlich auf ihrer Hut. Auch schloß Straßburg mit den Schweitzer-Städten Bern

und Zürch ein enges Bündnis; welches den Bischof sehr verdroß.

1 5 8 9.

Damit aber des Pabsts Bann und Prozeß auf dem hohen Stift zu Straßburg verachtet und unkräftig gemacht würde, so wurde bey einem General-Kapitel der einmüthige Schluß gefaßt: „Daß ein jeder Mensch, also auch „ein Kanonikus, der sich nicht enthalten „könnte, nach göttlichen und menschlichen „Rechten befugt sey, sich zu verheyrathen; „ohnbeschadet seiner Einkünfte und Gefälle.„ Darauf traten sogleich zween Domherren in den Ehestand; als Graf Herrmann Adolph von **Solms** mit der Schwester des Grafen von **Mansfeld**; dieser aber mit einer **Rhein-Gräfin, Juliana.** In diesem Jahr kam **Gebhard** von **Truchses**, der gewesene Kurfürst von Kölln, mit seiner Gemahlin hieher; er blieb auch in Straßburg bis an seinen Tod. Um diese Zeit drückte eine schröckliche Theurung das ganze Land. Ein Fürtel Waitzen galt schon einige Jahre her sechs bis sieben Gulden *)!

*) So weit Daniel Speckle.

Begebenheiten der Jahre 1590 bis 1600.

Nachdeme sich Straßburg allenthalben mit Gefahr umringt sah, und man wohl wußte, was der Herzog von Lothringen und der Bischof im Sinn hätten, auch erfahren hatte, daß der Sohn des Herzogs mit dem Bischof einige Tage verkleidet, in der **Carthaus**, nahe bey Eckbolsheim, sich aufgehalten, wo sie alles besichtiget und abgemessen hätten; dieser Ort aber wegen seiner Lage und starken Mauern leicht zu befestigen, und also der Stadt höchst schädlich werden könnte: so war der Magistrat äusserst besorgt, diese Gefahr abzuwenden. Es gehörte aber diese Carthause zu der großen Carthause in **Grenobel**, und folglich stand sie unter der Autorität des Königs von Frankreich; aber **Heinrich** IV. war ein guter Freund von Straßburg; schon im Jahr 1589 hatten wir ihm 42,000 fl. geliehen, und man wußte, daß er noch mehr benöthiget wäre. Man trat also mit dem König, wegen der Carthause in Unterhandlung; gab ihm noch 18000 fl. und er übergab das Kloster mit seinen Gefällen an die Stadt, jedoch mit der Bedingung, **daß man sich mit dem Orden darüber vergleichen sollte.** Das war nun freylich ein großes Notabene; aber die Gefahr war zu groß, als daß Straßburg nicht das Aeusserste hätte wagen sollen. Schon hatten

zween andere Fürsten bey dem König auch um diesen Platz angehalten; Straßburg griff also eilend zu und schickte den 28. Juli, 1591, zween gedeckte Wägen mit 12 Einspännigern, und 26 Soldaten hinaus, und holten die 4 Geistlichen nebst dem Gesinde daselbst, welche sich aber gewaltig sträubten, in die Stadt; darauf wurde das schöne Kloster, welches im Jahr 1320 von 3 Straßburgischen Bürgern erbaut worden war, der Erd'e gleich gemacht; das Carthäuser-Kloster nach Molsheim verlegt, aber Straßburg gerieth mit dem Orden in einen weitläufigen Prozeß, der erst 1601 entschieden ward, und schröckliche Summen kostete.

1592.

In dem Kloster St. Klaus in Undis war eine junge Klosterfrau, Namens Braunin, deren Verwandte sie gern verheyrathet hätten, wozu auch sie selbst Neigung hatte. Der Magistrat ließ also um ihre Entlassung bitten; aber die Priorin sträubte sich so lange, bis sie Gewalt sahe. Durch die öftern Besuche lernte man das Kloster ein wenig kennen; man fand 30 Nonnen darinnen, also weit mehr als die Einkünfte des Klosters tragen konnten; der Schaffner war aber auch 7000 fl. schuldig. Darauf wurde beschlossen, die 3 Nonnenklöster in eines, bey St. Margarethen, zusammen zu ziehen. Als die

Herren vom Rath ihnen solches anzeigten, und denen welche sich verheyrathen wollten, jährlich 60 fl. und 24 Fürtel Früchte zuerkannten, meldeten sich von 30 Jungfrauen 24, und in dem Kloster der Reuerinnen 5 zum Ehestand an. Die übrigen brachte man in zwey gedeckten Wägen nach St. Margarethen, wo aber der Magistrat, weil man sie nicht annehmen wollte, auch Gewalt brauchen mußte. Das leere Kloster Klaus in Undis wurde hernach oft für ein Lazareth gebraucht. Die Einkünfte zu Unterhaltung der Kirchen- und Schuldiener, wie auch für junge Studirende verwendet. Uebrigens bekam die Stadt auch wegen dieser Aufhebung weitläufige Händel bey dem Kammergericht.

Neue Bischofswahl, und der darauf erfolgte Lothringische Krieg, 1592.

Dieses merkwürdige, Thatenreiche und ewig gesegnete Jahrhundert nahete sich nun seinem Ende. Straßburg hatte eine wichtige Rolle in demselben gespielt, und durch Klugheit und Muth die grösten Gefahren von sich abgewendet; aber nun begieng der Magistrat eine Unvorsichtigkeit, durch welche Stadt und Land in einen schädlichen Krieg verwickelt wurde. Ich kann mich zwar in keine umständliche Erzählung dieses weitläufigen Streits einlassen, dieses ist in einem besondern Buch zu finden,

aber ich will doch meinen Lesern das Wesentlichste davon mittheilen.

Schon im vorigen Jahr hatte Straßburg mit den **Evangelischen Domherren**, deren siebenzehn auf dem hohen Stift waren, ein förmliches Bündnis errichtet. Kraft dessen mußte nun die Stadt an allen folgenden Vorfällen thätigen Antheil nehmen, welches für sie sehr üble Folgen hatte. Unser Magistrat gab wohl dem von Kölln den Rath: „**er sollte die Hand nicht zwischen Thür und Angel stecken**,„ aber er selbst befolgte ihn nicht!

Bischof Johannes starb den 22. Apr. Am 17. May hielten die Evangelischen Domherren Kapitel, und luden die 8 Katholischen auf den 20. May zu einer neuen Wahl ein; aber es erschien keiner. Mit Erlaubnis des Magistrats stellten sie nun eine eigene Wahl an. D. Pappus hielt die Wahlpredigt, über 1 Timoth. 3. v. 2. **Ein Bischof soll unsträflich seyn** . . . . Darauf wählten sie einen jungen Herrn, von noch nicht 15 Jahren, nemlich **Johann Georg, Marggraf** von **Brandenburg**. Dagegen wählten die 8 katholischen Stiftsherren den 31. May den **Kardinal, Karl** von **Lothringen**, einen eifrigen Anhänger der heiligen Ligue. Nun war der Krieg entschieden!

Dem lutherischen Bischof, welcher sich aber nur

Administrator nannte, gab die Stadt vermöge des Bundes, 60 Reiter, vier Fahnen Kriegsvolk und acht Kanonen, womit in Kurzem das Schloß **Kochersberg** und die Festung **Dachstein** erobert wurde; als aber der Kardinal mit 200 Pferden und 2000 Soldaten zu Fuß, ins Land kam, und Zabern eingenommen hatte, griff er das Straßburgische Gebiet an; plünderte und verbrannte ihre Dörfer, Flecken und Schlösser, verheerte ihre Güter, und richtete alles zu Grunde. Das veste Schloß **Waßlenheim** wurde den 27. Juni eingenommen, der Flecken geplündert und verbrannt; **Barr** hatte am 10. Aug. das nemliche Schicksal. **Wangen** empfand den 27. Okt. die Wuth der Lothringischen Krieger; sie streiften bis nahe an die Stadt; plünderten **Schiltigheim** und alle umliegende Dörfer. So weit man von der Höhe des Münsterthurns sehen konnte, sahe man nichts als Rauch und Feuer, und auf den Straßen räuberische Horden. Bischöfische und Straßburgische Bauern flohen in die Stadt; diese war dicht mit Menschen angefüllt, und empfand die ganze Last des Kriegs, von innen und von aussen. **Straßburg hatte die Hand zwischen Thür und Angel gesteckt, und nun wurde sie ihr schröcklich zerquetscht.** Der Marggraf von Brandenburg und die verbundenen Fürsten und

Grafen gaben nichts als gute Worte und leere Versprechungen: Straßburg hingegen mußte Geld und Volk, Lebensmittel und Geschütz hergeben; für seine eigene Sicherheit sorgen, den Ruin seiner Handlung, seiner Bürger und Unterthanen erdulden, und noch die andern Fürsten und Stände entschädigen, deren Gebiet in diesem Kriege gelitten hatte *). Er dauerte nur 8 Monate, aber er kostete die Stadt über **drey Millionen Gulden.** Alle Stadt- und Privatkassen waren leer, und die Bürger mußten ihre Baarschaft und alles Silbergeschirr hergeben. **Wenker** sagt, bey Erzählung dieser Geschichte: „**Hier** „**wurde der Grund zu den großen Schulden** „**des Pfenningthurns gelegt**; und alles Un„glück das hernach die Stadt betraf, war eine „Folge dieses Kriegs." Gewiß ists, daß Straßburg von diesem Zeitpunkt an, nicht mehr zu seiner vorigen Kraft und Größe gelangen konnte.

Im Jahr 1593 den 17. Febr. wurde darauf der Friede dergestalt geschlossen: daß von den Partheien selbst 6 Fürsten als Richter erwählt wurden, welche die Sache endlich entscheiden sollten; unterdessen wurde beiden Bischöffen, und beederlei Kapitularen

*) Umständlichen Bericht von diesem Kriege findet man zum Theil in der Fortsetzung Sleidans bey dem Jahr 1592.

gewisse Einkünfte des Bisthums angewiesen, der Stadt aber die ihr abgenommenen Flecken u. Schlösser, aber freilich in dem elendesten Zustande, wieder zurücke gegeben. Wegen den ungeheuern Kriegskosten, für eine Armee von 12,500 Mann und 2000 Pferden mit viel schwerem Geschütz, welche Straßburg allein getragen hatte, wollte **Brandenburg** nichts bezahlen; denn **Fürsten kennen keine andere Religion als ihr Interesse!** Kaum erhielt die Stadt eine Versicherung auf 800,000 fl. Inzwischen zog sich dieser große Streit sehr in die Länge, und wurde erst im J. 1604 folgender Gestalt entschieden. **Brandenburg** überließ das Bisthum dem **Kardinal** gegen eine Summe von 130,000 fl. und überdieß noch jährliche Renten auf die Zeit seines Lebens, 9000 fl. **Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen!!** sagte einer der grösten Fürsten, Ps. 146. v. 3.

Löbliche Stiftungen.

Ich denke meinen lieben Mitbürgern einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen nach und nach die nützlichsten und nachahmungswürdigsten **Stiftungen** und **Legate** bekannt mache, welche einige edle, und für die Nachwelt weislich besorgte Menschenfreunde gemacht haben. Ich mache den Anfang mit den schönen Legaten, welche **armen**

Bürgerstöchtern, die Zeugnisse einer guten Aufführung aufweisen können, wenn sie sich verheyrathen wollen, gereicht werden. Es sind derselben Achte, von denen alle Jahr im Monat Januar viere, an vier katholische und eben so viel evangelische Töchter, ausgetheilt werden. Man meldet sich bey dem jedesmaligen Verwalter der milden Stiftungen.

1. Das Hellische Legat: gestiftet im Jahr 1479, von Johannes Helle, Domdechant bey St. Thomas. Es besteht aus 1000 Livres Kapital, folglich 40 Livres Zinße, welche alle zwey Jahre einer katholischen und evangelischen Tochter zugleich gegeben werden.

2. Das Heßlerische, im J. 1585, von Joh. Heßler, der Rechtsgelehrsamkeit Doktor, und Probst zum jungen St. Peter, besteht in 1000 Livres Kapital, und 40 Liv. Zinße.

3. Das Braunische, im J. 1603, von Frau Jakobea Braunin, Hrn. Dreizehners, Jakob Kniebsen Ehefrau. Kapital 1166 Liv. 13 S. 4 D. jährliche Zinße 52 Liv. 8 S. 6 D.

4. Das Wohlfahrtische, gestiftet 1632, von Frau Anna Wohlfahrtin. Kapital 800 Liv. Zinße 40 Livres.

Diese vier sind im Jahr 1791 für die Jahre 89

und 90 ausgetheilt worden, und werden im Anfang des Jahrs 1793 wieder vergeben.

5. Das Hüttichische Legat, von M. Johannes Hüttich, gewesenen Chorkönig im Münster. Kapital 2,100 Liv. Zinße 84 Liv. Dieses wird alle Jahr unter 2 Töchter beeder Religionen vertheilt.

6. Das Schaffnerische, gestiftet von Frau Elisabetha Schaffnerin, deren Andenken auch durch die sogenannten Prechterischen Häuser verewigt wird, in welchen sie zwölf armen Wittwen ihre Wohnungen angewiesen hatte. Das Kapital für arme Töchter ist 1000 Liv. Zinße 40 Liv.

7. Das Maierische, im Jahr 1551, von Conrad Maier, hiesigen Bürger. Kapital 1050 Livres Zinße 42 Livres.

8. Das Brandische, gestiftet 1704 von Frau Margaretha Brandin; Kapital 1000 Livres Zinße 50 Livres.

Diese vier Legate sollten im Monat Januar, 1792, unter vier katholische und evangelische Töchter zur Hälfte, ausgetheilt werden; weil aber keine katholischen Töchter, welche die erforderlichen Eigenschaften besitzen, sich angemeldet haben, so ist die Austheilung verschoben worden.

O, ihr Begüterten unter uns, ahmet diese schönen Beyspiele nach — so wird Gott und die Nachwelt euch segnen!

Ende des zweyten Bandes.

B S B
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friese, Johannes, / Herrich-Schaeffer, Gottlieb August / Buddeus, Johann Franz

Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg und des ehemaligen Elsaßes Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791

Bd.: 2

Straßburg 1792

Als. 214 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253244-1
VD18 90032942